This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07574751 3

ne Flügel

Roman von Ossip Schubin

Berlin
Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel)

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

DEC 5 1915

JUN - 1 19[illegible]

Form 419

8938.

Gebrochene Flügel.

Kirschner
NGL

Gebrochene Flügel.

Roman

von

Ossip Schubin.

Vierte Auflage.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1908.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
639749
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1914 . L

Alle Rechte, vornehmlich das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Ihrer Exzellenz

Gräfin Alexandra Széchényi

geb. Gräfin Sztáray-Szirmay

in Liebe und Dankbarkeit zugeeignet.

Ossip Schubin.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Stechert, Feb. 4/14. $1.05

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Motto: Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen — du bist mein!...

Sie war aus guter Familie oder wenigstens aus sehr gutem Hause. Ihr Vater, dem sie ähnlich sah, hatte Baron Jewitsch geheißen und ihre Mutter, der sie nicht ähnlich sah, war eine geborene Freiin von Ingelsheim.

Die Familie des Vaters war nicht weit her, und der Titel stammte erst aus der vorigen Generation; die Familie der Mutter gehörte zum alten mährischen Landadel und konnte sich der vornehmsten Verbindungen rühmen. Aber — niemand rühmte sich damit bei den Jewitsch. Wenn man sich unter ihnen mit irgendetwas berühmte, so war's mit der großen Begabung des Vaters, die, so erzählte man sich's halblaut — es war ein Glaubensartikel bei der Witwe des Verstorbenen, ebenso wie bei seinen vier hinterbliebenen Kindern —, seiner Karriere immer hinderlich gewesen, indem sie ihn veranlaßt hatte, zu viel nachzudenken und sich infolgedessen auf einen schlechten Fuß mit seinen Vorgesetzten zu stellen. Das führte zu nichts — besonders nicht beim Militär. Und Karl Jewitsch war Reiteroffizier gewesen.

Dank seiner zu starken Begabung hatte er es nie über den Major hinausgebracht und hatte sich mit vierzig

Jahren pensionieren lassen müssen. Noch ehe seine vier Kinder herangewachsen waren, war er gestorben. Trotzdem er sie in elenden Verhältnissen zurückgelassen hatte, gedachten sie seiner stets mit der größten Ehrerbietung.

„Armer Papa!“ hieß es immer, wenn auf ihn die Rede kam, „er hätt's weiter bringen können, aber er war halt zu g'scheit — er war halt zu g'scheit!“

Und Nina — Nina — war dem Vater nachgeraten, gleich ihm war sie „zu begabt“; es hatte leider den Anschein, daß auch in ihrem Fall die Begabung nur dazu ausreichen würde, ihr das Leben zu erschweren und zu verbittern.

Die Söhne — sie dienten beide in der Marine und hielten sich offenbar nicht für begabt, denn sonst hätten sie kaum gewagt, es mit dem militärischen Beruf zu versuchen — gingen ihren Treppelweg und warteten geduldig das Avancement ab, wie es sich ihnen bot. Im höchsten Maße litten sie an der für arme Österreicher aus gutem Hause charakteristischen Schüchternheit und Befangenheit, die es ihnen unmöglich machte, sich zur Beförderung heranzudrängen, einen einflußreichen Verwandten um Protektion anzusprechen und so weiter. Alles, was sie taten, um vorwärts zu kommen, war, schlicht und tadellos ihre Berufspflichten zu erfüllen. Dabei ersparten sie von ihrer schmalen Gage ein paar Heller und schickten selbe regelmäßig jeden Monat nach Hause.

Die Mutter empfing die armseligen Geldspenden immer mit Tränen in den Augen. Sie wußte, daß sich ihre Söhne das „Soupieren“ abgewöhnt hatten, um ihr fünf Gulden monatlich senden zu können. Demzufolge rührte sie die „Hungergroschen“, wie sie das

Geld nannte, so selten als möglich an; wenn es irgend ging, hob sie dieselben auf, um ihren „Buben“ mit einer Anschaffung unter die Arme zu greifen, sobald sie dieselbe brauchten. Sie betete ihre Buben an, und — mit Recht.

Bei aller vernünftigen Geduld, mit der sie sich in ihre elenden Verhältnisse hineinfügten, waren sie keine Duckmäuser und hatten in keiner Weise ihre moralische Elastizität verloren. Die kleinste Freude, die sich ihnen bot, genossen sie wie Kinder, und an den großen Freuden der andern gingen sie neidlos vorbei, falls sie ihnen nicht mit vergnügt unbefangenem Interesse aus der Ferne zusahen. Wenn sie einer um den andern Urlaub hatten, brachten sie denselben mit Enthusiasmus „zu Hause“, das heißt bei der Mutter zu. Sie schliefen in einer dunkeln Kammer, die nur durch eine in die Tür eingesetzte Scheibe Licht erhielt, und ihre Unterhaltung bestand darin, die Schwestern abwechselnd zu necken und zu verhätscheln und, immerwährend plaudernd, die Hände in den Hosentaschen, der dienstlichen Strammheit behaglich entledigt, der Mutter auf Schritt und Tritt bei ihren häuslichen Beschäftigungen nachzugehen.

Diese Beschäftigungen waren vielfach und angreifend. Die Baronin schrak vor nichts zurück — kochte, plättete, wusch, wenn's darauf ankam, und nicht selten zog einer der jungen Marineoffiziere die Hände aus den Taschen, um der Mutter mit echt militärischer Geschicklichkeit einen Handlangerdienst zu leisten — alles frisch und fröhlich, als handle es sich um einen Scherz.

Ja, „ihre braven Buben“ waren für die Baronin ein großer Trost, und daß sie es bei aller Bescheidenheit und Genügsamkeit doch noch zu etwas

bringen würden im Leben, daran zweifelte sie keinen Augenblick.

Um die Mädchen stand's schlimmer. Mit der jüngeren ging's noch, sie hatte das sanguinische Temperament der Brüder, freute sich an jeder Bewegung, wenn sie auch in nichts anderm bestand als in Scheuern und Putzen. Zu allen häuslichen Beschäftigungen legte sie die unglaublichsten Fähigkeiten an den Tag. Sie schneiderte nicht nur die Garderobe für die sämtlichen weiblichen Mitglieder der Familie, sondern nähte auch noch die Wäsche für die Brüder. Außerdem hatte sie, Gott sei Lob und Dank, kein besonderes Talent — es sei denn das, unter allen mitunter recht schwierigen Umständen ihrer Existenz immer nett und ordentlich auszusehen und von Grund aus vergnügt zu bleiben.

Aber die ältere . . . aber Nina . . . die war wie der verstorbene Vater, zu begabt!

Wenn man ihre vielgerühmte Begabung hätte präzisieren, das Wie und worin sie bestand genau hätte feststellen wollen, so hätte man seine lieben Schwierigkeiten damit gehabt. Eigentlich äußerte sich dieselbe vorläufig nur in ziemlich verworrenen Aspirationen und in Unzufriedenheit. Aber sie war nun einmal das, was man eine interessante Individualität nennt, kein Alltagsgeschöpf — sie war ungewöhnlich genug, sich in gewöhnlichen Verhältnissen unbehaglich zu fühlen, nicht ungewöhnlich genug, um die Verhältnisse umzugestalten.

Von positiven Talenten hatte sie nur ein sehr kleines, musikalisches; sie spielte hübsch Klavier, mit unausgeglichener Technik, aber großer Eigenart der Empfindung.

Weit reichte das auch nicht. Als sie versucht hatte,

durch ausdauerndes, etwas übertriebenes Üben technische Schwierigkeiten zu überwinden, hatte sie sich den vierten Finger verspielt. Damit war ihr die Hoffnung auf eine künstlerische Zukunft, welche sie eine Zeitlang in sich groß hätschelte, benommen. Ihre Existenz hatte von da an kein Ziel mehr.

Daß sie eine andre, viel köstlichere Gabe besaß, als es ihr bißchen Talent zum Klavierspielen gewesen — eine große, ungewöhnliche Schönheit, wußte sie damals noch nicht.

Mehr oder minder waren sie alle schöne Menschen zu Hause, von der Mutter angefangen, der trotz ihres früh ergrauten Haares noch heute die Leute auf der Straße nachsahen, so fein war ihr Profil und so frisch funkelten ihre schwarzen Augen — da fiel Ninas Äußere nicht weiter auf, und bei den strengen und etwas engen Familientraditionen, in denen die Baronin aufgewachsen war, und in denen sie ihre Töchter erzog, war es ausgeschlossen, Mädchen auf ihr Äußeres aufmerksam zu machen.

So schleppte sie denn ihre Existenz müde hin von einem Tag zum andern und fragte sich immer wieder: „Für was?“

Mutter, Schwester und Brüder verwöhnten sie, wo sie konnten, bedauerten sie dafür, daß es zwischen ihnen ihr allein an der Fähigkeit gebrach, sich mit ihren traurigen Verhältnissen nicht nur abzufinden, sondern sich glücklich zu fühlen darin. Sie erkannte das Unverdiente dieser geduldigen Güte, war ihren Angehörigen dankbar dafür und zahlte ihren Dank durch Ausbrüche maßloser Herzlichkeit, die jedesmal in Tränen endigten. Aber mitten aus ihrer warmen und auf-

richtigen Zärtlichkeit blieb ihr immer ein gewisses Sichbesserdünken ihnen gegenüber, ein Hang zu geistiger Überhebung, den sie mit ihrer „Begabung" von ihrem Vater geerbt.

So wurde sie vierundzwanzig Jahre alt; in ihren Verhältnissen änderte sich nichts, als daß die Brüder um einen Grad avancierten, weshalb sie nun zehn Gulden monatlich nach Hause schicken konnten, anstatt wie früher fünf, und daß eine sehr hochgestellte Verwandte Nina zu sich einlud, wodurch sie das Leben im großen Zuschnitt etwas genauer kennen lernte, als bisher durch die Vermittlung von Romanen und infolgedessen nach dem kurzen Erholungsbesuch die Kümmerlichkeit zu Hause noch unerträglicher fand.

Die Anfälle nervöser Gereiztheit wurden bei ihr immer häufiger, die darauffolgenden Selbstanklagen immer stürmischer und angreifender — man hätte schwer zu entscheiden vermocht, was auf ihre Angehörigen peinlicher wirkte. Endlich vertrug sie die aussichtslose Eintönigkeit ihres Müßiggangs nicht mehr. Sie erklärte Mutter und Schwester, sie wolle nach Paris reisen, um sich im Französischen zu vervollkommnen; wenn sie dann zurückkehrte, wäre sie vielleicht imstande, etwas für ihre Familie zu erwerben, ihnen etwas von dem zurückzuzahlen, was sie in diesen langen Jahren nie müde geworden, ihr an Liebe und Geduld zu bieten.

Die Mutter schüttelte den Kopf, die Brüder äußerten sich heftig gegen den Plan, aber Nina hatte den stärksten Willen in der Familie, trotz aller ihrer auf und ab schwankenden Reizbarkeit — mit eiserner Energie setzte sie ihren Vorsatz durch.

Eine ihrer ehemaligen Lehrerinnen hatte ihr einen

Posten in einem Pariser Pensionat verschafft, wo sie Kost und Wohnung umsonst erhalten sollte, das heißt dafür, daß sie täglich zwei Klavierstunden gab. Unter Tränen und Küssen nahm sie Abschied von Mutter und Schwester. Als sich der Eisenbahnzug in Bewegung setzte, riefen ihr noch beide zu: „Komm bald wieder — bald!“ Sie winkte ihnen mit dem Taschentuch, solange sie noch zu sehen waren, dann drückte sie sich schluchzend in eine Ecke des Coupés. Der Zug ächzte und stöhnte wie ein Ungeheuer, das eine Beute mit sich schleppt. Mitten in ihre maßlose Wundheit, die Wundheit jener, die zum erstenmal die schützende Wärme des Familienlebens verlassen haben, mischte sich eine erwartungsvolle Neugier. Als sie sich müde geweint, begann sie Luftschlösser zu bauen. Dann erinnerte sie sich der Stimmen von Mutter und Schwester, die ihr zuriefen: „Komm bald zurück — bald, recht bald!“ Da war ihr's, als müsse sie zum Coupéfenster hinausspringen, um zu ihnen zurückzulaufen quer durch die kalte, kahle graue Herbstnacht zu der liebevoll geschützten Enge der Heimat! Wann sollte sie die wiedersehen?

* * *

Paris! Paris! . . . Sie hatte davon gelesen, sie hatte davon gehört, sie hatte davon geträumt! Ihre Vorstellungen davon waren beiläufig so deutlich wie die Vorstellungen, die sich ein gläubiger Christ vom Himmel oder von der Hölle macht. Sie erwartete etwas Lockendes, Abstoßendes, aber durchaus Märchenhaftes, Großartiges — etwas, dessen Merkwürdigkeit sich auf den ersten Blick kundgeben würde. —

Sie kam an um sechs Uhr früh, hungrig, frierend,

in einer großen, schmutzigen Ankunftshalle, in der die Zollbeamten mit fast wegwerfender Bereitwilligkeit den Stempel auf ihren kleinen Koffer pappten, ohne denselben zu öffnen und eines prüfenden Blickes zu würdigen. Sie war noch nie irgendwo angekommen, ohne daß sie jemand abgeholt hätte. Das Gefühl ihrer Vereinsamung schnürte ihr den Hals zu, zugleich schämte sie sich ihrer armseligen Existenz. Eine Dame mit Kindern, mit einem ganzen Fourgon voll Gepäck, mit Kammerjungfer und Bedienten, die im selben Zug mit ihr gereist war, nahm die allgemeine Aufmerksamkeit von Bahnbediensteten und Packern in Anspruch. Die arme Nina war zu schüchtern, um sich zu rühren. Endlich kam ein Kommissionär und fragte sie mit jener gutmütigen Courtoisie, welche Franzosen auch sehr schäbigen Damen entgegenbringen, ob er ihr nicht in irgend etwas behilflich sein könne, ob sie keinen Wagen brauche? Sie brach in Tränen aus und wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen, so gerührt war sie, daß irgend jemand ihr ein gutes Wort gab. Einige Minuten später rollte sie in einem kleinen gelben Fiaker durch ein endloses Straßengewirr ihrem Bestimmungsort entgegen. Rings um sie herum sehr hohe schmutzige Häuser, von eisernen Balkonen umgürtet, mit Jalousien versehen; wo eine Lücke zwischen den Häusern aufklaffte, Wände mit grotesken Anschlagzetteln beklebt oder bemalt — feuchte Schlüpfrigkeit überall — ein Hauch fauler Ausdünstung, ein kalter weißer Nebel, der über die nassen schwarzen Steine schlich, ein paar übernächtig aussehende Laternen, die in weiten Zwischenräumen melancholisch in den trüben Morgen hineinflackerten — und an den Häusern weiter kriechend ein müdes, geschminktes Frauenzimmer,

und hinter ihr her ein Mann in schmutziger weißer Bluse und mit schwankenden Beinen, der sie einzuholen suchte, nachdem er soeben aus einer Schenke getreten war!

Das war Paris! Das war der Glückshafen, in den sie ihre ganze Persönlichkeit hineingeworfen, in der Hoffnung, das große Los zu ziehen!

* * *

Das Pensionat der Madame Legrand befand sich zu Neuilly in einem Hause, das etwas abseits von den andern mitten in einem Garten stand. Die Jalousien waren noch geschlossen, man sah dem ganzen Hause an, daß es schlief, als der gelbe Fiaker mit Nina und ihrem armseligen Koffer davor hielt. Ein Hausknecht öffnete ihr die Tür, die in einen sauber gehaltenen, aber sehr engen Flur mündete. Sie zahlte den Fiaker, der Hausknecht hob den kleinen schwarzen Koffer auf seine Schulter. Eine Frau mit einer weißen Haube und einer großen blauen Schürze trat aus einer Seitentür des Flurs. „Die neue deutsche Lehrerin?" fragte sie. Nina begriff erst nicht . . . „Die neue Klavierlehrerin?" fragte die Frau langsamer, lauter, nachdrücklich jede Silbe betonend, offenbar in der Idee, die Ausländerin habe nicht verstanden — „die neue Klavierlehrerin!"

Diesmal begriff Nina . . . Lehrerin . . . Bisher war sie bei aller Armut doch immer die Baronin Jewitsch geblieben, das heißt eine Persönlichkeit, für die man Rücksichten hat, die eine Ausnahmestellung einnimmt. Ohne sich darüber klar zu werden, hatte sie die Vorstellung mitgebracht, daß sie auch in der Pension Legrand eine Ausnahmestellung behaupten, als Dilettantin behandelt werden würde, und jetzt . . . Klavierlehrerin" . . .

Das Wort gab ihr einen Stich, aber sie nickte mit dem Kopf. Die Concierge — denn das war die Frau in der weißen Haube, offenbar war sie aufgestanden, um Nina die Honneurs zu machen — führte sie in ihr Zimmer hinauf, wo der Hausknecht — es war ihr Mann — ihren Koffer ablegte. Das Zimmer befand sich unter dem Dach und hatte eine schiefe Decke. Ein Teil desselben war so niedrig, daß Nina, die sehr groß war, sich nicht darin aufstellen konnte. Die Wände waren mit arsenikgrüner Ölfarbe angestrichen, auf dem mit Ziegeln gepflasterten Fußboden lag ein Stück an den Rändern ausgefranſten und bis zur Farblosigkeit vertretenen Teppichs. Der Rest der Einrichtung bestand aus einem schmalen eisernen Bett, aus einem Tisch, einem Sessel und einem Spiegelkasten. Vor den Scheiben des einzigen Fensters waren geflickte, aber frisch gewaschene und gestärkte Vorhänge gespannt.

„Wir haben das Fräulein ein wenig bevorzugt," erzählte die Concierge, welche eine gutmütige Person zu sein und außerdem etwas von der maßlosen Gedrücktheit des jungen Mädchens zu erraten schien, „ja sehr bevorzugt. Die Vorhänge habe ich selbst gewaschen, obzwar die Zeit noch nicht um war — und von den andern Lehrerinnen hat keine einen Spiegelkasten. Aber wir wußten, daß Mademoiselle ein wenig verwöhnt ist. Wie blaß Mademoiselle aussieht, Mademoiselle ist gewiß recht ausgefroren. Vor allem will ich Mademoiselle ihr Frühstück bringen. Wenn man etwas Warmes im Magen hat, lacht einem das Leben sofort." Und die Concierge trabte davon.

Kurz darauf brachte sie das Frühstück. Nina hatte sich indessen ihres Reisemantels und Hutes entledigt und sich den Kohlenstaub vom Gesicht gewaschen.

„Da, Mademoiselle!“ rief die Concierge, indem sie das Frühstück auf den kleinen Tisch stellte. Plötzlich das junge Mädchen groß anstarrend, schlug sie die Hände zusammen und rief: „Dieu, que Mademoiselle est jolie!“ dann den Kopf schüttelnd, setzte sie traurig hinzu: „C'est triste tout de même,“ und damit ging sie hinaus.

Nina war rasend hungrig, sie setzte sich vor das Frühstück. Was für ein Frühstück . . . Ein großer Napf aus sehr dickem Porzellan, mit einer grauen Flüssigkeit angefüllt, in der Milchhäute schwammen — ein Stück altbackenen Küchenbrotes, auf einem kleinen Schüsselchen etwas sehr gelbe, weich zerfließende Butter — alles auf einem, nach allen Seiten verbogenen, grünlackierten Teebrett aufgestellt.

Mit Todesverachtung versuchte sie die heiße graue Flüssigkeit zu sich zu nehmen — ob es Kaffee oder Kakao war, schmeckte sie nicht — ihr wurde übel — sie bestrich sich ein Stückchen Brot mit Butter. Auch dieses brachte sie nicht hinunter. Ein rasendes Heimweh befiel sie. Sie dachte an das Frühstück zu Hause — auch nichts als eine Semmel und Milchkaffee, aber die Semmel war goldgelb und krachte zwischen den Fingern, und der Kaffee — ja, für Nina mußte der Kaffee immer besonders gemacht werden, man passierte die Sahne durch, ehe man ihn ihr servierte, sonst trank sie ihn nicht. Und wenn Nina einmal ihren Kaffee nicht trank, so war das ein Unglück, eine Katastrophe, die ganze Familie geriet darüber in Aufregung.

Zum erstenmal in ihrem Leben wurde sie sich dessen ganz bewußt, wie sehr sie verwöhnt worden war. Die Tränen tropften nieder auf das verbogene grüne Tee-

brett, das sie seufzend von sich stieß. Die Worte der Concierge zuckten ihr durch die Seele. „Dieu, que Mademoiselle est jolie — c'est triste tout de même!“ In ihrer Betrübnis durchschauerte sie's wonnig. „Jolie . . . jolie!“ Sie trat vor den Spiegelkasten. Eine hohe Gestalt, üppig und schlank zugleich, volle Schultern, rotbraunes Haar in zarten, jetzt etwas zerzausten Löckchen um die Stirn spielend, große, feurige braune Augen, ein voller, weicher Mund, eine etwas zu kurze Oberlippe, die Wangen sehr rund, aber schmal, und über dem allen, über Gestalt, Haltung und Gesicht, der fast wehmütige Zauber einer gänzlich unbewußten Sinnlichkeit, sehnsüchtig und unschuldig — dazu ein graues Fähnchen, das, so schlicht es war, dennoch eine eigentümliche Kleidsamkeit besaß, eine Frisur, die einen Maler hätte verrückt machen können . . .

Mit einem Wort, sie war die typische Österreicherin einer gewissen Kategorie, Offizierstochter obendrein, eine aus den seltsamsten sozialen und nationalen Inkongruenzen entstandene, überaus reizvolle, üppige Blüte, die leider eine schützende Glashausatmosphäre brauchte, um zu gedeihen.

Zum erstenmal erriet sie die Möglichkeit eines Auswegs aus diesem Elend — in einer Richtung, wo sie bis dahin noch nie einen gesucht. Daß die Schönheit für ein Mädchen in ihren Verhältnissen kein Glück ist, sondern eine Gefahr, das ahnte sie nicht. Und darum schüttelte sie nachdenklich den Kopf, während sie sich den Nachsatz zurückrief, welchen die Concierge auf ihren Ausruf stürmischer Begeisterung hatte folgen lassen: „C'est triste tout de même!“

Die Worte verdrossen sie, sie trachtete selbe zu ver-

gessen und sich nur an der naiven Bewunderung zu freuen. Die Hoffnung regte ihre müden Flügel unwillkürlich — mitten aus Hunger, Kälte und Heimweh heraus erwartete Nina — sie wußte nicht recht was — aber etwas Großartiges, Wunderbares! Arme Nina!

* * *

Das Wunderbare ließ auf sich warten — daß aber die Concierge mit ihren letzten Worten recht gehabt, erfuhr Nina bald.

Als sie um ein paar Stunden später zu Madame Legrand herunter gerufen worden war, erklärte ihr diese nach einigen einleitenden, sehr gemessenen Liebenswürdigkeiten, welche Nina über ihre Pflichten in dem Pensionat aufklärten: „Mein liebes Fräulein, es tut mir leid, Sie darauf aufmerksam machen zu müssen, aber Sie tragen eine ganz unmögliche Frisur, und auch Ihre Art, sich anzuziehen, ist . . . mit einem Wort unstatthaft."

Die Röte stieg dem jungen Mädchen in die Wangen. „Was meinen Sie, Madame? Ich trage mich, wie sich in Österreich alle jungen Mädchen tragen," entgegnete sie der Französin. Diese war eine Dame von etwa fünfzig Jahren in einem absichtlich altmodischen schwarzen Seidenkleid und mit glatt geklebten Scheiteln um das gelbe, scharfgeschnittene Gesicht. Sie kniff die Lippen zusammen und betrachtete Nina mißbilligend vom Kopf bis zu den Füßen — sie war nicht gewohnt, daß man sich erlaubte, ihr etwas zu entgegnen. Die Stimme etwas erhebend, sprach sie scharf und bestimmt:

„Was in Österreich gebräuchlich ist, kann unmöglich maßgebend sein für Paris. Hier ist Ihre Art, sich zu kleiden und zu frisieren, geradezu unerlaubt für eine

Person in Ihrer Stellung. Zu Ihren Verpflichtungen wird es gehören, mitunter eine oder die andre meiner Zöglinge bei einem Ausgang zu begleiten, und ich kann die mir anvertrauten jungen Mädchen unmöglich der Obhut einer Dame anvertrauen, welche sicher sein könnte, auf der Straße angesprochen zu werden."

Damit hatte Madame Legrand ihre Meinung deutlich gemacht. Es blieb Nina nichts übrig, als sich zurückzuziehen.

Bitterlich weinend saß sie eine halbe Stunde später in ihrem Zimmer und suchte vergeblich den Mut, einen Brief nach Hause zu schreiben, als es an ihre Tür klopfte. Auf ihr kleinlautes „Herein!" trat eine in Schwarz gekleidete Frauensperson von etwa vierzig Jahren, groß und vierschrötig, mit intelligenten schwarzen Augen, in einem stark gefärbten, derb geschnittenen Gesichte bei ihr ein.

„Sie sind die junge Österreicherin, welche erwartet wurde?" begann sie in einer angenehmen, etwas tiefen Stimme. „Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen als Landsmännin vorstelle und als Kollegin. Ich bin unter denselben Bedingungen hier wie Sie — au pair, das heißt, ich zahle anstatt mit barem Gelde mit persönlichen Leistungen für Kost und Wohnung, um mir die Möglichkeit zu erringen, Französisch zu lernen. Mein Name ist Auguste Jaworsky. Ich bin aus Prag."

Bis daher hatte die Neueingetretene etwas schroff gesprochen, fast, als hätte sie sagen wollen: „Da bin ich, wenn ich dir zu etwas nutz sein kann, bin ich bereit, wenn du nichts von mir wissen willst, ist's auch gut, ich werd mich nicht darüber grämen." Mit einemmal hefteten sich ihre Augen fester auf Nina, ihr großes

Gesicht nahm einen unbeschreiblich mitleidigen, fast mütterlichen Ausdruck an, sie streckte die Arme aus und zog das reizende, verweinte Geschöpf an ihre breite Brust. „Meine Kollegin . . . Sie?“ rief sie aus; „aber wie soll denn das werden, Sie sehen ja aus wie ein Kind und wie eine Prinzessin noch obendrein.“

„Madame Legrand hat mir gesagt, ich sehe aus, wie eine Person, die sicher sein kann, auf der Straße angesprochen zu werden,“ schluchzte Nina.

Fräulein Auguste Jaworsky machte ein sehr ernstes Gesicht.

„Leider, leider hat Madame Legrand recht,“ erwiderte sie seufzend; „aber zum Übelnehmen ist eigentlich dabei nichts. Gestatten Sie, daß ich mich niedersetze, mein liebes Kind.“

Nina räumte errötend den einzigen Sessel des Stübchens, auf den sie ihren Mantel gelegt hatte, ab und schob ihn Fräulein Auguste Jaworsky zu, während sie selbst sich auf ihr Bett niederließ.

„Madame Legrand hätte sich freundlicher ausdrücken sollen,“ fing die Pragerin an; „aber im Grunde hatte sie recht. In Paris ist die Anmut nur den Frauen der höchsten Stände und den Grisetten und Kokotten erlaubt.“

Es stellte sich heraus, daß die arme Nina trotz ihrer vielfachen, ungeregelten Lektüre nur sehr beiläufig wußte, was eine Grisette ist, während sie von der Wesenheit einer Kokotte gar keine Ahnung besaß. Fräulein Jaworsky seufzte; mit Müh und Not brachte sie eine Erklärung heraus.

Dann, während Nina, dunkelrot vor Scham, ihr Gesicht der Wand zukehrte, fuhr sie fort: „Mädchen in

unſerm Stande dürfen auf der Straße die Aufmerkſamkeit der Männer nicht nur nicht herausfordern — ſie müſſen derſelben direkt ausweichen, wenn ſie . . . mit einem Wort . . . beweiſen wollen, daß ihnen darum zu tun iſt, anſtändig zu bleiben. Mir iſt das nicht ſchwer gefallen, der liebe Gott hat bei mir dafür geſorgt; aber wie Sie's fertig bringen ſollen, den Männern nicht in die Augen zu ſtechen, das weiß der Himmel. Dabei iſt ja nichts Verletzendes für Sie . . . nur . . . mein liebes Kind . . . mußten Sie herkommen, gab es keinen andern Ausweg?"

Nina ſchluchzte. „Ach, ich hatte nichts zu tun zu Hauſe, und davon wurde ich unausſtehlich — ich habe ſie alle gequält, und ſie waren ſo gut und geduldig mit mir . . . da bin ich hergekommen, um etwas zu lernen . . . damit ich ſpäter ein wenig Geld verdienen und ihnen ihre Güte vergelten kann."

Fräulein Auguſte Jaworſky ſchwieg einen Moment, dann fragte ſie:

„Haben Sie bereits gefrühſtückt?"

„Ich konnte nicht — es war zu ſchlecht," ſeufzte Nina.

„Ich konnte anfangs auch nicht — jetzt hab ich mich daran gewöhnt," ſagte die Jaworſky. „Im Anfang wird Ihnen nichts übrig bleiben, als heimlich ihre Koſt zu verbeſſern."

Nina errötete und ſchlug die Augen nieder.

Auguſte Jaworſky räuſperte ſich, dann fragte ſie: „Erhalten Sie eine anſtändige Zulage?"

Ninas Stolz bäumte ſich auf gegen die brutale Indiskretion der Pragerin, ſie biß die Zähne aufeinander und blieb ſtumm.

Auguste Jaworsky schüttelte betrübt ihr großes, gutmütiges Haupt. „Sie dürfen mir mein schroffes Drauflosfragen nicht weiter übelnehmen. Na, offenbar steht's mit Ihren Finanzen nicht gut, sonst wären Sie wohl überhaupt nicht hergekommen. Ich war in demselben Fall wie Sie, nur hatte ich den Vorteil, daß ich keine Schönheit, überhaupt aus keinem so feinen Teig gebacken war wie Sie. Mir tut das Herz weh, wenn ich Sie anseh! Nun — nun — weinen Sie nicht, es wird sich ja noch alles zum Besten wenden. Als ich herkam, hatte ich keinen Heller Taschengeld — jetzt geht es mir ganz gut. Sie müssen eben auch trachten, sich einen Nebenverdienst zu schaffen. Sie sind musikalisch?"

„Ja," kleinlaut.

„Vielleicht können Sie eine oder zwei Klavierstunden täglich geben außer dem Hause. Aber wie Sie aussehen, totenbleich. Wir müssen trachten, Sie ein wenig zu stärken."

Die Jaworsky verschwand, erschien jedoch alsbald wieder mit einer Flasche Portwein, einem Glas und einem Schächtelchen Schokolade. „So, mein lieber Engel, stärken Sie sich," sagte sie, indem sie Nina den Wein aufnötigte, „ich habe immer etwas dergleichen bei der Hand."

Nina trank mit Vergnügen und knabberte mit großem Gusto an der Schokolade. Sie hatte Freude an allem, was gut schmeckte, was sich angenehm anfühlte, hatte einen in jeder Beziehung weichlichen und empfindsamen Körper.

„Armer Narr! Armer Narr!" murmelte die Jaworsky und schenkte dem jungen Mädchen ein zweites Glas Wein ein.

Nina, deren getrübte Augen über der kleinen Erfrischung wieder angefangen hatten zu glänzen, und die davon noch zehnmal verführerischer aussah als früher, fragte jetzt: „Und haben Sie einen Nebenverdienst?“

„Ich? . . . natürlich — mehrere,“ erwiderte die Pragerin fast lachend. „Drei Nachmittage in der Woche führe ich die Töchter der Gräfin Gabriani spazieren, drei andre Nachmittage unterrichte ich die Söhne eines reichen Börsenagenten am Boulevard Hausmann in Latein, und in der Nacht arbeite ich an einem Glossarium, das ein Pariser Gelehrter bei mir bestellt hat für eine neue Grammatik des Sanskrit.“

„Sie können Sanskrit?“ fragte, immer noch an einem Stück Schokolade knabbernd, Nina.

„Ich kann überhaupt vielerlei,“ erwiderte die Jaworsky. „Wissen Sie, ich habe keine Talente, und ich bin nicht hübsch — aber ich bin verwendbar.“

* * *

Das Leben ging seinen Lauf. Nina Jewitsch gewöhnte sich daran, Milchkaffee mit Häuten zu trinken, und gewöhnte sich daran, mit Leuten zu verkehren, die sie ins Gesicht hineinfragten, wieviel Taschengeld sie im Monat auszugeben habe.

Übrigens gewann sie die vierschrötige und schwerfällige Jaworsky bald aufrichtig lieb. Die Jaworsky war ihr eine kräftige Stütze von Anfang an; ohne die Jaworsky hätte sie ihr Leben gar nicht ausgehalten in der Pension Legrand. Die Jaworsky bewohnte das Mansardenstübchen neben ihr, sie brachte ihr alle Tage ein Glas Portwein auf ihr Zimmer, schenkte ihr eine warme Wolldecke, weil Nina in der Nacht fror, saß

abends an ihrem Bett, wenn Nina vor Heimweh schluchzte und sich vor Mäusen fürchtete, stellte die Mäusefallen auf und erschien mitten in der Nacht bei ihr, um die gefangenen Mäuse zu töten, da Nina sich nicht dazu entschließen konnte, es aber ebensowenig vermochte, weiterzuschlafen, während die Mäuse spektakelten. Dann ging sie in ihr eignes Zimmer zurück, und während Nina beruhigt die Augen schloß, arbeitete die Jaworsky, in einen schweren, alten grauen Offiziersmantel eingehüllt — ihr Bruder war Hauptmann beim Train —, mit gehäkelten Pulswärmern um die Handgelenke und einem dicken roten Wolltuch um den Kopf, unverdrossen an ihrem Sanskritglossarium bis drei oder vier Uhr früh.

Sie verschaffte Nina Klavierstunden, sechs Stunden in der Woche zu fünf Franken bei anständigen Familien, die freilich zumeist dem emporgekommenen, reichen Handwerkerstand angehörten, — die Familie eines Wagenbauers, der eine berühmte Kunstsammlung besaß, befand sich darunter.

„Für andre Kreise reichen Ihre musikalischen Kenntnisse nicht aus, liebes Kind," erklärte die Jaworsky ihrem Schützling; „aber diese Leute sind stolz darauf, ihre Kinder von einer Baronin unterrichten zu lassen. Ich habe ihnen sehr viel vorgeschwindelt von Ihrer Vornehmheit; ich bitte Sie, seien Sie nur nicht zu bescheiden, das täte kein gut."

Zu Ninas Verpflichtungen gehörte es, außer den zwei Klavierlektionen, welche sie täglich gab, auch noch jeden Sonntagnachmittag in dem zu diesem Zweck ausgeräumten Lehrsaal zwei Stunden lang Tanzmusik zu spielen, während die Zöglinge einen Ball improvisierten.

Diese Art Frondienst war Nina unbeschreiblich pein-

lich. Die Tanzmusik an und für sich stimmte sie melancholisch, die polternde Fröhlichkeit der heranwachsenden Schulmädchen zerrte vollends unerträglich an ihren Nerven. Sie weinte fast jedesmal, wenn sie spielte. Die Jaworsky erlöste sie von dieser Qual. Nach speziell eingeholter Erlaubnis der Madame Legrand übernahm sie es, den Zöglingen zum Tanze aufzuspielen, und hämmerte von da ab mit ihrer staunenswerten Unermüdlichkeit und ihrem robusten Anschlag jeden Sonntagnachmittag Walzer, Polkas und Quadrillen, bis die Zöglinge müde waren. Sie selber kannte keine Müdigkeit!

* * *

Sie war eine famose Person, diese Auguste Jaworsky, in ihrer Art. Sie hatte keine Eltern mehr. Ihre Familie bestand aus einem Bruder, der sich vorgenommen hatte, ein berühmter Mann zu werden, und vorläufig ein Bummler war. Sie sammelte die Steine, um ihm sein Piedestal aufzubauen. Nachdem sie ihm ihr ganzes Vermögen geopfert, arbeitete sie jetzt, um ihn unterstützen zu können. Was sie überhaupt an Phantasie besaß, verwendete sie darauf, an seine Zukunft zu glauben und seine Begabung zu überschätzen. Im übrigen war sie zu keinerlei Überspanntheit geneigt, und wenn man von ihrer großen Gutherzigkeit absah, eher eine trockene, nüchterne Natur. Sie nahm die Menschen und Dinge, wie sie selbe fand, ohne Absonderliches von ihnen zu verlangen, weshalb sie ruhig, ohne große Erwartung und ohne große Enttäuschung durchs Leben ging.

Sie hatte einen tüchtigen Charakter, ohne jegliche Subtilität, einen hellen Verstand, ohne jegliche geistige Anmut. Selber von musterhafter Anständigkeit aus

Temperament und Familientradition, brachte sie den Schwächen ihrer Nebenmenschen nicht nur philosophische Nachsicht, sondern fast zynische Gleichgültigkeit entgegen. Sie kannte weder moralischen noch physischen Ekel.

Nina erfuhr durch sie viel, was sie lieber nicht erfahren hätte mögen, über verschiedene Lehrerinnen, ja über Madame Legrand selbst, welche, so erzählte Auguste kaltblütig, ehemals ein Verhältnis mit demselben Prälaten unterhalten habe, unter dessen Protektorat die Anstalt erblüht war. „Sie machen natürlich keine Erwähnung davon," schloß sie gewöhnlich ähnliche Expektorationen.

„Wie sollte ich denn, es ist arg genug, daß ich es weiß, ich werde Madame Legrand gar nicht mehr in die Augen sehen können. Ich frage mich, ob ich unter den Umständen länger in diesem Hause verbleiben soll!" rief Nina.

„Wenn Sie überhaupt von Paris fort wollen, dann je eher, je besser," entgegnete ihr Auguste; „aber wenn Sie gedenken in Paris zu bleiben, so wäre jeder Wechsel Ihres Aufenthalts vom Übel. Ähnlichen Verhältnissen wie hier werden Sie überall begegnen, das Haus ist streng anständig gehalten, mehr können Sie nicht verlangen. Was regen Sie sich auf über Dinge, die Sie nichts angehen!"

„Aber — aber," ereiferte sich Nina, „die Kontamination . . ."

„Ach, unsereins darf nicht zu zimperlich sein," sagte phlegmatisch Auguste. „Es ist, als ob wir nicht ausgehen wollten bei kotigem Wetter, wir können's uns nicht aussuchen — man zieht ein paar Galoschen an und schürzt sich die Röcke, dann quer durch — und acht

darauf gegeben, daß man sich selber nicht einpantscht. Wenn man sich zu viel nach den andern umsieht, glitscht man aus und liegt im Schlamm, ehe man's weiß."

Diese Auffassung vermochte sich Nina nicht anzueignen, sie fuhr fort, sich vor Dingen zu ekeln, die sie zugleich ungebührlich interessierten, während Auguste sich weder davor ekelte noch sich dafür interessierte.

* * *

Ohne viel dazu zu tun, hatte die grundgescheite Auguste sich eine Stellung in der Pariser Gelehrtenwelt gemacht. Sie verkehrte persönlich mit Renan und Pasteur. Die ehrgeizige Nina bat sie, ihr zu helfen, die Lücken in ihrer Komtessenbildung auszufüllen. Auguste versorgte sie mit Lektüre.

Nina verbrachte die Nächte damit, zu lesen, was sie nicht verstand. Zwischen den ihr von Auguste gebrachten philosophischen Werken, deren höchste Errungenschaft in der Vermehrung unsrer Zweifel und der Schwächung jeglichen Glaubens, selbst des Unglaubens gipfelte, verschlang sie mit Leidenschaft Romane, welche sie sich selber aus einer Leihbibliothek verschaffte, und in denen sich das Interesse meistens darum drehte, jene Sünden zu verherrlichen, welche ihr bis dahin am abstoßendsten erschienen waren. Die Folge davon war, daß die außerordentlich präzisen, etwas pedantischen sittlichen Anschauungen, die sie von zu Hause aus mitgebracht, bald in die bedauerlichste Unordnung gerieten.

Die poetischen Entschuldigungen der Pflichtübertretungen in den Romanen waren deutlich und lockend, die Begründungen für die Notwendigkeit tugendhafter Enthaltsamkeit in den Werken der Philosophen waren

matt und hinkten. Die meisten großen Philosophen fanden es notwendig, tugendhaft zu sein — das Warum brachte keiner triftig heraus.

Anfangs beruhigte sich Nina mit dem Gedanken, daß die Tugend schöner sei als die Sünde — aber nach einer Weile hörte sie auf, dessen sicher zu sein.

Sie war nicht gescheit — obzwar sie immer für sehr begabt gegolten, war sie nicht gescheit: sie gehörte zu jenen Frauen, die nie geistige Selbständigkeit erringen, die höchstens genügend befähigt sind, um unter der Leitung eines energischen, klugen Mannes ihrer Existenz durch verschiedene künstlerische und literarische Interessen einen anmutigen Reiz zu verleihen. Und mitten aus all ihrem konfusen Denken heraus sehnte sie sich unbewußt mehr und mehr nach der fördernden Teilnahme eines Wesens, das stärker und klüger war als sie selbst!

* * *

Sie gab jetzt regelmäßig sechs Stunden wöchentlich außer ihrer Tätigkeit in dem Pensionat, jede Stunde zu fünf Franken. Sie verdiente über hundert Franken monatlich. Das erste zurückgelegte Geld sandte sie nach Hause — mit welch stolzer Freude! Dann ging sie daran, ihre Toilette zu vervollständigen. Sowie sie neue Kleider besaß, suchte sie natürlich Gelegenheit, sie anzutun. Endlich traf sich eine.

In den Fasten hörten die allsonntäglichen Tanzübungen der Zöglinge auf. Nina und Auguste konnten infolgedessen wenigstens zum Teil über ihre Sonntage verfügen.

Die Jaworsky zeigte Nina die Merkwürdigkeiten von Paris: den Louvre, Notre-Dame und die Morgue.

Einmal forderte sie die junge Landsmännin auf, sie in das Hotel Drouot zu begleiten. Der Nachlaß einer berühmten Pariser Demi-mondaine, der den nächsten Tag versteigert werden sollte, war dort ausgestellt.

Als Nina zum Spaziergang gerüstet bei der Jaworsky erschien, um sie abzuholen, machte diese große Augen — Augen, aus denen Nina eine gewisse Befremdung herauslas.

„Ist denn schon wieder irgendetwas an meinem Anzug nicht recht?“ fragte Nina empfindlich.

Sie hatte sich an ihrem Putz gefreut.

„Nicht recht ist ein falsches Wort,“ erwiderte die Jaworsky, ihren großen Kopf schüttelnd.

„Warum also sehen Sie mich so befremdlich an?“ ereiferte sich Nina. „Mein Anzug hat doch wahrhaftig nichts Auffallendes.“ Sie blickte über ihre Schulter in den Spiegel. In der Tat, Hut und Jacke und Kleid waren gleichermaßen tadellos einfach.

„An den Kleidern ist nichts Auffallendes . . . nur . . . nur . . . Sie sind eben wieder einmal zu geschmackvoll angezogen für Ihren Stand.“

Nina nagte an ihrer Unterlippe. „Ich bleibe zu Hause!“ rief sie und wollte zur Tür hinausfliegen.

Die Jaworsky wehrte ihr. „Das ist nun ganz töricht. Wenn Sie mit mir gehen, können Sie so vornehm aussehen, als Sie wollen, man wird Sie einfach für eine Prinzessin halten, die sich von ihrer Kammerjungfer begleiten läßt.“

Sie begaben sich auf den Weg. Es war Ende März — der erste Frühlingshauch machte die Luft lind und die Nerven schlaff. Durch Pflaster und Asphalt hindurch fühlte man das Fiebern der Erde.

Nina hatte ihre Frisur geändert, hatte sich mit schwerem Herzen entschlossen, sich die Löckchen aus der Stirn zu schieben. Sie war dadurch nicht weniger hübsch, aber weniger auffallend. Man brauchte länger, um ihre Schönheit zu erfassen — hatte man sie aber einmal erfaßt, so wirkte diese Schönheit noch mächtiger als zuvor.

Das wußte Nina noch nicht, sie merkte nur, daß sie weniger Aufsehen erregte als sonst und ärgerte sich darüber. Ihr war's, als ob sich alles verbände, ihr jedes bißchen Lebensfreude zu verkümmern.

Im Hotel Drouot angelangt, fesselte die Schaustellung des Nachlasses der berühmten Mademoiselle Blanche d'Ivry ihr höchstes Interesse. Nur hinter den Schaufenstern der großen Läden auf den Boulevards hatte sie bis dahin so viel schöne und glänzende Dinge beisammen gesehen. Ein Tafelservice aus Sèvresporzellan mit goldener Chiffre, ein Glasservice, märchenhaft funkelnd, von köstlicher Form, silbernes und goldenes Gerät in Überfluß, ein paar gute moderne Bilder, mehrere Kopien nach alten Meistern, meist etwas üppige Sujets, ein flacher Glaskasten voll Brillanten und Perlen — Blanche d'Ivry hatte nur weißen Schmuck geliebt —, ein Bett mit Vernis Martin-Dekorationen. Auf dem Fußende desselben war Watteaus berühmtes Bild „Départ pour Cythère" abgemalt, und auf dem Bett hoch aufgetürmt lagen Kleider — Sammetkleider, Seidenkleider, Spitzenkleider. Ein paar ganz besonders schöne Gewänder, eines aus Points d'Alençon über blaßrosa Grund, und ein mit Gold und Perlen gesticktes weißes, hingen an den Wänden kunstvoll und lockend ausgebreitet.

Auguste Jaworsky bewegte sich zwischen all diesen Herrlichkeiten mit demselben wohlwollenden Phlegma, das sie immer bewahrte; sie regte sich weder auf über die Sünderin Blanche d'Ivry noch fühlte sie sich irgendwie geblendet oder beunruhigt durch den von ihr auf so schnöde Art erworbenen Glanz. Für sie war das alles einfach eine interessante kleine Episode in der zeitgenössischen Geschichte von Paris und der Anlaß zu einem Feuilleton. Sie hatte bereits ausgerechnet, wie lang das Feuilleton werden könne und wieviel Honorar davon zu erhoffen sei. Dabei stellte sie abwechselnd Fragen an den wachhabenden Huissier oder kritzelte sie Notizen in ein von ihr mitgebrachtes mächtiges Notizenbuch. Dann trat sie an Nina heran und teilte ihr etwas von ihren durch den Huissier erworbenen genaueren Kenntnissen der Sachlage mit.

„Das Glasservice stammt vom Herzog von ***; sehen Sie die eingeschliffene Herzogskrone und darunter die Initialen H. und B., die Anfangsbuchstaben der beiden Vornamen, Blanche und Henri — und dieses Brillanthalsband stammt vom König von Holland — es soll Anlaß gegeben haben zu seinem Bruch mit Hortense Schneider — dieser Fächer ist ein Geschenk des Komponisten X. Die d'Ivry war nämlich eine sehr geistreiche Person, trotzdem sie aus ganz kleinen Verhältnissen herausgewachsen ist, dabei grundgutmütig. Sie soll sehr viel beigetragen haben zur Unterstützung junger Künstler."

Nina fuhr auf.

„Ich begreife die Künstler nicht, die sich mit ihrem Geld unterstützen ließen! Wenn man bedenkt, wie sie das Geld erworben hat!"

Auguste Jaworsky zuckte die Achseln und fuhr fort, Notizen in ihr Taschenbuch zu kritzeln, und Nina fuhr fort, sich über die Sünden Blanche d'Ivrys aufzuregen und sich an dem Geglitzer ihrer Brillanten die Augen wund zu schauen. Ihr ganzes Sein war erfüllt von jenem gehässigen, mißgünstigen Entsetzen, welches gewisse kleinlich-anständige Frauen Sünderinnen entgegenbringen, die sie uneingestandenermaßen beneiden.

Neugierige gingen aus und ein, meistens Männer — sehr viele Journalisten — ein paar Geschäftsleute — und ein paar „gommeux", junge Herren, die dem Bekanntenkreis Blanche d'Ivrys angehört haben mochten. Von Damen waren fast nur Ausländerinnen anwesend. Eine sehr magere Engländerin in Trauer, mit einem beständig hin und her wackelnden Krepphut auf dem Kopf, und einem Töchterchen von etwa vierzehn Jahren an der Hand. Sie führte das Mädchen von einer Merkwürdigkeit zur andern und schien sehr beeindruckt von dem Teufelsblendwerk. Eine kleine Dicke mit kurzen Haaren, ihrem Habitus nach zu schließen eine Irländerin, die gleich Auguste Jaworsky Notizen in ein Taschenbuch schrieb. Mitten aus ihrer schriftstellerischen Tätigkeit heraus stellte sie sich vor das weiße, mit Perlen gestickte Kleid hin, ballte die Faust und sagte: „You hussey!"

Nina stand etwas vereinsamt vor einem der Bilder. Plötzlich erwachte sie aus ihrem Mißmut. Hinter sich hörte sie jemand französisch sagen: „Da ist sie — die meine ich — eine Schönheit, ich habe selten etwas Ähnliches gesehen — warte, bis sie den Kopf wendet — die Augen!"

Unwillkürlich sah sich Nina um, nicht ganz neidlos,

die Schönheit zu suchen, die also gerühmt worden. Ihr Blick traf einen großen, brünetten Mann, der mit aufdringlicher Bewunderung sie selber anstarrte. Fast alle anwesenden Männer folgten seinem Beispiel.

Eine große Verlegenheit überkam sie, zugleich aber eine nicht zu unterdrückende Freude, ein triumphierendes Machtbewußtsein!

Indem trat Auguste Jaworsky an sie heran. „Ich bin fertig!“ rief sie; „wenn Sie wollen, können wir gehen.“

Nina verließ mit ihr den Saal. Sie hielt den Kopf höher — sie ging wie auf Wolken.

„Denken Sie,“ erzählte ihr, auf der Straße angelangt, die Jaworsky, „der Erlös von all diesen schönen Dingen fällt an den Staat.“

„Wieso?“ fragte Nina. „Hatte denn die berühmte Schönheit keine Verwandte?“

„O ja, einen Bruder in einer kleinen Stadt in der Bretagne — in Dinan, wenn ich nicht irre.“

„Ist er in guten Verhältnissen?“ fragte Nina etwas scharf.

„Nein, im Gegenteil, er ist ein armer Schlosser mit fünf Kindern. Aber er weigerte sich hartnäckig, mit dem Nachlaß seiner Schwester irgend etwas zu tun zu haben. Solche Sachen kommen vor in Frankreich — das glauben wir bei uns zu Hause nicht.“

„Der Schlosser wies den Reichtum von sich, weil er ihn nie gesehen und nicht Phantasie genug besaß, sich ihn vorzustellen,“ sagte Nina mit etwas sententiösem Zynismus.

Die Worte klangen Auguste wie ein Zitat. Sie schwieg, beobachtete etwas unruhig ihre junge Gefährtin,

dann mit einem ungeduldigen Seufzer stieß sie hervor: „Haben Sie's gesehen, kaum hatte ich Sie aus den Augen gelassen, so wimmelten bereits sämtliche Herren um Sie herum."

„Kann ich dafür?" fragte Nina hochmütig.

„Ich weiß nicht," entgegnete Auguste kleinlaut; „jedenfalls dürfen Sie sich nicht so gut kleiden, wenn Sie allein ausgehen — ich sag's Ihnen noch einmal, Sie sehen zu vornehm aus."

„Als ob nicht vornehme Amerikanerinnen und Engländerinnen massenhaft allein ausgingen!" erwiderte Nina ärgerlich.

„Das ist wahr," seufzte die Jaworsky, „aber es ist nicht dasselbe. Sie haben nicht die Gleichgültigkeit einer Engländerin, man merkt immer, daß Sie's merken, wenn man Sie ansieht, und manchmal merkt man, daß es Ihnen Freude macht."

Nina wurde feuerrot und sah verletzt aus. Auguste Jaworsky, die ihren Schützling ebenso zärtlich und fast so unvernünftig wie eine alte Kindsfrau verzog, konnte es nicht über sich gewinnen, Ninas Verstimmung einfach vorübergehen zu lassen, ohne sich weiter darum zu kümmern. Sie mußte trachten, sie aufzuheitern.

„Geschmeichelt können Sie sich immerhin fühlen von der Eroberung, die Sie heute gemacht haben," sagte sie. „Wissen Sie, wer es war, der Sie im Drouot so aufdringlich bewundert hat? Der Bildhauer Jessendy."

Jessendy war eine der größten Berühmtheiten von Paris. Nina schwindelte vor triumphierender Eitelkeit.

Auguste Jaworsky ahnte nichts von der Unruhe, welche sie so unvorsichtig gewesen war, in dem jungen

Mädchen zu entfachen. Das war ein Gefühl, das sie nicht erriet, weil sie es nicht begriff.

Wenn wir bei unserm Nächsten eine sündhafte Empfindung zu schnell erraten, so ist es gewöhnlich, weil der Keim zu dergleichen Empfindungen uns in der Seele steckt.

„Kennen Sie Jessendy?" fragte Nina nach längerer Pause mühsam.

„Ja, er kam auch auf mich zu, fragte mich, wer Sie wären, und wollte Ihnen vorgestellt werden," erwiderte die Jaworsky.

„Und warum haben Sie ihn mir nicht vorgestellt? Es hätte mich interessiert, ihn kennen zu lernen!" rief in herrisch verdrießlichem Tone Nina.

„Das ist möglich — aber ich hielt es dennoch nicht für geraten. Jessendy ist keine Bekanntschaft für junge Mädchen."

„Sie behandeln mich, als ob ich ein Wickelkind wäre!" stieß Nina hervor. „Ich versichere Ihnen, daß ich es verstehe, einen Mann in die Schranken zu weisen, der sich mir gegenüber etwas herausnimmt."

„Er würde nicht damit anfangen, sich etwas gegen Sie herauszunehmen," sagte die Jaworsky.

Nina schwieg und verfiel in tiefes Nachdenken. Auguste forderte sie auf, mit ihr noch einen kleinen Gang auf die Boulevards zu machen und sich bei Boissier mit einem kleinen Imbiß zu stärken. Die Pragerin fühlte sich reich durch das Bewußtsein, ein neues Feuilleton im Kopf zu tragen. Übrigens kam es ihr nie darauf an, ein paar Groschen auszugeben, wenn es galt, jemand Vergnügen zu machen. Da sie für sich fast gar nichts brauchte, so hatte sie immer etwas übrig für die andern!

Nina war ein Naschkätzchen — ein Imbiß bei Boissier machte ihr sonst großes Vergnügen. Heute aß sie trotz wiederholter herzlicher Nötigung der gutmütigen Freundin fast nichts, trank nur durstig zwei Gläser eisgekühlter Orangeade.

In der Nacht vernahm die Jaworsky, welche, mit ihrem braunen Offiziersmantel und roten Turban angetan, über den ersten Sätzen ihres Feuilletons brütete, durch die dünne Scheidewand, welche ihr Zimmer von dem Ninas trennte, heftiges Schluchzen. Ein Weilchen hörte sie kopfschüttelnd und mit in der Luft schwebender Feder zu, dann legte sie die Feder weg und trat in Ninas Stübchen.

„Aber, Kind — Kind, was ist denn das! Heimweh, immer wieder Heimweh!“ rief sie, indem sie sich auf den Rand des Bettes ihres Schützlings setzte. „Sie dauern mich ja, aber ein bißchen böse bin ich auf Sie doch. Schluchzen Sie nicht so, es zerbricht mir das Herz — entweder kehren Sie um und trachten Sie sich zu Hause nützlich zu machen — oder, wenn Sie dieses Martyrium, welches Sie aus Liebe zu den Ihrigen auf sich geladen, weiter schleppen wollen, so tragen Sie's mutiger.“ Und da Nina nicht aufhörte zu schluchzen, fuhr die Jaworsky weicher fort: „Denken Sie nur, wie schön das sein wird, wenn Sie alles hinter sich haben und Sie Ihren Lieben durch Ihre Arbeit ein wenig unter die Arme greifen können. Ich möchte so am Abend bei Ihnen sein, wenn Sie von Ihren Stunden zurückkehren zu Mutter und Schwester, in ein trauliches Heim, die Lampe auf dem Tisch, alles bereits sauber hergerichtet zu einer appetitlichen Mahlzeit! Ach, wenn ich mich nur auf so eine Zukunft freuen dürfte!“

„Freuen? . . . auf diese Zukunft! . . .“ Nina sagte das mit unaussprechlicher Bitterkeit.

Da aber erwiderte Auguste Jaworsky kein Wort. Zum erstenmal war sie ernstlich unzufrieden mit ihrem Schützling. Sie stand auf und verließ das Zimmer. Sie hatte begriffen, daß Nina nicht aus Heimweh weinte!

In ihr Stübchen zurückgekehrt, brummte sie vor sich hin: „Da dank ich doch meinem lieben Herrgott dafür, daß er mich nicht hübscher auf die Welt kommen ließ! Angenehmes Geschenk — die Schönheit, wenn sie nur dazu dient, einen unzufrieden zu machen!“

Sie schrieb ihren Artikel zu Ende, worauf sie sich niederlegte und den Schlaf der Gerechten schlief.

Nina schluchzte indessen die ganze Nacht. Die Worte der schlichten Freundin hatten sie aufgeregt, anstatt sie zu beruhigen. Das also war ihre Zukunft — darauf sollte sie sich freuen — Stunden zu geben, in einer österreichischen Provinzialhauptstadt und sich allabendlich stärken mit Schinkenbrot, Familienklatsch und einer Tasse Tee! Ja, wenn sie gewußt hätte, daß ihr nichts andres bevorstand im Leben, so hätte sie sich augenblicklich zum Fenster hinausgeworfen!

Der bewundernde Blick des berühmten Bildhauers fiel ihr ein, die bewundernden Blicke aller der in der Vente anwesenden Männer.

Sie fing an zu fiebern und zu träumen. Warum sollte ihr Lebensschicksal nicht eine glänzende Wendung nehmen können! Derlei kam ja vor!

* * *

Den nächsten freien Sonntag forderte Nina die Jaworsky auf, mit ihr den Salon zu besuchen. Die gutmütige Pragerin zeigte sich um so eher dazu bereit, als sie in der Richtung des Bildermarkts ein großes Feld für ihre feuilletonistische Tätigkeit witterte.

Der Anblick der vielen Gemälde wirkte überwältigend auf Nina, die etwas Derartiges nie gesehen hatte. Wie alle Laien interessierte sie sich natürlich mehr für das Sujet als die Art der Darstellung. Auguste Jaworsky, welche im Laufe ihres Pariser Aufenthaltes eine ausgezeichnete Bilderkennerin geworden war, suchte vergeblich sie auf die Vorzüge der wirklich hervorragenden Werke aufmerksam zu machen. Sie hatte keinen Sinn dafür. Auch zeigte sie sich aufgeregt und zerfahren, irrte rastlos aus einem Saal in den andern, erklärte schließlich, ihre Augen wären müde von den vielen grellen Farben, sie wünsche in den Hofraum hinunter zu gehen, um sich zwischen der Skulptur ein wenig auszuruhen.

Die gutmütige Jaworsky gab ihrem Wunsche nach, ohne daß eine Ahnung in ihr aufgedämmert wäre, was Nina eigentlich so mächtig zu den Skulpturen herunter lockte.

Den kleinen Zwischenfall im Hotel Drouot hatte sie längst vergessen. Erst als sie merkte, wie unruhig Nina nach allen Richtungen hinspähte und suchte, bis sie endlich das Werk Jessendys gefunden, erriet sie den Zusammenhang.

Die Statue Jessendys stellte eine Bacchantin vor, die mit einem Tiger spielte. Man hätte nicht zu sagen gewußt, was vortrefflicher ausgeführt war, das Weib oder die Bestie. Man konnte sich nichts Packenderes vorstellen als den Gegensatz: das stolze, gelassene Raub-

tier, an dem alles in siegesgewisser Trägheit schlief, und das unruhige, sehnsüchtige Weib, an dem alles fieberte, von dem Fleisch an seinen Armen, die es um den Nacken des Raubtieres geschlungen hatte, bis zu dem Lächeln um den Mund. Seltsam war der Kontrast in den Augen der beiden. Die Augen des Raubtiers waren offen, der Blick fest und kalt — die Augen des Weibes waren beinahe geschlossen, der Blick gänzlich verwischt.

Ein geradezu unheimliches Leben ging von der Gruppe aus.

Dieselbe war, wie man sich ausdrückt, der Erfolg des Jahres.

* * *

„Eine meisterhafte Arbeit," sagte die Jaworsky, indem sie eilig etwas in ihr Notizbuch kritzelte. Ringsum staute sich die Menge, man hörte Ausrufe wie: „Est-ce crâne? — de l'art palpitant, hein? — cela vibre-t-il?" und so weiter. Ausrufe der Begeisterung, die Nina nicht recht verstand, sie war noch nicht genügend Pariserin dazu — die aber dazu beitrugen, sie aufzuregen — sie in einen Zustand fast trunkener Begeisterung zu versetzen. Mit einemmal hörten die Bemerkungen über die Statue auf — Nina vernahm die Worte: „Ist die hübsch, sieh nur die Augen — une passionnée!"

„Kommen Sie, liebes Kind!" rief ungeduldig die Jaworsky. — Nina folgte ihr.

„Ein herrliches Kunstwerk!" schwärmte sie wie gewöhnlich etwas geziert und banal; wenn sich's darum handelte, einem Eindruck Worte zu leihen, der über ihr Begriffsvermögen ging, da schlug die altmodisch sentimentale Erziehung der Provinzialstadt bei ihr durch.

„Ja, es ist großartig," bestätigte die Jaworsky, „er ist ein kolossaler Künstler. Das Ding ist offenbar eine Allegorie. Mir ist leid um die hübsche, kleine Bacchantin — man sieht, daß sie in der nächsten Minute von der Bestie gefressen werden wird. Aber — was braucht sie auch einem Tiger schön zu tun!"

Während sie die Worte sprach, merkte sie, daß Nina die Farbe wechselte. Sie sah sich um. Dort, nach ihrer Richtung, kam Jessendy. Eine große blonde Frau von sehr auffälliger, aber irgendwie ruinierter, angebröckelter Vornehmheit ging neben ihm.

Er grüßte. Einen Moment haftete sein Blick auf Ninas Gesicht, dann ging er vorüber, ohne sich bei der Jaworsky aufzuhalten.

„Wer war die Dame neben ihm?" fragte Nina.

„Das? . . . Ich weiß nicht genau, aber ich glaube, es war die Marquise d'Orville, eine der Überspannten, die ihm nachlaufen. Er soll schon seit längerem ein Verhältnis mit ihr haben."

Nina wurde sehr rot. Sie runzelte die Brauen und wendete den Kopf ab. Die Nacht schlief sie nicht. Ein Gewitter hing in der Luft — es war unerträglich schwül in dem Stübchen.

Endlich sprang sie auf und öffnete das Fenster. Der Duft halbverblühten Flieders drang aus einem nahen Garten zu ihr empor. Eine Nachtigall schluchzte in den Büschen, und aus der Ferne grollte der Donner und die nie rastende Unruhe von Paris.

Ehe sie sich von neuem niederlegte, trat sie vor den Spiegel, den Leuchter in der Hand. Sie löste ihr Haar und ließ es in seiner ganzen schweren Pracht über ihre bloßen Schultern rollen. Wie wunderschön sie war!

Und mit einemmal kam ihr der brennende Wunsch, sich von jemand bewundern zu lassen, jemand durch ihre Schönheit zu erfreuen.

Sie löschte das Licht aus — schaudernd kroch sie in ihr armseliges Bett zurück. Sie schämte sich ihres Gedankens — ihres Wunsches wie einer Sünde!

* * *

Sünde ... Sünde ... was sollte das Wort heißen ... Sünde! Die sogenannte Gewissenhaftigkeit war ja nichts als eine elende Gespensterfurcht — eine der Menschheit durch den verkümmernden Einfluß des Christentums und der Zivilisation anerfundene Schwäche.

Man hatte das Recht, die Hand auszustrecken nach dem Glück, über die Schranken des Hergebrachten hinüber.

Diese Ansicht der Dinge leuchtete oder vielmehr dunkelte dem jungen Mädchen in Druckerschwärze zehnmal für eins entgegen.

Eines Sonntags ging sie mit Auguste Jaworsky in eine Matinee der Opera Comique. Es wurde Carmen gegeben. Die jedes Sittengebot rücksichtslos übertretende Zigeunerin hatte die ganze Begeisterung des Publikums für sich.

Als die Michaela auftrat, äußerte sich eine Dame neben Nina gegen einen jungen Menschen: „Ah, voilà l'honnête femme qui paraît — c'est là où cela devient ennuyeux!“

Auguste Jaworsky, welche gleich Nina diese Bemerkung vernommen hatte, lachte darüber lang und herzlich — Nina weinte fast.

„Zu was quälen wir uns ab mit der Tugend, wenn sie von allen klugen Menschen einfach als eine

unfruchtbare Ängstlichkeit verspottet wird!“ rief sie, während sie mit Auguste auf dem Rückweg nach Neuilly über den Boulevard Malesherbes wanderte.

„Aber, liebes Kind, das ist ja der reinste Blödsinn, den Sie da reden!“ rief Auguste. „Versuchen Sie's doch einmal, dieselben Wege zu gehen wie diese Carmen, Sie werden sehen, wie weit Sie kommen.“

Nina erwiderte heftig: „Nicht sehr weit vielleicht, aber das rührt daher, daß die ursprüngliche Schnellkraft meines Wesens, und mein Lebensmut durch meine unnatürlichen Existenzbedingungen verkümmert worden sind.“

„Das kommt daher, daß Sie auf einer höheren sittlichen Entwicklungsstufe stehen und infolgedessen wie jeder halbwegs anständige Mensch ein sittliches Ideal in sich tragen, von dem sie vielleicht heute selber nichts ahnen, das sich aber sofort melden und fürchterlich an Ihnen rächen würde, sobald Sie sich dagegen versündigt hätten.“

Auguste überschätzte das junge Mädchen, indem sie ihm diese Auffassung der Dinge zumutete. Nina war eine von jenen verschwommenen Frauennaturen, bei denen das sittliche Bewußtsein nicht so sehr durch das Vergehen, als vielmehr durch die Konsequenzen desselben geweckt wird!

* * *

Ende Juni verließ Auguste das Pensionat. Sie hatte eine glänzend bezahlte Stellung bei reichen Amerikanern angenommen, denen sie den Führer durch Europa machen sollte.

Am Abend, ehe sie das Institut verließ, hatte sie noch eine lange Unterredung mit Nina, die sie beschwor, wenn irgend möglich, in die Heimat zurückzukehren.

Nina wollte nichts davon wissen.

So nahm denn die brave alte Jungfer unter Tränen und herzlichen Liebkosungen Abschied von ihrem Schützling!

* * *

Nina blieb allein, aufsichtslos, ratlos. Sie hatte keinen Wunsch mehr, nach Hause zurückzukehren. Der warmen, verhätschelnden Familienatmosphäre war sie entwöhnt. Sie hätte sich jetzt beengt darin gefühlt. Trotz aller Entbehrungen und Anstrengungen, welche ihre Existenz in Paris ihr auferlegte, zog sie dieselbe dem langweiligen Frieden der Heimat vor.

Die Ferien begannen — Paris wurde leer.

Eines Tages fragte Madame Giroux, die Frau des berühmten Wagenfabrikanten, deren Kinder Nina Klavierspielen lehrte, bei ihr an, ob sie sich nicht entschließen könnte, für zwei Monate aufs Land hinauszuziehen, um den Klavierunterricht der beiden kleinen Töchter des Bildhauers Jessendy zu übernehmen.

Nina fuhr bei diesem Vorschlag in so auffälliger Weise zusammen, daß Madame Giroux es für nötig hielt, demselben eine Entschuldigung und Erklärung beizufügen.

„Ne vous scandalisez pas," sagte sie gutmütig. „Jessendy hat einen schlechten Ruf, aber sein Hauswesen ist korrekt, seine Frau gehört einer ausgezeichneten Familie an. Im übrigen werden Sie ihn wenig sehen. Er langweilt sich auf dem Lande — teilt infolgedessen nur auf kurze Zeit die Villeggiatur seiner Familie — besucht dieselbe selten."

* * *

Nina nahm das Anerbieten an. Ende Juli fuhr sie mit ihren kleinen Habseligkeiten hinaus nach Isle d'Avray, einem kleinen Städtchen an der Oise, in dem sich die Sommerwohnung Jessendys befand.

Ein kleines graues Städtchen war's, von geringer Einwohnerzahl, aber ziemlich großer Ausdehnung, an beiden Ufern der Oise dehnte es sich hin. Den Mittelpunkt bildete eine Insel, die durch eine malerische alte Brücke aus schweren Steinbogen mit den beiden Ufern verbunden war.

Madame Jessendy und ihre beiden Töchter waren auf die Bahn gekommen, Nina abzuholen. Die kleinen Mädchen waren hübsch, munter und brünett, sie sahen dem Vater ähnlich. Madame Jessendy war blond, sie mußte einmal schön gewesen sein. Jetzt war sie müde und welk, ihr längliches, scharf geschnittenes Gesicht im übrigen von dem verbitterten, harten Zug entstellt, der jene Frauen charakterisiert, welche die ihnen von ihren Gatten gebotenen Demütigungen mit Anstand, aber ohne Ergebung tragen. Sie war kränklich, kümmerte sich um nichts und ließ ihren Haushalt von einer Cousine ihres Mannes führen — einer ältlichen Person, deren schätzenswerteste Eigenschaft für Madame Jessendy in ihrer exemplarischen Reizlosigkeit bestand. Wie Nina bald merkte, war die Frau des Bildhauers beständig von Eifersucht gequält. Es entging Nina nicht, daß ihre Schönheit Madame Jessendy eine unangenehme Überraschung bot. Sie hatte Angst, daß man sie unter irgend einem Vorwande baldigst entfernen würde. Aber im Gegenteil zeigte sich Madame Jessendy sehr freundlich gegen sie. Dies hatte zwei Gründe. Erstens war der Bildhauer abwesend — er hielt sich momentan in London

auf, wohin er berufen worden war, um die Büste irgend einer Fürstlichkeit auszuführen — und zweitens hatte Madame Jessendy einen Hang zur Vornehmheit; wie Madame Giroux ihr Nina als Klavierlehrerin für die beiden kleinen Mädchen vorgeschlagen, war Ninas Herkunft oder eigentlich ihr Titel ausschlaggebend gewesen für sie.

* * *

Nachdem Nina ihre momentane Enttäuschung, Jessendy nicht anzutreffen, verwunden, fühlte sie sich in ihrer neuen Stellung sehr wohl. Unter dem Einfluß dieses traumhaften, halbbewußten Kleinlebens in dem weltfremden Städtchen schlief das Fieber ein, welches die gärende Atmosphäre von Paris in ihren Adern entzündet hatte. Sie genoß alles — die angenehme Wohnung, die gute Luft, die zuvorkommende Bedienung, die ausgezeichnete Kost, die rücksichtsvolle Behandlung, die malerische Weltabgeschiedenheit des grauen, grün überschimmerten Örtchens.

Ihre Pflichten waren nicht anstrengend. Sie beliefen sich darauf, den beiden kleinen Mädchen jeden Vormittag zwei Klavierstunden zu geben. Im übrigen vertrödelte man die Zeit vom Lunch bis zum Diner, vom Diner bis zum Schlafengehen irgendwie.

Nachmittags, während der drückendsten Tageshitze, saß man in dem großen, kühlen Salon ebener Erde, dessen Fenster dicht mit blaßgrünen Stores verhängt waren; man machte Tapisserie, man las Romane, man hörte dem Geklatsch irgendeiner Nachbarin zu, die zu Besuch gekommen war.

Die Nachrichten waren eintönig — Monsieur Duval,

der reiche Zuckerfabrikant, hatte den Magenkrebs, und man berichtete sich jeden Tag getreulich, was er noch zu genießen imstande war, und wieviel er davon verdaut habe; Monsieur Rigaut, der Professeur des Lycée, war plötzlich verrückt und nach Paris überführt worden, nachdem man ihn glücklicherweise noch im letzten Moment daran verhindert hatte, sein Haus anzuzünden; Madame Javalette hatte einen neuen Schwiegersohn in petto, es handelte sich nur darum, ob sie allenfalls vermochte, die hunderttausend Franken aufzutreiben, die dazu gehörten, die Mitgift ihrer Tochter abzurunden.

Alle diese Nachrichten interessierten Madame Jessendy sehr.

Nachdem sich aber die Türe hinter der jeweiligen Besucherin geschlossen, zuckte sie mit den Achseln und sprach von derselben als:

„Die gute Frau!"

Nach dem Diner machte man einen Spaziergang durch das Städtchen oder in seiner reizenden Umgebung.

Ein seltsames Städtchen war's! Verschlafene weiße Häuser mit grünen Jalousien, Gras zwischen dem Pflaster auf dem Marktplatz, eine Kirche mit einem wunderschönen altgotischen Portal, an das rechts und links zwei moderne Flügel recht albern angepappt waren. Vor dreißig Jahren war die Kirche abgebrannt. Man hatte sich beholfen, wie man konnte! In der Hauptstraße die Post, wo sich hinter einem schmalen Fenster zwei bräunliche Automaten, die eine vage Ähnlichkeit mit Frauenzimmern hatten, von früh bis abend emsig abmühten, während ein Mann, mit gedunsenem, rotem Gesicht, auf der Bank vor der Haustür sitzend, die Zeitungen las und seine Pfeife rauchte; ein Bäckerladen, in dem zweimal die

Woche frische Kuchen gebacken wurden; eine ganze Straße voll kleiner Villen, die, von zurückgetretenen Köchen erbaut, „Avenue des chefs“ hieß — vor jeder Villa in dem obligaten Gärtchen ein Springbrunnen mit Rocailleverzierung, eine Glaskugel und die Büste des Besitzers.

Und mitten zwischen all dem grotesken, modernen Kleinleben Spuren einer feudalen Vergangenheit!

Eine herrliche Kastanienallee, die früher zu einem Schloß geführt hatte, das einmal einem Condé oder Conti geführt. Das Schloß war längst gefallen, von der Bildfläche verschwunden, an seiner Stelle stand jetzt eine Schenke, in der es wüst zuging. Sie galt für eine Räuber- und Sozialistenhöhle, und man hatte darin unlängst einen berühmten Mörder abgefangen — ein Ereignis, durch das sich ganz Isle d'Avray gehoben fühlte.

Auf der Insel stand inmitten eines wundersamen Parkes eine ehemalige Abtei, die jetzt Eigentum einer alten Tänzerin war. In ihrer Jugend berüchtigt und berühmt, hatte sie öffentlich vor einem Parterre von Königen getanzt, und privatim fürstliche Persönlichkeiten nach ihrer Pfeife tanzen lassen. Jetzt war sie ein altes, schrumpeliges Dingelchen, das aus Mangel an anderweitigem Verkehr beständig mit dem Hündchen konversierte, das sie an der Leine führte, und das froh war, wenn man sie am Sonntag im dunkelsten Winkel der kleinen Kirche beten ließ. Es war ihre einzige Zerstreuung, und sie hörte die Musik — irgendein Andante von Beethoven oder Mozart, auf einem Harmonium gespielt — so gern.

Niemand ging mit ihr um, außer dem Pfarrer, der

sie bekehrt hatte, und dem sie sehr viel Geld für seine Armen gab.

Mehrere Künstler brachten den Sommer in Isle d'Avray zu. Im übrigen bestanden die wohlhabenden Bewohner aus Gewerbsleuten, reichgewordenen Schneidern, Schustern, die sich Galerien anlegten und Hortikultur im größeren Stil betrieben, um sich doch irgendwie vor der Welt hervorzutun, sich aber im übrigen streng darauf beschränkten, untereinander zu verkehren, und keinerlei Versuche anstellten, sich zu einer höheren sozialen Stufe hinaufzuarbeiten.

Die nützliche Cousine hatte mit diesen Familien vielfache Beziehungen, Madame Jessendy verkehrte mit ihnen manchmal aus Langweile, nie ohne die Kluft zu bezeichnen, welche sie von denselben trennte. Ihre Mutter war Hofdame gewesen bei der Kaiserin Eugenie.

* * *

Ein Telegramm berief Madame Jessendy zu ihrem sterbenden Vater nach Vichy.

Nina blieb mit der nützlichen Cousine und den beiden kleinen Mädchen allein.

Seltsam! Der Verkehr mit der platten, konventionellen Frau hatte auf ihr Gemüt gewirkt wie eine beruhigende Medizin. Neben dieser Puppe hatte sie die Welt anschauen gelernt, wie Durchschnittsmenschen sie ansehen. Der von allen Seiten durch Vorurteile gestützte sittliche Standpunkt Madame Jessendys war für sie weniger gefährlich, als der erhabene Standpunkt Auguste Jaworskys.

Wenn der Standpunkt Madame Jessendys vielleicht etwas zu niedrig war, so war im Gegenteil der Stand-

punkt Auguſtes zu hoch. Er eröffnete den Ausblick auf Abgründe, vor denen man durch nichts als die hochgradigſte ſittliche Schwindelfreiheit beſchützt war.

Kaum war Madame Jeſſendy zwei Tage lang abweſend, ſo meldete ſich das alte fiebernde Mißbehagen von neuem in Nina — das Nergeln, Zweifeln und Sehnen.

Eine ſchwüle Auguſtnacht war's — in der regungsloſen Luft ein Geruch von Staub, gedörrtem Laub und welken Roſen.

Nina war unruhig, ſie konnte ſich nicht dazu bringen, ſich niederzulegen. Sie hatte einen Roman von der George Sand zu leſen begonnen — einen von jenen, in denen die ganzen unklaren Aſpirationen einer unklaren Zeit zum Ausdruck gebracht werden.

Auguſte Jaworſky nannte dieſe Art ein „poetiſches Gewäſch" — ſie liebte von George Sand nur diejenigen Bücher, die ſie „ihre Märchen" nannte, Mauprat und La petite Fadette.

Nina im Gegenteil hatte von jeher George Sands wildeſte, ſcheinwahre Rhapſodien, wie Indiana, Valentine und Lelia, mit wahrer Gier verſchlungen.

Diesmal war's die Lelia, über der ſie brütete. Die Aufregung, die ſich ihrer während des Leſens bemächtigte, wurde ſchließlich dermaßen unerträglich, daß ſie das Buch weglegte und raſtlos in ihrem Stübchen auf und ab zu gehen begann. Endlich blieb ſie vor dem offenen Fenſter ſtehen und blickte hinaus.

Der Mond ſtand hoch in einem dunkelblauen, von zahlloſen Sternen durchblitzten Himmel, ſein Licht lag grell auf dem weißen Staub der Straße, die am Ufer der Oiſe hinlief, wo das Haus der Jeſſendys ſich befand

— es schimmerte auf dem dunkeln Wasser der Oise, auf den grauen Bogen der Brücke, auf den weißen Fassaden der Häuser des Städtleins, die hinter den geschlossenen grünen Jalousien schliefen, auf den Umrissen der alten Abtei, die aus den Kronen dunkler Kastanien und Linden hervorragte.

Durch das lautlose Nachtschweigen tönte das kühle Rauschen des Flusses — sonst nichts — nichts!

Mit einem Male zog etwas wie ein Schauder durch die Bäume, man hörte starkes Blätterrauschen — dann wieder verstummte es. Ein Schritt wurde vernehmbar — ein leichter, energischer, männlicher Schritt, dann halblaut gesummt ein Liedchen, ein neues Liedchen von Massenet, das Nina gut kannte.

„Que l'heure est donc brève,
Qu'on passe en aimant!“

In das grelle Mondlicht trat ein Mann — an der Haustür der Jessendys blieb er stehen. Ein Schlüssel drehte sich im Schloß — der Mann verschwand im Flur.

Das Herz klopfte Nina zum Zerspringen.

Den nächsten Morgen teilten ihr ihre kleinen Schülerinnen mit, daß der Papa unerwartet in der Nacht nach Hause zurückgekehrt sei. Er hatte in einem Schloß der Nachbarschaft gespeist, worauf er zu Fuß nach Isle d'Avray gekommen war.

* * *

„Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen,“ sagte der Bildhauer, indem er dem jungen Mädchen mit väterlicher Courtoisie die Hand zur Begrüßung reichte. Es war vor dem Diner in dem großen Salon zu ebener

Erde — einem Salon, dessen schönste Eigenschaft darin bestand, daß er direkt in den Garten hinausmündete. Eine bei gutem Wetter stets geöffnete Glastüre führte auf die sehr niedrige Vortreppe hinaus.

Zum Gabelfrühstück war der Bildhauer nicht erschienen, er hatte sich ein Sandwich und ein Glas Marsala in seine Werkstatt kommen lassen. Nina war bereits vergangen vor Spannung. Endlich war sie mit ihm beisammen, mit dem großen Bildhauer Jessendy, dem Don Juan, dem keine Frau heilig war und dem keine widerstand. Sie hatte sich bereits gerüstet mit Schroffheit, hatte sozusagen ihren Panzer umgeschnallt und alle ihre Defensivwaffen zur Hand genommen, um den Angriff parieren zu können — aber kein Angriff erfolgte.

Der Don Juan war ein großer, brünetter Mann, mit einem ruhig forschenden Blick in seinen hellen Raubtieraugen, mit einer etwas zigeunerischen Distinktion in seinem auffallend schönen Äußern, aber mit tadellos zurückhaltenden Formen.

Die Hand, die er Nina reichte, war gut gepflegt, groß, kräftig und warm. Nina hatte eine eigentümliche Empfindung, während sie die ihre hineinlegte. Sie fühlte sich gehoben, angenehm angeregt und doch beunruhigt. Anstatt etwas auf seine Begrüßung zu erwidern, verbeugte sie sich nur ein wenig und lächelte schüchtern, was sie sehr hübsch kleidete.

Der spähende Blick in den Augen des Bildhauers nahm einen sehr wohlwollenden Ausdruck an. Wenn sie sich ungeschickt vorkam, war sie immer reizend.

„Ich habe bereits viel von Ihnen gehört," sagte Jessendy.

„Ah, — von wem?“ fragte etwas aufgeregt Nina.

„Von Madame Giroux.“

„So, und was sagte Ihnen Madame Giroux von mir?“ fragte Nina.

Ein mutwilliges Lächeln trat auf die Lippen des Bildhauers.

„Was mir Madame Giroux von Ihnen sagte? . . . Daß Sie sehr gute Manieren hätten und daß Sie vortrefflich Chopin spielen. An dem ersteren zweifle ich nicht — von dem letzteren hoffe ich mich nach Tisch überzeugen zu können.“

„Und was veranlaßte Sie, mit Madame Giroux von mir zu reden?“ fragte Nina weiter.

Er blinzelte nachdenklich — mit der Nachdenklichkeit, die man unwichtigen Dingen entgegenbringt. „Was mich dazu veranlaßte? . . . ja, richtig — eine Photographie von Ihnen, die ich bei ihr liegen sah, und die mir zu dem gewöhnlichen Bekanntenkreis der guten Madame Giroux nicht recht passen wollte.“

„Madame Giroux war immer sehr freundlich gegen mich,“ erwiderte ihm Nina mit schwerfälliger, belehrender Sprödigkeit, die Ironie, die in seiner Betonung mehr als in seinen Worten lag, ablehnend.

Er musterte sie scharf — er war es nicht gewöhnt, sich von jungen Mädchen Zurechtweisungen erteilen zu lassen.

„O, gegen mich auch,“ erwiderte er leichthin. „Sie kauft mir alle meine Ladenhüter ab, die ich nicht anderswie los werde; das verhindert mich jedoch nicht, sie herzlich vulgär zu finden.“ Dann sich fast schroff von Nina abwendend, fragte er die nützliche Cousine:

„Athenaïs, dis donc, warum essen wir noch nicht,

ich bin schändlich hungrig.“ Und da das Diner noch ein paar Minuten auf sich warten ließ, scherzte er, ohne sich weiter um Nina zu bekümmern, mit seinen beiden kleinen Mädchen.

Auch nach Tisch machte er keine Miene, sich ihr zu nähern, noch weniger, sich ihr gegenüber etwas herauszunehmen. Ihre Defensivwaffen blieben unbenutzt. Er trat hinaus in den rosendurchblühten Garten und rauchte eine Zigarre.

Nina wartete einen Augenblick, dann setzte sie sich unaufgefordert ans Klavier. Sie spielte ein paar Mazurkas von Chopin, dann einen schwermütigen Walzer von Strauß ohne Technik, aber mit dem gewissen Rhythmus, der allen Österreicherinnen im Blut steckt, besonders wenn sie einen Polen zum Vater, eine Mährin zur Mutter haben.

Nach einem Weilchen kam er in den Salon zurück und trat horchend näher an sie heran. Ihre innere Erregung verlieh ihrem Vortrag eine ungewöhnliche Wärme — und dann — sie sah so reizend aus, während sie spielte. Ihr leuchtender Kopf hob sich fast mit magischer Wirkung ab von dem verwischten Blaugrau und Grün der Gobelins, welche die Wände des Salons bespannten; die Hand, die aus dem Gekrause des spitzenbesetzten, hellblauen Musselinärmels hervorschaute, war ein kleines Meisterwerk der Schöpfung.

Der Bildhauer trat näher an sie heran, sie legte die Hände in den Schoß und sah zu ihm auf. Sie hatte wunderschöne Augen, und der andächtige, etwas verschüchterte Blick, der momentan aus ihnen hervorleuchtete, kleidete sie bezaubernd.

„Das war sehr hübsch, was Sie da spielten,“ sagte

er, den Ellbogen auf den Deckel des Pianino legend, „sehr hübsch — c'est du Chopin?“

„Nein, das letzte war ein Walzer von Strauß.“

„Ah, eine verteufelt einschmeichelnde Musik — eine Musik, in der Dämone auf Engel lauern!“

Jessendy hatte immer ein geistreiches Wort bei der Hand.

Dann folgte eine Pause. Die eitle Nina hätte sich gerne zur Höhe der Situation emporgeschwungen, wäre gern so geistreich gewesen wie er! Wenn sie geahnt hätte, wie wenig einem Mann vom Type Jessendys daran gelegen ist, ob ein hübsches Frauenzimmer Geist hat oder nicht!

Endlich rief sie aus: „Wissen Sie, woran ich dachte während meines Spiels?“

„Nun, woran dachten Sie?“

„An Ihre Bacchantin mit dem Tiger!“ rief sie.

„So . . . hm!“ Er fing an zu blinzeln, musterte sie schärfer.

„Sie können gar nicht denken, wie ich das Werk bewundere!“ fuhr sie fort. „Es ist dämonisch, es ist magisch, es . . . es ist . . .“

Dergleichen nach Ausdrücken schnappender Enthusiasmus war ihm häufig begegnet, er lächelte leicht über das aufgeregte kleine Frauenzimmer, das nach Beiwörtern suchte, um ihm ihre Exaltation zu beweisen. Ihre Exaltation war ihm auch ohne Beiwörter klar. Er hatte einen glashellen Verstand — den durch keinerlei Gemütsbewegung getrübten Verstand eines Zynikers, den die Zudringlichkeit der Weiber um alle seine Illusionen betrogen hat.

Er wußte ganz gut, da ist ein junges Frauenzimmer,

das, dank ihrer schmalen Verhältnisse schwerlich heiraten wird, das andrerseits nicht danach geartet und erzogen ist, irgend einem praktischen Endzweck zu Ehren leichtsinnig zu werden, das aber sehr viel brachliegenden Gefühlsvorrat und unbewunderte Schönheit besitzt, nebstbei viel Eitelkeit, aufgeregte Nerven und einen beschränkten Verstand — das infolgedessen ganz danach angetan ist, irgend eine Dummheit großen Stils zu machen, bei der ihre Überspanntheit ihre Rechnung findet, ja, der vielleicht jetzt schon unbewußt danach verlangt.

Sie erregte sein Mitleid, zugleich aber verachtete er sie ein wenig.

Indessen fuhr sie fort: „Ich . . . ich war halb krank von dem Anblick Ihres Meisterwerks, es hatte mich in das Innerste erschüttert. Ich . . . ich kann's gar nicht fassen, daß der große Künstler, der dieses Werk geschaffen, jetzt leibhaftig vor mir steht! Ach, es muß herrlich sein — das Bewußtsein, so Großes zu leisten, die ganze Menschheit dermaßen entzücken zu können!"

„Die ganze Menschheit!" wiederholte er trocken, „das ist ein großes Wort." Dann sich etwas tiefer zu ihr herunterbeugend, setzte er hinzu: „Die Menschheit im allgemeinen kümmert sich einen blauen Kuckuck um meine Leistungen, und das Begeisterungsgebrüll des Publikums, das für mich schwärmt, ist mir fast ebenso gleichgültig wie die Ausfälle meiner Kollegen, die mich beneiden. Wirklich wohltuend aber ist es mir, wenn mir der Enthusiasmus einmal aus ein paar so schönen Augen entgegenleuchtet, wie in diesem Fall." Er nahm ihre Hand in die seine, wärmte sie ein Weilchen darin, worauf er sie an seine Lippen zog und mit etwas langanhaltender Innigkeit küßte. — Er blickte ihr in die

Augen; anstatt ihm seine Huldigung zu verübeln, schien sie stolz darauf.

Er musterte sie noch einmal von Kopf bis zu den Füßen und ließ ihre Hand aus der seinen gleiten.

„Spielen Sie noch ein wenig," sagte er abrupt und trat von dem Klavier hinweg in den Garten.

* * *

Sie war sehr schön, sie gefiel ihm — aber er erriet, wie leicht sie erreichbar war, und das wirkte beruhigend auf seine Nerven, machte, daß seine Leidenschaft nicht von vornherein einen sehr aufregenden, drängenden Charakter annahm — ja, es brachte ihn sogar dazu, es zu versuchen, sich Gewalt aufzuerlegen, sich zu bemeistern.

Dazu kam noch, daß, wenn ihn ihre Schönheit lockte, ihn doch wieder etwas andres von ihr fernhielt — das war: der Stempel des Mädchens aus gutem Hause, der ihrem Wesen unverwischbar aufgedrückt war, ein gewisser Duft anständiger Gewohnheit, aus der selbst ihre törichte Überspanntheit sie nie ganz herauszubringen vermochte.

Es war eine Anziehungskraft mehr — aber es war auch eine Schranke! Er war gesonnen, die Schranke zu respektieren.

* * *

Den nächsten Morgen zeigte er sich gegen Nina höflich, freundlich, aber wortkarg, fast kalt. Dies dauerte zwei, drei Tage. Sie wurde immer aufgeregter, verdrießlicher. Das gärende Fieber in ihrem Innern er-

höhte den Glanz in ihren Augen und vertiefte das Rot auf ihren Lippen. Sie wurde noch schöner!

Eines Tages kam sie auf ihn zu und fragte ihn, ob er ihr nicht gestatten wollte, seine Werkstatt zu besehen. Er ging freundlich darauf ein. Denselben Abend, während sie mit ihren beiden Schützlingen einen Spaziergang am Ufer der Oise machte, tauchte er plötzlich, wie aus der Abenddämmerung hervorgezaubert, neben ihr auf.

Sie setzten sich zu Füßen einer der großen Weiden, die ihre silberigen Äste in die Flut tauchten, das heißt, sie setzte sich — er lagerte sich etwas unweit von ihr in das üppige Wiesengras, während die Kinder fröhlich herumliefen und Blumen suchten. Er fing an von seinem Leben zu erzählen, davon, wie er als ganz armer Schlucker, das Herz hoch angeschwellt von künstlerischem Ernst, von idealer Begeisterung, nach Paris gekommen sei, wie er sich langsam durchgearbeitet und schließlich den Erfolg bezahlt habe mit dem Verlust seines Ideales, dem Verlust seines Glaubens an die Menschheit, dem Verlust all dessen, was er einst heilig gehalten hatte. Wie öde und leer ihm dieses entweihte Leben erschien — wie gräßlich es ihm sei, Kirchen zu schmücken, aus denen der Gott entflohen — klagte er ihr — daß er auch heute noch dem Irrlicht des Ideals nachlaufe wie ein Verrückter, wenn es ihm irgendwo entgegenleuchte, und sich sehne nach Teilnahme, warmer, weiblicher Teilnahme, die einen zärtlichen Schutz aufrichten würde zwischen ihm und der Welt, den Wunden, die sie ihm schlug, den erniedrigenden Versuchungen, denen sie ihn preisgab!

Er schöpfte das alles aus dem Phrasenvorrat, den er zur Betörung exaltierter Weiblichkeit immer bereit

hielt. Er nahm sich nicht einmal die Mühe, etwas Neues zu erfinden. Für ihn war das ganze Gerede ja ohnehin nur eine Formalität.

Er kannte die Frauen zu gut, als daß er es je darauf hätte ankommen lassen, mit einer anzuknüpfen, wenn er nicht seines Erfolges sicher gewesen wäre.

Nina erinnerte ihn schüchtern an seine Gattin.

Er sah sie durch die Dämmerung fast zornig an. Dann sagte er schroff: „Meine Frau . . . Sie kennen doch meine Frau! Sollten Sie denn wirklich nicht erraten haben, auf welche Art Teilnahme ich von der allenfalls rechnen kann. Wenn ich einen Mißerfolg zu verzeichnen habe, so bringt sie jedesmal ihre gute Familie aufs Tapet und erzählt mir, daß ihre Mutter Hofdame war bei der Kaiserin Eugenie — und wenn ich einen Erfolg verzeichne, so fragt sie mich, wie hoch der Geldgewinn sich beläuft und bestellt sich neue Toiletten bei Worth."

Nina schwieg.

Er runzelte die Stirn, dann mit einer ärgerlichen Bewegung schüttelte er sich zurecht, richtete sich auf und ging.

Ihr Herz klopfte ihr bis in den Hals hinauf — alles an ihr fieberte.

Er war kaum zwanzig Schritte gegangen, als sie neben ihm stand, die Hand auf seinem Arm.

„Monsieur Jessendy, warum sind Sie böse auf mich?" rief sie.

„Aber, mein Engel!" Er zuckte mit den Achseln. „Ich bin gar nicht böse — nur — nur — ich hatte geglaubt, ein eigenartiges, hochherziges Weib vor mir

zu haben — und Sie sind ein Kind — ein sehr liebes Kind, aber endlich ein Kind. Ich hatte gehofft, daß Sie meiner gräßlichen Schwermut einiges Verständnis entgegenbringen würden — ich habe mich geirrt — ich sehe es ein — es tut mir leid — aber übel nehme ich Ihnen nichts."

Sie legte noch einmal die Hand auf seinen Arm.

„Sie tun mir unrecht," schluchzte sie fast. „Ich habe ja verstanden, alles habe ich verstanden. Mein Herz blutet für Sie — aber was kann ich tun, um Ihnen zu helfen?"

„Vorläufig mich freundlich neben sich dulden," murmelte er und zog ihre Hand an seine Lippen. „Ihre Nähe wirkt heilend auf meine Seele."

Er führte sie noch einmal zu dem Weidenbaum, unter dem sie vordem gesessen, und lagerte sich ein klein wenig näher neben ihr als früher.

Das Gesicht in beiden Händen, blickte er zu ihr empor. Sie hatte ihr Hütchen abgelegt, die Kinder kamen herangetanzt — mit einem Kranz von Wiesenblumen, den sie soeben geflochten. Sie setzten ihr ihn auf den Kopf.

„Dieu, qu'elle est belle!" rief der Bildhauer, wie zu sich selber redend, und dann setzte er hinzu: „Wenn Sie sehr gütig sein wollen, so sitzen Sie mir zu Ihrer Büste — zwei oder drei Sitzungen tun's — und wenigstens bleibt mir eine Erinnerung fürs Leben."

„Wenn Sie wollen — mit Stolz und Freude," erwiderte sie.

Ringsherum war alles still, selbst die Kinder hatten aufgehört zu jauchzen. Unter dem Druck der schweren, üppigen Abendluft bogen die Blumen auf der Wiese

die Häupter erdenwärts. Man hörte nichts als das leise Schluchzen des Flusses, der durstig dem Meer entgegenrauschte.

* * *

Es kam allmählich — es kam plötzlich!

Alles, was sie für ihn tat, tat sie mit Stolz und Freude!

Sie liebte ihn mit rasender Leidenschaft, einer Leidenschaft, die sie durch die Begeisterung für den Künstler geheiligt glaubte.

Die Illusion war so stark, daß sie nicht einen Augenblick ihre Erniedrigung spürte, solange sie noch seiner Liebe sicher war. Sie fühlte sich gehoben, kam sich groß vor. Was weiter werden sollte — sie dachte nicht darüber nach — er liebte sie — das war genug!

Liebte er sie wirklich?

Sie war sehr schön — und ihre Hingebung schmeichelte ihm — aber die erste Glut seines Gefühls erkaltete fast augenblicklich, und dann — sie langweilte ihn und genierte ihn — sie konnte sich nicht zurechtfinden in der Situation, ihre exaltierte Auffassung derselben demütigte ihn.

Die Büste, die er nach ihr aus braunem Ton knetete, wurde ein Meisterwerk — und die Büste interessierte ihn bald sehr viel mehr als das Modell.

Merkte die Umgebung nichts von dem, was in der Villa Jessendy vorging?

Es ist schwer anzunehmen!

Er beherrschte sich zwar völlig — sie aber, wie übrigens die meisten verliebten Frauenzimmer, beherrschte sich schlecht. Die Leidenschaft leuchtete ihr aus den Augen.

Eines Tages, während sie Jessendy wie gewöhnlich in seinem Atelier zu der bewußten Büste saß, trat seine Gattin ein. Mit einem raschen Blick übersah sie die Sachlage.

Die Abwicklung folgte sofort — und zwar summarisch und gründlich.

Skandal beschwor Madame Jessendy keinen herauf, das widerstrebte ihren vornehmen Gewohnheiten. Szenen, welche die Aufmerksamkeit der Nachbarn auf die Zerwürfnisse in einer Ehe lenken, fand sie unanständig oder, wie sie sich ausdrückte, „mal élevé“ — das war gut für Portiersfrauen. Aber sie bestand darauf, Ordnung zu halten in ihrem Hause. Was sich außerhalb des Hauses zutrug, war ihr gleichgültig.

Diesmal gelang es ihr um so eher, ihren Willen durchzusetzen, als ihr Jessendy wenig Widerstand bot.

Ihren Wünschen entsprechend, verließ er den nächsten Morgen Isle d'Abray, um sich nach Paris zu begeben. Nina blieb vorläufig noch bei Madame Jessendy zurück. Sie fühlte sich in der Nähe dieser Frau elend und beschämt, fast als ob sie ihre Abwesenheit dazu benützt hätte, ihre Juwelen zu stehlen. Sie war unruhig, gespannt auf die Zukunft — aber auf das, was sie bringen sollte, nicht einen Augenblick gefaßt.

Madame Jessendy tat nichts dergleichen, zeigte sich höchstens etwas förmlicher, aber um nichts weniger höflich als früher. Von einer Stunde zur andern erwartete Nina Nachrichten von Jessendy.

Endlich am dritten Morgen nach seiner Abfahrt erhielt sie durch die Post einen Brief von ihm.

Eine Hochflut von allerhand unbestimmten Hoff-

nungen schwoll in ihrem Herzen auf. Er wollte mit ihr nach Italien fliehen — sich scheiden lassen von seiner Frau, um sie heiraten zu können — er vertröstete sie zärtlich, Geduld zu haben, ihn unterdessen nicht gänzlich zu verlassen.

Da — der Brief war ihr überreicht worden, während sie mit den andern beim Frühstück saß — begegnete ihr Blick dem Madame Jessendys, der mit kalter, siegesgewisser Ironie auf sie gerichtet war.

Madame Jessendy trieb die Grausamkeit so weit, daß sie einen Vorwand nach dem andern erfand, um Nina zu zwingen, den Moment aufzuschieben, wo sie endlich den Brief würde lesen können. Erst forderte sie Nina auf, einen Gang mit ihr zu machen, dann ließ sie sich von ihr Chopin vorspielen.

Mitten in Ninas Spiel hinein fragte sie:

„Haben Sie meinem Mann viel Chopin vorgespielt? Er liebt das sehr!"

Und während Nina sich bemühte, so unbefangen als möglich zu antworten, klopfte es ihr im Kopfe, in den Händen, im Herzen. „Sie hat erraten — sie weiß!"

Endlich konnte sich Nina entfernen. Sie stürzte in ihr Zimmer und schloß sich ein. Dann öffnete sie den Brief.

Sie las ihn ein-, zweimal, ehe sie ihn verstand — das heißt, ehe sie sich zugab, daß sie ihn verstand, daß wirklich nichts andres darin war als das, was sie auf den ersten Blick daraus herausgelesen, und nichts, nichts von dem, was sie nicht umhin konnte, immer wieder darin zu suchen — den Ausdruck wirklicher Leidenschaft, die Versicherung irgendeines warmen Gefühls für sie. Sie las den Brief ein drittes Mal — nichts — nichts — nicht einmal eine beruhigende Lüge!

Der Bildhauer teilte ihr einfach mit, daß es für sie ebenso wie für ihn günstiger wäre, ein Verhältnis beizeiten zu lösen, das, wenn es sich weiterschleppte, ihnen beiden nur Schmerz bringen könne, dann kam irgendetwas, das wie Entschuldigung klang, dann eine Art Dank — ja, eine Art Dank! Zum Schluß bat Jessendy Nina, sich seiner aufrichtigen, herzlichen Freundschaft und „Affektion" versichert zu halten und jederzeit daran zu appellieren, wenn er ihr in irgendeiner Art nützlich sein könne.

Endlich begriff sie . . . endlich! Zum erstenmal sah sie das, was geschehen war, im Lichte einer Erniedrigung.

Noch denselben Abend bat sie Madame Jessendy um ihre Entlassung, die ihr mit einem steifen Kopfnicken gewährt wurde.

* * *

Den nächsten Morgen verließ Nina l'Isle d'Abray.

Sie kehrte nicht mehr nach Neuilly zurück in die Pension Legrand. Mit dem Leid, das sie auf dem Herzen trug, konnte sie nicht zwischen fremden Menschen leben. Sie nahm ein Zimmer im fünften Stock eines bescheidenen Hotels und suchte von da aus Wohnung.

Endlich fand sie in einem Hause der Rue Pasquier eine Unterkunft, die ihren Mitteln und Ansprüchen entsprach. Ein Zimmer im dritten Stock eines Garni, in dem man sich bereit erklärte, gegen sehr niedrige Bezahlung ihre Verköstigung zu übernehmen. Um letzteres war ihr besonders zu tun gewesen. Sie war nämlich so eingeschüchtert und beschämt, daß sie sich nicht entschließen konnte, eines jener kleinen Restaurants aufzusuchen, wo sich arme Künstlerinnen in Paris

ebenso wie viele in Paris ansässige Lehrerinnen ihre Mahlzeiten einzunehmen pflegen. Sie ging gar nicht aus. Den ganzen Tag lag sie auf ihrem Bett, das Gesicht in die Kissen vergraben, und weinte — weinte. Sie aß fast nichts und magerte jämmerlich ab.

Der Garçon, der täglich heraufkam, ihr Zimmer zu machen — in Hotels garnis dieser Kategorie werden die Schlafstuben immer von Männern aufgeräumt —, redete recht väterlich in sie hinein, sich doch ein wenig zusammenzunehmen — man sehe ja wohl, Mademoiselle habe einen Kummer, aber wenn Mademoiselle nur glauben wollte, wie viel Kummer man im Herzen begraben könne, um nach dem Begräbnis wieder ganz frisch und lustig zu werden . . . Er sandte ihr seine Frau, die Köchin in dem Etablissement war, hinauf, um sie ein wenig zu beruhigen und zum Essen zu nötigen.

Endlich raffte sie sich so weit auf, um in der Pension Legrand nachzusehen, ob keine Briefe für sie angelangt seien, und ihre neue Adresse anzugeben.

Sie fand einen Brief von ihrer Mutter und eine Postkarte von Auguste Jaworsky — Brief und Postkarte hatten sie beide in Isle d'Avray gesucht und waren beide als unbestellbar an das Pensionat zurückgesandt worden.

Den Brief der Mutter hob sie auf, die Postkarte Augustes las sie sofort. Auguste teilte ihr mit, daß sie sich mit ihren Amerikanern momentan im Grand Hotel befinde und sich sehr freuen würde, Nina zu sehen. Bis zum ersten Oktober bliebe sie in Paris, dann sollte sie mit ihren Amerikanern nach Deutschland abdampfen.

Einen Moment überlegte sie, ob sie Auguste auf-

ſuchen ſolle — ſie konnte ſich nicht entſchließen, ihr unter die Augen zu treten.

Müde ſchleppte ſie ſich nach Hauſe zurück, dort las ſie den Brief ihrer Mutter. Es ſtand nicht viel darin — nur Liebe und Zärtlichkeit, das war alles. Sonſt hatte Nina das gar nicht recht zu ſchätzen gewußt — jetzt wußte ſie es zu ſchätzen! Sie hätte ſich ganz einhüllen mögen in dieſe warme, ſchützende Teilnahme — aber jedes gute Wort der Mutter, das ihr unter andern Umſtänden unendlich wohl hätte tun können, traf ſie heute wie ein Stich ins Herz.

Nun, das Leben mußte ertragen, mußte zu Ende geführt werden irgendwie! Einen Augenblick dachte ſie daran, alles liegen und ſtehen zu laſſen, nach Hauſe zurückzukehren. Aber nein — nein, alles lieber als das! Nein, nein — nach Hauſe nicht — nur das nicht!

* * *

Sie fing an, die Augen aufzumachen, ſich nach ihren Hausgenoſſen umzuſchauen.

Der dritte Stock, in dem ſie Unterkunft gefunden, war in einzelne Zimmer abgeteilt, deren Bewohner faſt täglich wechſelten — im vierten wohnten Verwandte der Hausleute; im zweiten ein braſilianiſches Ehepaar, die Frau faſt ſterbend, mit einer unheilbaren Krankheit behaftet; im erſten — zwei geſchminkte Frauenzimmer mit bis in die Augenbrauen niederhängendem Haar. Wie Nina durch ihren Freund, den Garçon, erfuhr, gehörte das Hotel einer dieſer Damen, die es als Abfertigung von einem Liebhaber erhalten hatte.

Die weißhaarige Frau, die im vierten Stock mit

ihrem halbblöden Mann lebte, war die Mutter der beiden Geschminkten. Sie führte pro forma das Hotel.

Dies alles erzählte François Nina den Abend, ehe er das Hotel verließ, nachdem ihm Knall und Fall wegen einer von ihm zerbrochenen Suppenschüssel gekündigt worden war.

Gleichzeitig gab er Nina zu verstehen, daß das Garni in seinen Augen kein passender Aufenthaltsort für sie sei, und riet ihr, sich einen andern zu wählen.

Nina schenkte ihm ein Trinkgeld und ließ ihn und seine Frau nicht mit ganz leichtem Herzen ziehen. Er und sie waren ihre einzigen Freunde in Paris. Was seine Mitteilungen betraf, machte sie sich weiter keine Gedanken darüber — was hatte sie denn für ein Recht, besonders wählerisch zu sein? Vielleicht war es ihr nicht einmal sehr unangenehm, daß ihre Hauswirte keine Achtung verdienten — vor denen brauchte sie sich nicht zu schämen, die wenigstens standen noch sehr tief unter ihr.

Ihr ganzer verdrehter Weisheitskram war von ihr abgefallen, alles das, was ihr die Berechtigung des Übertretens bestehender Sittengesetze bewiesen, hatte sie vergessen, jetzt, wo es ihr hätte zum Troste dienen können! Sie fand keine Entschuldigungen für sich — sie hatte die Fähigkeit verloren, sie zu suchen. Sie konnte nicht mehr denken, das Denken tat ihr zu weh. Nur ihr Leben geduldig weiterschleppen von einem Tage zum andern, das konnte sie noch.

Sie war ganz klein geworden, ganz demütig.

Auch von ihrer Leidenschaft war nichts übrig. Sie hatte Jessendy geliebt — rasend geliebt. In der einen, hoch zum Himmel auflodernden Flamme hatte sich das

lange verhaltene Feuer ihrer Jugend ausgebrannt. Es war verglüht! Seitdem sie Jessendys Auffassung der Sachlage begriffen, gab es keine Minute in ihren Beziehungen zu dem Bildhauer, vor deren Erinnerung ihr nicht graute.

Anstatt leichter wurde es ihr immer schwerer, unter Menschen zu gehen. Langsam gab sie ihre kleine Barschaft, das Geld, welches sie bei Madame Legrand zurückgelegt, aus. Von einem Tag zum andern verschob sie es, an den Türen ihrer ehemaligen Schülerinnen zu klopfen, um zu fragen, ob sie nicht die Lektionen von neuem aufnehmen könne. Sie dachte, ihre Schmach müßte ihr auf dem Gesicht geschrieben stehen, und daß man sie von allen Schwellen jagen würde.

Da begegnete ihr Madame Giroux auf der Straße, als sie einmal gegen Abend ausgegangen war, um eine kleine Besorgung zu machen.

„Sie hier in Paris, liebes Kind!“ rief die Wagenfabrikantin. „Ich dachte, Sie seien längst nach Österreich zurück.“

„Nein . . . ich . . .“ stotterte Nina und konnte nicht weiter. Glücklicherweise ersparte es ihr die unaufhaltsame Geschwätzigkeit Madame Giroux', nach Worten zu suchen.

„Ich hatte gehört, daß Sie nach Österreich zurück sind, durch . . . durch . . . ja, wer hat mir's nur erzählt . . . Jessendy selbst . . . ja, richtig! Mit den Damen der Familie stehe ich in keinem Verkehr — ich bitte Sie, eine simple Bourgeoise wie ich — avec cela, als ob man nicht wüßte, auf welche Art sich der alte Debray sein Vermögen gemacht — der Großvater der Madame Jessendy — aber das gehört nicht hierher —

Jessendy hat mir erzählt, daß Sie sich mit seiner Frau nicht gut vertragen hätten — sie soll sehr unangenehm gegen Sie gewesen sein — war wahrscheinlich eifersüchtig. Elle n'en fait pas d'autres — man kennt sie dafür. Es hat mir nachträglich sehr leid getan, Sie ihr empfohlen zu haben. Nun, eine unangenehme Erfahrung mehr für Sie — aber es ist wenigstens vorbei. Ich bin froh, daß ich Ihrer habhaft geworden bin. Wie werden sich die Mädchen freuen! Kommen Sie doch morgen zu uns frühstücken; dann besprechen wir das Weitere wegen der Stunden."

Während sie so gutmütig weiterschwatzte, hatte Madame Giroux nicht aufgehört, Ninas schmale Hand in ihrer dicken Patsche zu halten. Nina, die sich sonst oft über die Gewöhnlichkeit der Frau aufgehalten, sah jetzt nur noch ihre Herzensgüte und zog die dicke Patsche an ihre Lippen.

„Voyons, voyons, ma pauvre enfant!" rief die Giroux. „Sie weinen ja — man muß Ihnen arg mitgespielt, Sie tief gekränkt haben! Kommen Sie morgen nur auf den ganzen Tag — wir wollen Sie ein wenig zerstreuen — ein wenig aufrütteln. Adieu — da ist mein Omnibus — auf Wiedersehen!"

Wie sehr viele vermögende Leute in Paris hatte Madame Giroux die Religion des Omnibus — die zweckmäßige Benutzung des Omnibus gehörte zu den Glaubensartikeln, nach denen sie ihr Leben einrichtete!

* * *

Fast die ganze Nacht saß Nina wach in ihrem mit muffig riechenden blauen Wolldamastvorhängen umschatteten Bett, vor Aufregung schluchzend und mit den

Zähnen klappernd. Ihre früher momentan abgestumpfte Gewissenhaftigkeit meldete sich jetzt zehnfach verschärft. Durfte sie sich in das Familienleben dieser ehrlichen, braven Menschen mischen, nach dem, was vorgefallen war, durfte sie sich bedauern lassen, als ob an ihr ein Unrecht begangen worden, nachdem doch sie diejenige war, die sich an den andern so schwer versündigt hatte.

Was sollte sie tun? Wenn sie sich im Leben weiterhin irgendwie anständig durchbringen wollte, mußte sie lügen; wenn sie ihre Schande auf die Dächer hing, so blieb ihr nichts übrig als — noch viel tiefer zu sinken, unter Menschen zu leben, bei denen derlei nichts Merkwürdiges war, oder — gänzlich außerhalb der Menschheit — in einem Kloster eine Zufluchtsstätte zu suchen!

Vor beidem schauderte ihr, der Tod wäre ihr lieber gewesen als das — und so weh ihr das Leben getan, konnte sie sich doch nicht entschließen, demselben willkürlich ein Ende zu machen!

Das einzige, was ihr übrig blieb, war — zu lügen — die drückende Last einer Achtung, die sie nicht mehr verdiente, auf ihre Schultern zu laden!

* * *

Madame Giroux nahm sich ihrer in jeder Beziehung an, beschenkte sie, ernährte sie fast, verschaffte ihr eine andre Wohnung und sehr viele Schülerinnen.

Nina gab jetzt acht bis neun Stunden täglich. Da sie für sich keine Ansprüche mehr machte, so legte sie ziemlich viel zurück.

Eines Tages schickte sie eine runde Summe nach Hause. Dabei empfand sie fast etwas wie Freude. Überhaupt hatte sie sich beruhigt — eine Art Verschlafen-

heit ihres Seelenlebens hatte sich ihrer bemächtigt. Sie las gar nichts mehr. Bei Tage wanderte sie von einer Lektion zur andern, sparte, wenn es ihre Zeit zuließ, selbst auf den Omnibus — abends flickte sie ihre Kleider.

* * *

Es wäre alles gut gegangen, wenn nicht ihre Gesundheit täglich schlechter geworden wäre. Sie schob ihre Müdigkeit und häufigen Schwindelanfälle auf Blutarmut und versuchte Eisen zu nehmen.

Mit einer gewissen Spannung sah sie der Antwort der Mutter auf ihre Geldsendung entgegen. Dieselbe blieb zwei Tage länger aus, als sie vermutet. Als sie kam, war sie so überaus herzlich und enthielt außerdem so gute Nachrichten, daß ihr die Augen übergingen vor Rührung.

„Mein liebes, braves Kind," schrieb die Mutter. „Soeben bringt mir die Post die von Dir an uns gesandten zweihundert Franken. Du armer Narr! Was Du Dich abgeplagt haben mußt, um das Geld zusammenzubringen! Ich habe geweint darüber und es dann wieder geküßt. Du gutes, liebes Ding! Nötig habe ich Deinen Sparpfennig nicht, gottlob! und ich habe ihn für Dich aufgehoben, wie ich's, wenn's irgendwie anging, mit den Hungergroschen der Buben tat, die ich ihnen immer zurücklegte, um irgendeine unerwartete größere Ausgabe zu decken.

„Die bevorstehende ‚unerwartete Ausgabe' seh ich bereits deutlich vor Augen. Denke Dir, die Rosi heiratet. Fritz Kaden — er ist Rittmeister bei den Montebellohusaren — hat vorgestern um sie angehalten. Sehr viel hat er nicht, aber immerhin einen vermögenden

Onkel, den er beerben wird, und der sich bereit erklärt hat, die Kaution für unsre Rosi zu legen. Da es eine sehr nette Partie ist, will Tante Betty Rosi ausstatten. Du kannst Dir denken, wie wir uns freuen! Die Kinder lassen Dir alles Erdenkliche sagen. Sie sitzen jetzt unter der Efeukrinoline — wie sich unser Spottvogel Hansi immer auszudrücken pflegte — auf dem Kanapee, halten sich bei den Händen und erzählen einander zum zehntenmal, daß sie einander schon seit fünf Jahren gut waren, daß sie nur nicht dergleichen getan haben, um sich gegenseitig nicht das Herz schwer zu machen und ihrer Umgebung noch schwerer. Sobald man ihnen den Rücken kehrt, hört man einen Kuß. Der Fritz ist ganz ehrlich närrisch — die Rosi tut ein bißl vernünftig, aber sie tut auch nur so.

„Jetzt kannst Du Dir ausdenken, zu welchem Zweck Dein zusammengespartes Geld dienen soll. Dazu — die Kosten Deiner Reise nach Hause zu decken und Dich möglichst hübsch auszustaffieren zur Hochzeit. Denn hübsch sollst Du sein. Es wird Dir nicht schwer fallen — Du warst ja immer unsre Schönheit, mein Liebling. Bring Dir etwas Nettes mit aus Paris — ich . . . na, verschweigen hab ich Dir nie was können — ich hab etwas Besonderes mit Dir vor. Du hast's wohl längst erraten, meine Kluge! Nicht wahr!

„Die Hochzeit soll Ende Januar oder anfangs Februar gefeiert werden — der Tag ist noch nicht bestimmt. Wenn Du uns den Willen tust, so kommst Du bereits zu Weihnachten nach Hause, und wir zünden alle zusammen den Christbaum an. Die Buben können sich beide frei machen heuer. Und wenn mein Plan gelingt, so — kannst Du gar nicht mehr weg.

„Wenn das nicht der Fall wäre, und Du wolltest die selbständige Stellung, welche Du in Paris errungen hast, nicht aufgeben, so zieh ich zu Dir nach Paris, führe Dir die Wirtschaft, schneidere und koche für Dich und verzehre mein kleines Einkommen mit Dir dort. Die andern brauchen mich dann weniger als Du. Aber vor allem komm nur recht bald nach Hause; wenn wir Dich einmal haben, wollen wir schon sehen.

„Fritz fragt, ob wir nicht bald soupieren, er ist immer hungrig — aber unglaublich anspruchslos. Ich muß in die Küche. Mit tausend Küssen

Deine treue Mutter."

Die Tränen fielen aus Ninas Augen auf den Brief, schwer und dicht!

Es war morgens und sie gerade im Begriff, sich anzukleiden, um ihren täglichen Lektionen nachzugehen. Was sollte sie tun? An ihre falsche, verschrobene, die volle Wahrheit ein für allemal aus ihrer Existenz verbannende Lage hatte sie sich allmählich gewöhnt. Ob sie die Last ihrer Lüge oder zum mindesten Unaufrichtigkeit da oder dort durchs Leben schleppte, war gleichgültig. Ihre Freude war tot — nun hieß es, die Freude der andern nicht trüben! Über den naiv eingestandenen Plan der Mutter, die sie besonders hübsch haben wollte zur Hochzeit, lächelte sie schwermütig — ein Lächeln, bei dem ihre Tränen stärker flossen — das war vorüber, sagte sie sich — aber zur Hochzeit mußte sie nach Hause reisen. Was dann weiter geschah — ob sie in Paris verbleiben oder in Österreich ein Feld für ihre Tätigkeit suchen sollte, darüber wollte sie später schlüssig werden.

Indessen hatte sie Eile, ihre Stunde nicht zu versäumen. Ihr Frühstück war unberührt stehen geblieben

— die Nahrung flößte ihr seit mehreren Tagen geradezu Ekel ein. Als sie in den Regenmantel schlüpfen wollte, den sie gewöhnlich auf der Straße trug — die Zeit, wo sie sich zu dem kleinsten Gang kokett hergerichtet hatte, war vorbei —, merkte sie, daß die Fenster von Eisblumen glitzerten. Sie legte den Mantel weg und holte aus ihrem Koffer ein anliegendes Pelzjäckchen, das sie noch aus Österreich mitgebracht und den ganzen vorigen Winter getragen hatte.

Es stellte sich heraus, daß ihr dasselbe viel zu eng geworden war.

Sie warf einen Blick in den Spiegel, was sie schon sehr lange nicht getan hatte. Sie zuckte zusammen. Im ersten Moment war ihr's, als sähe sie eine ganz fremde Person, sie erkannte sich kaum. War das wirklich sie? Alles an ihr schien verschoben, ihr Gesicht gelb und verzerrt. Schon einmal früher war ihr die Angst gekommen. Sie hatte sich selbe ausgeredet — jetzt . . .

Ein kalter Schauder fuhr ihr über den Rücken — ein Schwindel überfiel sie — sie fühlte sich ohnmächtig werden. Mit dem Aufgebot ihrer letzten Kraft schleppte sie sich zur Tür und drehte den Schlüssel um — dann sank sie zusammen! Und plötzlich war ihr's, als ob man sie aus ihrer unklar verwischten Traumpein bei den Haaren in die grelle Wirklichkeit zerre!

Was nun? . . .

Langsam, aber mit einer Klarheit, die ihr früher nie zu Gebot gestanden, faßte sie eine Möglichkeit nach der andern prüfend ins Auge. Nur die einzige, welche jeder Niedrigdenkenderen an ihrer Stelle eingefallen wäre, sich an Jessendy zu wenden, überlegte sie nicht — sonst alle. Sie war bald fertig.

Der einzige praktisch durchführbare Ausweg war — der Selbstmord! Sie hatte keinen Zweifel daran! Es mußte sein — sie sagte sich's ruhig, streng, unerbittlich. Ihr graute vor dem Tode, aber unter den Umständen gab's nichts andres für sie.

Nur — vor der Hochzeit der Schwester durfte es nicht geschehen — sie wollte die Stimmung ihrer Lieben nicht trüben.

Daß sie unter den Umständen der Hochzeit der Schwester nicht beiwohnen konnte, verstand sich von selbst. Aber um keinen Verdacht zu erregen, wollte sie bis zum Schluß dergleichen tun, als ob sie die feste Absicht hätte, zu derselben nach Hause zu kommen — im letzten Moment wollte sie unter dem Vorwand eines verstauchten Fußes oder irgend eines unwichtigen, aber die Reise nicht zulassenden Unwohlseins abtelegraphieren, und dann . . . dann! . . .

Es mußte eben sein — sie war ganz einig mit sich darüber, daß es sein müsse.

Den Tag fand sie nicht die Kraft auszugehen, um ihre Stunden zu geben.

* * *

Tage, Wochen schleppte Nina sich so hin — Tage und Wochen, in denen der Gedanke des vorgezeichneten Selbstmordes sie keine Stunde lang verließ — in denen sie von beständiger Angst geplagt wurde, daß irgend jemand ihr Unglück erraten könne — in denen sie immer häufiger liebe, zärtliche Briefe von zu Hause bekam, in denen Mutter oder Schwester sie immer dringender anflehten, nach Hause zurückzukehren. Und aus den Briefen stieg das Glück ihres Heims, das Bild des Familien-

lebens, dessen schützende Enge sie ehemals verachtet — ein Duft von strenger und zugleich fast naiver Sittenreinheit!

Sie beantwortete die Briefe alle — aber wie schwer ihr das fiel! Immer neue Ausreden erfinden, immer neue Lügen . . .

Indessen dachte sie darüber nach, wie sie sich in einer Art aus dem Leben schaffen könne, die ihrer Familie möglichst wenig Schande bereiten würde.

Sie war zum Schluß fast apathisch geworden. Nur ein Gefühl loderte noch manchmal mit rasender Heftigkeit in ihr auf, das war ein Haß gegen die Last, die sie zur Erde zog — ein Haß gegen das, was sie aus dem Leben trieb.

Je weicher sie sich gegen ihre Lieben zu Hause werden fühlte, um so härter, um so grausamer wurde der Haß.

* * *

Weihnachten war vorüber! Wie man sich gegrämt hatte zu Hause über ihre hartnäckige, wenn auch sehr zärtlich kundgegebene Weigerung dem Feste in der Heimat beizuwohnen! Was sie alles hatte ausdenken müssen, um diese Weigerung zu begründen!

Man hatte ihr Weihnachtsbackwerk von Hause geschickt — und einen Zweig vom Christbaum, und ein halb abgebranntes, verräuchertes, verbogenes Wachskerzchen!

Gott sei Dank, es war vorbei. Der Hochzeitstag war bestimmt. Am fünfundzwanzigsten Januar sollte die Hochzeit sein. Nina hatte die ganzen letzten Wochen, trotz ihrer schlechten Gesundheit, keine Stunde ausgelassen und geradezu grausam an sich geknausert.

Sie verfügte sich in das Magazin du Louvre, um

einen weißen Seidenstoff auszusuchen für das Brautkleid ihrer Schwester. Sie kaufte etwas sehr Schönes — und einen Myrtenkranz dazu.

Das hatte sie sich so ausgedacht. Dieser Gedanke — die Freude an der Freude der Schwester bei dem Empfang der Sendung, die sie sich deutlich vorzustellen vermochte, hatte sie angenehm beschäftigt mitten in ihre starre Verzweiflung hinein. Jetzt war auch das vorbei! Sie schrieb nach Hause, sie folge dem Kleid auf dem Fuß — sie habe es nur ein Weilchen vorausgeschickt, damit Rosi Zeit vor sich habe, sich's recht schön machen zu lassen.

Dann vergingen noch ein paar Tage . . . endlich am dreiundzwanzigsten Jänner telegraphierte sie nach Hause: „Habe mir den Arm gebrochen — Reise unmöglich — bin gut verpflegt — denkt an mich!

Nina."

Nachdem sie das besorgt, begann sie ruhig die Vorbereitungen für ihr letztes Ziel zu treffen.

Sie hatte sich Gift verschafft auf irgend einem scharfsinnig ausgeklügelten Umweg. Ein Päckchen Strychnin. Sie wollte sich nicht in Paris umbringen, wo man sie kannte — wo infolgedessen noch ihr Leichnam zu indiskreten, schändlichen Erörterungen Anlaß geben würde. Nein, sie gedachte Paris zu verlassen, ein paar Stationen weiter zu fahren. In einer fremden Stadt, unter fremdem Namen wollte sie in irgend einem kleinen Gasthaus tun — was sie tun mußte.

Früher wollte sie einen Brief an die Mutter schreiben des Inhalts:

„Suche mich nicht — auf dieser Erde bin ich nicht mehr zu finden!"

„Und wenn sie nach dem allem doch noch erfahren werden, wo die arme Selbstmörderin ihren letzten Atemzug getan — und warum sie sich umgebracht hat, nun, so werden sie zum wenigsten erraten, wie sehr ich mich geschämt hab — und wie ich mir's hab angelegen sein lassen, ihnen die Schande zu ersparen — und vielleicht werden sie mir dann verzeihen," sagte sie sich.

Der fünfundzwanzigste war vorüber. Sie hatte noch einmal telegraphiert: „Die herzlichsten Glückwünsche dem jungen Paar!"

Der Termin war gekommen. Im letzten Moment wandelte sie eine Feigheit an — sie verschob ihren Vorsatz von einem Tag auf den andern.

Ihre Stunden hatte sie unterbrochen unter dem Vorwande, daß sie nach Österreich abreisen wolle zur Hochzeit ihrer Schwester. Sie hatte nichts mehr zu tun, als über das, was kommen mußte, zu brüten. Ein rasendes Todesgrauen durchschauerte sie, und in die Kälte dieses Grauens hinein glühte das Feuer des Hasses gegen die Last — die abscheuliche Last, die sie aus dem Leben trieb, immer verzehrender.

Es mußte sein! . . .

Ganz früh wollte sie von Hause fort. Sie hatte den Brief an die Mutter geschrieben. Der Brief lag neben dem Päckchen Strychnin auf dem Tisch. Beides wollte sie mitnehmen, wenn sie sich auf die Bahn begab — den Brief, um ihn in ein Postkästchen zu werfen, das Gift, um es in ihrem Busen verwahrt zu halten, bis . . .

Es war sechs Uhr früh. Ein angezündetes Licht stand auf dem Tisch. Eine rasende Unruhe hatte sie aus dem Bette herausgetrieben, ihre Vorbereitungen zu

treffen — jetzt fühlte sie sich müde. Volle anderthalb Stunden mußten vergehen, ehe sie sich auf den Bahnhof begeben konnte.

Sie legte sich noch einmal auf ihr Bett, ohne die Kerze auszulöschen. Sie hatte sich immer vor dem Dunkel gefürchtet. Arme Nina!

Die Augen fielen ihr zu — da . . . plötzlich weckte sie ein Geräusch — das Rollen eines Wagens, der durch den totenstillen Morgen fuhr. Er hielt auf der Straße unten vor dem Hause, fast vor ihren Fenstern.

Sie richtete sich halb auf — taumelnd, vor Schrecken zitternd. Sie horchte . . . Eine furchtbare Ahnung stieg in ihr auf!

Ja, es läutete am Tore unten — dann . . . Stimmen hallten durcheinander — jetzt waren sie verstummt. Tritte kamen die Treppe hinauf — die Tritte eines Mannes, der eine Last trug, und andre leichtere Tritte daneben. Sie hielten vor Ninas Tür.

„C'est ici, Madame," hörte sie die Stimme des Concierge sagen. Dann schellte es an ihrer Tür, und eine weiche, zärtliche Stimme rief zwischen Lachen und Weinen:

„Nina! Nina!"

Es war die Stimme ihrer Mutter! Gott im Himmel!

Jetzt standen sie einander gegenüber — die Mutter mit ausgebreiteten Armen erwartungsvoll, freudegewärtig — die Tochter ein Bild des Jammers und Schreckens!

Der Concierge fragte, ob er für die Damen etwas tun könne. Da man ihm ablehnenden Bescheid gab, legte er den Handkoffer und die Plaidschnalle der alten Frau auf die Erde nieder und zog sich zurück. Mutter und Tochter blieben allein.

Die Arme der Mutter waren an ihren Seiten niedergesunken, noch ehe sie die Tochter an ihr Herz gedrückt. Ein ödes, klägliches Mißbehagen hatte sie überkommen — ein Mißbehagen, das im Dunkeln tappte. Sie begriff nicht, konnte nicht begreifen — nur das Eine hatte sie begriffen, daß Nina sich nicht freute, sie zu sehen. Warum freute sich Nina nicht? ‚Hatte sich ihr das Kind in dieser kurzen Zeit — 's war ja kaum ein Jahr — so gänzlich entfremdet?' fragte sie sich. Die bloße Vermutung schnitt ihr ins Herz.

Sie trat in die kleine Lichtinsel, welche die elende Flamme der einen auf dem Tisch stehenden Stearinkerze in das Dunkel malte, und warf einen prüfenden Blick auf Nina. Das Licht war sehr schlecht, und die Tränen verwischten ihren Blick — sie konnte den festen Umriß von Ninas Gestalt nicht finden. War das Nina?

„Welcher Arm ist's?" fragte sie endlich mit der Stimme einer im Innersten gekränkten und gedemütigten Person, die sich irgendwo verkriechen möchte.

Nina verstand erst nicht.

„Du hast uns doch telegraphiert, daß du den Arm gebrochen habest," murmelte die Mutter.

„Ach ja, richtig!" stotterte Nina, die Hand an der Stirn. „Das hatte ich mir nur so ausgedacht, weil es euch am wenigsten erschrecken würde — meinem Arm fehlt nichts — ich war nur plötzlich sehr krank geworden — ich dachte, es sei der Typhus — das hätte euch aufgeregt."

„So — das Lügen war sonst deine Gewohnheit nicht," erwiderte die Baronin. Diesmal klang ihre Stimme fast hart. Sie stand noch immer vor der Tochter, hoch und gerade in ihrem schwarzen Reisemantel,

mit ihrem ober der niederen Stirn zurückgestrichenen grauen Haar und ihrem schönen, frischen Gesicht — aus dem die lebhaften Augen unverwandt auf Nina gerichtet waren — auf das fremde, sonderbare Geschöpf, in dem sie ihre Tochter suchte und nicht finden konnte.

„Ich tat's um euretwillen — ich dachte, es wäre am besten für euch," murmelte Nina. „Aber leg doch ab, Mutter — ich werde dir Tee kochen."

„Ich habe keine Lust, abzulegen, am liebsten kehrte ich augenblicklich um!" rief die Mutter. Sie war müde und übernächtig und fühlte sich beschämt.

Warum freute sich Nina nicht? Sie hatte sich so auf Ninas Freude gefreut! Ihr verlangte nach Zärtlichkeit, nach Herzlichkeit — ein gräßliches Heimweh erfaßte sie in dieser fremden Umgebung, in der ihr eignes Kind ihr am fremdesten war. Sie setzte sich, weil sie nicht mehr stehen konnte.

Nina wollte ihr den Hut abnehmen und den Mantel, fast heftig wies sie die Tochter von sich ab.

„Ach, laß mich, ich brauch deine Dienstleistungen nicht. Weißt du vielleicht überhaupt, daß du mir nicht einmal einen Kuß gegeben hast zum Willkomm?" Und da Nina ihre eiskalten Lippen auf die Stirn der Mutter drückte, wehrte ihr diese verdrießlich wimmernd: „Das wirst du nicht wieder gut machen! Da reise ich Tag und Nacht — kaum daß mich die zwei jungen Leute verlassen haben, steig ich in die Eisenbahn — zu dir — mach mir den Kopf voll mit lauter Sorgen um dich — freu mich bei allem, daß ich mich an dein Bett setzen, dich wieder einmal so recht verhätscheln werde können — denke immer, die arme Nina! Wird die Augen machen, wenn sie mich sieht — ja . . . die Augen ver-

geſſe ich nie! . . . Die Buben hatten recht — die behaupteten, du ſucheſt nach Vorwänden, um nicht zur Hochzeit zu kommen — du hätteſt kein Vergnügen an unſrer unſchuldigen Fröhlichkeit — das iſt alles zu armſelig, zu beſcheiden für dich. Ganz recht hatten ſie! Ach Gott . . . ich wollte, ich wollte, ich wäre ſchon wieder zu Hauſe — nicht eine Nacht bleib ich — heut abend reiſe ich zurück — bis dahin mußt du mir freilich ein Obdach gewähren!"

Nina blieb ſtumm, nur um irgend etwas zu tun, zündete ſie das Feuer an in dem Kamin, neben dem die Mutter in den einzigen Lehnſtuhl geſunken war, über den das Kämmerchen gebot. Sie ſetzte den Keſſel mit dem Waſſer auf das Feuer. Während ſie ſo da kauerte und, in die Flamme ſpähend, horchte, ob das Waſſer koche, nahm ſie plötzlich die Hand der Mutter und küßte ſie mehrmals. Die Mutter entriß ihr zwar die Hand, aber dennoch trat ſofort eine Umſtimmung ein in ihrem Empfinden.

Nach einer kleinen Pauſe ſagte ſie:

„Ich hab dir Backwerk mitgebracht von der Hochzeit — die kleinen Mandelkuchen, die du ſo gern mochteſt — aber du machſt dir gewiß nichts daraus — friſch ſind ſie ja nicht mehr!"

Und da Nina ſich aufrichtete und anfing zwiſchen dem Gepäck zu ſuchen, ſetzte die Mutter hinzu:

„Dort in dem Körbchen!" Dann kleine, ungeduldige Laute ausſtoßend, hielt ſie die Knöchel ihrer krampfhaft geballten Hand an ihre Zähne.

Die Flamme der elenden Stearinkerze wurde erſt röter und röter, dann bläſſer und bläſſer. Man ſah ſie kaum mehr — das Tageslicht war hereingebrochen.

Die ganze jämmerliche Armseligkeit des von Nina bewohnten Stübchens breitete sich vor der Mutter aus. Ihr Blick heftete sich auf die abgenützten Überzüge der Möbel, auf den vertretenen Teppich, der nur teilweise den Boden bedeckte — und wie klein und niedrig war der Raum! Plötzlich gewahrte die Mutter etwas, vor dem sie erschrak. Auf dem Tisch lag neben einem Brief ein kleines Päckchen, auf dem ein Totenkopf über zwei Armknochen abkonterfeit war. Das war Gift — Strychnin!

Nina beschäftigte sich hinter ihr mit dem Auspacken.

Der Mutter stockte der Atem! Sie richtete sich auf. „Nina," sprach sie langsam, „komm her!"

Da wußte Nina, daß der gefürchtete Augenblick gekommen war — ein Hinausschieben nützte nichts — ein Entrinnen war nicht möglich! Langsam erhob sie sich und ging auf die Mutter zu.

Sie war nachlässig gekleidet, ohne irgend einen von jenen Kunstgriffen, mit denen sie so ängstlich die Veränderung ihrer Gestalt zu verbergen gewohnt war — sie zitterte an allen Gliedern und hielt den Kopf gesenkt. Was würde die Mutter sagen — was würde die Mutter tun?

Die Mutter nahm die Tochter bei beiden Händen, betrachtete sie vom Kopf bis zu den Füßen, aufmerksam, lange. Dann mit einem heiseren, jämmerlichen, halberstickten Wehlaut ließ sie Nina los, kehrte das Gesicht von ihr ab und breitete die Hände vors Gesicht.

Einen Augenblick herrschte lautloses Schweigen. Nina stand auf demselben Fleck wie versteinert.

Plötzlich wandte sich die Mutter um.

Was würde die Mutter tun, was würde die Mutter sagen?

Die Mutter trat auf den Tisch zu, nahm das Päckchen Strychnin und warf's ins Feuer. Dann breitete sie die Arme aus und zog die Tochter an ihre Brust.

„Mein Kind!" schluchzte sie, „mein armes, unglückliches Kind!"

Sie fragte nicht einmal, wer's gewesen, wie's gekommen war. Das hatte Zeit!

* * *

Nachdem das erste gräßliche Aussprechen vorüber war, fühlte Nina eine große Erleichterung.

Anstatt ihr Vorwürfe zu machen, nahm die Mutter die Schuld auf sich.

„Ich hätte dich nicht allein lassen sollen — ich hätte nicht zugeben sollen, daß du von Hause gehst," sagte sie einmal über das andre. Dann überlegte sie, was zu machen war. Sie, die ihr ganzes Leben keine Lüge gesagt, wob ein ganzes Netz von Lügen, um die Tochter zu schützen.

Daß Nina bereits mit ihren Schülerinnen abgewickelt, war für sie günstig. Nach Österreich konnte die Mutter mit ihr nicht zurückkehren — aber verschwinden konnte sie mit ihr.

Sie zog mit Nina in einen kleinen Flecken in der Nähe von Paris. Mehrere Monate brachte sie mit ihr dort zu. Sie wohnten unter fremdem Namen in zwei Zimmern, die sie von einer Gemüsehändlerin abgemietet hatten. Alle Briefe erhielten sie poste restante. Nach Österreich hatte die Baronin geschrieben, daß sie wegen Ninas Gesundheit von Paris habe fortziehen müssen. Für die zu Hause war das schließlich immerhin durchsichtig — aber wenigstens blieb Ninas Stellung gegen die Außen-

welt geschützt — sie würde ihre Tätigkeit wieder aufnehmen können — wenn einmal . . .

Die ganzen Tage lang saßen sie in dem engen Stübchen und warteten dem Ereignis entgegen, das näher und näher rückte. Sie sprachen nie davon, aber beide sahen es einander an, daß sie an nichts andres dachten. Die Mutter war um Jahre älter geworden in den wenigen Monaten — ihr graues Haar war jetzt weiß. Sonst war sie trotz vieler Mühe und Not gerade wie ein Pfeil durch die Welt gegangen — jetzt waren ihre Schultern gekrümmt!

Auf das Gesicht der Tochter trat, wenn sie so stumm dasaß, zu müde oder zu apathisch, um sich mit der gewöhnlichsten Handarbeit zu beschäftigen, ein Zug finsterer Härte . . .

Aber sie sprach sich nie darüber aus, was in ihr vorging — ihr ganzes Empfindungsvermögen konzentrierte sich jetzt in dem Haß gegen die Last, die sie mit sich trug, und die immer schwerer wurde — sie hatte nur noch den einen Gedanken, wenn es tot zur Welt käme — tot! . . .

* * *

Endlich kam's! In den ersten Stunden eines schwülen Junimorgens — nach einer entsetzlichen Nacht!

Nina hörte einen feinen, krächzenden, flachen Laut, etwas Klägliches, fast Lächerliches — wie den Schrei einer jungen Katze.

Ein Schrecken durchfuhr sie, ein Zorn — das Kind lebte.

Die Mutter trat an ihr Bett, sie hatte etwas im Arm, etwas Rosiges, in weiße Laken Eingehülltes.

„Willst du dir das Kind nicht ansehen? Es ist ein Mädchen und sehr hübsch," sagte sie traurig, halblaut, aber mit einer neuen Zärtlichkeit in der Stimme.

Statt aller Antwort kehrte Nina das Gesicht gegen die Wand.

* * *

Das Kind wurde in Pflege übergeben zu einer Bauernfamilie in der Nähe von Paris.

Nina zog mit ihrer Mutter nach Paris zurück. Sie nahmen eine kleine Wohnung in der Rue Taitbout und verköstigten sich zu Hause. Die grobe Arbeit in dem Haushalt verrichtete die Portiersfrau.

Das kleine Einkommen der Baronin sicherte in gewisser Weise die Existenz von Mutter und Tochter, im übrigen fuhr Nina fort, Stunden zu geben. Die Anwesenheit ihrer Mutter verlieh ihrer Stellung einen gewissen Halt, man hatte mehr Vertrauen zu ihr. Sie konnte die Preise erhöhen, bald hatte sie keine Stunde mehr im Tag frei. Sie arbeitete vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein, solange ihre Füße sie trugen.

Ihr Verhältnis zu ihrer Mutter war ungemütlich, fast gespannt. Es lag immer etwas zwischen ihnen, von dem sie nicht reden wollten, an das sie sich genierten zu denken.

Die Freude fand keinen Weg mehr, durch den sie in das traurige Hauswesen — ein Heim konnte man es nicht nennen — hätte hineindringen können — und die Auswege des Jammers waren ebenfalls versperrt.

Jeden Monat überreichte Nina ihrer Mutter in einem Päckchen eine gewisse Summe für den Unterhalt

des Kindes. Sie sah die Mutter nie an dabei und sprach auch kein Wort.

Und so war denn mehr als ein Jahr vergangen, seitdem Nina zum erstenmal jenen flachen, krächzenden, kleinen Schrei vernommen.

Mitte Juni war's — einige ihrer Schülerinnen waren bereits auf das Land gezogen.

Gegen sechs Uhr nachmittags, etwas früher als gewöhnlich, kehrte sie nach Hause zurück. Sie hatte sich erinnert, daß heute der Namenstag ihrer Mutter war. Unterwegs hielt sie sich auf, um einen Strauß Rosen und einen kleinen Korb Erdbeeren zu kaufen. Es waren ihrer Mutter Lieblingsblumen und -früchte.

Als Nina nach Hause kam, fand sie die Mutter abwesend. Das war noch nie vorgekommen, seitdem die Mutter mit ihr zusammen wohnte in Paris. Die Portiersfrau teilte ihr mit, die Frau Baronin ließe das gnädige Fräulein bitten, sich zu gedulden, wenn es früher nach Hause käme als sie. Sie hätte ein paar notwendige Kommissionen zu besorgen gehabt. Zu Tisch würde sie zurück sein.

„Notwendige Kommissionen?" fragte sich Nina. „Was denn? Ach, wahrscheinlich für irgend jemand zu Hause," und dann setzte sie hinzu: „Ach, davon wird mir nichts mitgeteilt."

Sie seufzte, übergab die Erdbeeren der Concierge, steckte die Rosen in die Vase und setzte sich neben den jetzt leeren Kamin, über den der eiserne Verschluß herabgezogen war.

In der Tat unterließ es die Mutter schon seit langem, Nina die Briefe vorzulesen, die von Hause eintrafen. Nina selbst erhielt nie einen Brief

mehr von Hause und schrieb auch nie an die Geschwister.

Müßig, den Kopf zurückgelehnt, mit müde im Schoß ruhenden Händen, lag sie in dem Lehnstuhl da. Das Rauschen und Brausen des fröhlichen Pariser Frühlingslebens drang bis in die abgelegene Straße — ein wenig Frühlingslicht schimmerte noch über den vertretenen Teppich.

Die Wohnung war sehr hoch gelegen, darum nicht ganz finster.

Die kleine Stockuhr auf dem Kamin schlug eine Viertelstunde nach der andern, die Concierge hatte bereits den Tisch gedeckt — die Mutter kam nicht.

Endlich hörte man klingeln an der Tür. Die Concierge öffnete — die Baronin trat ein. Sie hatte, wie es sich sofort zeigte, sehr geeilt, um Nina nicht warten zu lassen. Ihr Hut saß schief, ihr Umwurf war verschoben, aber ihre Augen funkelten vor Lebhaftigkeit, ihre Wangen glühten, ihre Lippen lächelten. Sie sah aus, als hätte sie sich heimlich an einem Sonnenstrahl gewärmt.

Sie trug einen großen Strauß von Wiesenblumen in der Hand, und ihre ganze Persönlichkeit, alle ihre Kleider strömten einen Hauch von frischer Landluft aus.

Im Augenblick erriet Nina, wo die Mutter gewesen war; ein böses, zorniges Gefühl stieg in ihr auf.

„Hab ich dich warten lassen?“ fragte die alte Frau freundlich, mit einer frischen, munteren Stimme, die Nina lange nicht gehört, die wie ein Echo aus alten, glücklichen Tagen klang.

„Ich . . . ich hab eine kleine Landpartie gemacht. Ich war in St.-Eusèbe — bei . . . der Kleinen. Heute

früh hab ich mich erinnert, daß ihr Namensfest ist.“ Die Kleine war nach der Großmutter Félicie getauft worden. „Und da . . . da wollt ich mich doch nach dem armen Wurm umsehen. Ich hab ihr eine Schnur von Bernsteinperlen gebracht, so wie ihr sie als Kinder alle getragen habt, und dann ein billiges Spielzeug, das ich unterwegs auf der Straße gekauft hab, einen roten Pulcinell mit Glöckchen. Der arme Wurm war selig!“

Nina war bläſſer und bläſſer geworden, während die Mutter ſprach. Jedes Wort drang ihr wie ein Dolchſtich ins Herz. Wie konnte die Mutter ſo unzart ſein und ſo laut, ſo vergnügt reden von dieſem Geſchöpf! Ohne auf das, was die alte Frau erzählte, einzugehen, nahm ſie die Vaſe mit den Roſen von dem Kamin, um ſie auf den gedeckten Tiſch zu ſtellen.

Die Mutter fuhr indeſſen bereits etwas eingeſchüchtert und leiſer redend fort:

„Der kleine Balg iſt allerliebſt — zum Freſſen herzig, mit krauſen braunen Härchen und großen grauen Augen, und ſo voll Leben und Zärtlichkeit und Schelmerei!“

Nina antwortete nichts, ſie ſtand da, totenblaß, den Kopf geſenkt, die Augen auf dem Teppich, die Vaſe mit den Roſen in den beiden Händen, die heftig zitterten.

Die Mutter trat an ſie heran, legte den Arm um ihre Schultern und ſtreichelte ſie ganz leiſe, wie eine Verwundete, der man Angſt hat, durch ſeine Berührung wehe zu tun.

„Willſt du nicht einmal hinausfahren und dir das Würmchen anſehen?“ fragte ſie ſehr weich.

Die Vaſe mit den Roſen entglitt Ninas Händen, ſo daß ſie auf dem Boden in Scherben zerſprang.

„Ach Mutter!“ stöhnte sie heiser und sich mit beiden Händen an die Schläfen greifend, „begreifst du denn nicht, wie grausam es ist, mich an die Existenz dieses . . . dieses Geschöpfes zu erinnern. Ich arbeite ja dafür — aber denken will ich daran nicht.“

Damit eilte Nina aus dem Zimmer und warf sich heftig schluchzend auf ihr Bett.

Als sie wieder in die kleine Wohnstube zurücktrat, kniete die Mutter auf dem Fußboden und rieb den Teppich mit einem Lappen trocken, dort wo das Wasser aus der zerbrochenen Vase geflossen war.

„Aber Mutter!“ rief Nina, „warum läßt du denn Amandine“ — so hieß die Portiersfrau — „das nicht tun?“

„Amandine ist ausgegangen, um eine Flasche Sauterne zu holen — sie sagte mir, du habest Sauterne bestellt, und sie habe ihn vergessen.“

„Ja, ich habe Sauterne bestellt, weil ich dachte, es sei dein Lieblingswein — ich hatte mich ja auch erinnert, daß . . . dein Namenstag ist. Ich hatte dir die Rosen bringen wollen. Aber gib mir den Lappen, liebe Mutter, gib mir ihn oder warte, bis Amandine zurück ist.“

„Ach, es sieht so häßlich aus, die Scherben und der Fleck.“

„Was sieht nicht häßlich aus in unserm Leben,“ murmelte Nina, die sich jetzt neben der Mutter niedergekniet hatte und derselben nun fast mit Gewalt den Fetzen entwand, „es ist ja zusammengesetzt aus Scherben und Flecken! O mein Gott — mein Gott!“

Amandine kam zurück mit dem Wein; die Rosen und die Erdbeeren standen auf dem Tisch, der sauber und duftig gedeckt war.

Nina hatte den Speisezettel gemacht mit Berücksichtigung aller kleinen Liebhabereien ihrer Mutter. Die Mutter merkte es und war gerührt. Von Zeit zu Zeit sagte sie:

„Ausgezeichnet, aber wirklich ausgezeichnet, Nina, versuch doch ein Stückchen, du issest ja gar nichts."

Dann erzählte sie etwas, was sie auf ihrem Weg durch Paris beobachtet, offenbar, um die Tochter auf andre Gedanken zu lenken. Sie hatte sich eine Aufgabe gestellt, die über ihre Kräfte ging. Sie fühlte es — die Worte kamen immer mühsamer, seltener, langsamer, die Schultern der armen Frau wurden immer runder — die momentane Freudigkeit, die sie von draußen mitgebracht, erlosch, erstickte langsam in der schweren, dumpfen Trauer, die das ganze Zimmerchen ausfüllte.

Es wurde dunkel — sie verstummte. Eine Art Beruhigung überkam sie und Nina mit der hereinbrechenden Finsternis. Als Amandine die Lampe hereinbrachte, fühlten Mutter und Tochter das Licht wie einen Schmerz!

* * *

Es blieb alles im alten, dumpfen Geleise, nur daß es jetzt öfters vorkam, daß Nina bei ihrer Heimkehr von ihrem mühsamen Rundgang die Mutter abwesend fand. Wenn aber die Mutter schließlich erschien, erregt, erhitzt, verschüchtert, dann sprach sie nie davon, wo sie eigentlich gewesen.

Es war nicht nötig, Worte darüber zu machen, der frische Wiesen- und Waldgeruch, den sie in den Kleidern, der gerührte Ausdruck, den sie in ihren Augen mitbrachte, verriet sie. Einmal bemerkte Nina an den Kleidern der Mutter ein goldig schimmerndes, krauses

Härchen. Mit zornig gerunzelten Brauen griff sie danach, um es zu entfernen. Die Mutter kam ihr zuvor — zärtlich wand sie das arme, kleine Härchen um ihren Finger und führte es an die Lippen. Dabei warf sie einen ernsten, strengen, mißbilligenden, ja fast verächtlichen Blick auf die Tochter und vermied es, den Rest des Tages mit ihr zu reden — dieselbe Mutter, welche bei ihrer Ankunft in Paris in der Schmach ihrer Tochter nur das Unglück gesehen und schützend die Arme um sie gelegt hatte!

* * *

Eine sich immer jäher zuspitzende Feindseligkeit entspann sich von da ab zwischen Mutter und Tochter. Der Mutter graute vor der selbstsüchtigen Härte der Tochter — die Tochter verübelte der Mutter, daß sie nicht aufhörte, ihr durch die Beschäftigung mit dem Kinde eine Tatsache ins Gedächtnis zurückzurufen, die sie alles tat, zu vergessen. Das Kind war für sie nichts als der lebende Beweis ihrer Erniedrigung — sie haßte das Kind — sie hätte es von sich schieben mögen, so weit sie konnte. Sie hatte gehofft, es würde sterben — da es nicht starb, wollte sie allenfalls dafür sorgen, soweit sie gerade mußte, aber ohne ihm den geringsten Anteil an ihrem Leben zu gönnen — keine Empfindung, keinen Gedanken — es war eine abgetane Sache — es existierte nicht für sie.

Und nun machte es den Mittelpunkt des Lebens ihrer Mutter aus.

Erst alle vierzehn, dann alle acht Tage, dann zweimal die Woche brachte die alte Frau den zärtlichen Schimmer in den Augen, den herben, süßen Wald- und

Wiesenduft in den Kleidern von ihren Ausflügen mit nach Paris. Manchmal kaufte sie ein kleines Spielzeug, ein Hähnchen mit einem mächtigen Federschweif, das den Schnabel öffnen und krähen konnte, oder ein Schaf, das mit dem Kopf nickte. Wenn sie damit nach Hause kam, wickelte sie es behutsam aus dem Papier, betrachtete es, lächelte vor sich hin, berührte es liebkosend, wie Großmütter das Spielzeug anfassen, das sie ihren Enkeln schenken wollen, und wickelte es dann sehr langsam, nicht ohne einen Seitenblick auf Nina zu werfen, wieder ein.

Einmal brachte sie ein offenbar billiges, aber sehr hübsches weißes Kleidchen mit nach Hause. Sie breitete es auf den Knien aus und knüpfte kleine blaue Schleifen in die Achseln hinein.

Sie tändelte sehr lange damit — offenbar wollte sie Nina veranlassen, nach dem Kinde zu fragen. Aber Nina fragte nicht.

Der Sommer wurde schwül, fast sämtliche Schülerinnen Ninas hatten Paris verlassen.

Eines Tages sagte die Mutter: „Du könntest eigentlich für ein paar Wochen aufs Land hinaus ziehen — es käme nicht hoch, und es würde dich etwas zerstreuen."

Nina, die sofort erriet, worauf die Mutter hinzielte, zog in der ihr eignen Art die Brauen zusammen und sagte herb: „Du kannst tun, was du willst, ich rühre mich nicht. Mir bringt jede Veränderung meiner Lage nur einen neuen Schmerz . . . Zerstreuen! . . . Was soll mich denn noch zerstreuen; 's ist, als ob du einem Todkranken sagen würdest, er soll aus dem Bett steigen, um sich zu erholen!"

So viel hatte Nina lange nicht gesprochen.

Die Baronin erwiderte kalt:

„Von mir kann nicht die Rede sein — erstens muß ich jetzt ohnehin bald nach Österreich, da mich Rosi brauchen wird. Mir war nur um dich zu tun. Gerade während meiner Abwesenheit hätte ich dich gern irgendwo untergebracht gewußt, wo du von deinen beständigen Grübeleien abgelenkt würdest!“

„Abgelenkt! . . . dort . . . wo du mich hinsenden wolltest!“ sagte Nina langsam.

Die Mutter stieß einen ungeduldigen Laut aus, zuckte die Achseln und kehrte sich von ihr ab.

Nach einer Weile fragte Nina leise:

„Wann reisest du?“

„Wahrscheinlich nächste Woche — ich warte nur noch einen Brief von Rosi ab.“

„Wann . . . wann erwartet Rosi ihre . . . das Ereignis?“

„Anfang August,“ sagte die Mutter kurz.

Nina verstummte.

Seit langen Monaten war's das erstemal, daß sie an ihre Mutter bezüglich der Geschwister eine Frage stellte!

* * *

Acht Tage später reiste die Baronin ab.

Am Tage vor ihrer Abfahrt war sie draußen gewesen in St.-Eusèbe. Sie hatte ein Sträußchen Wiesenblumen mitgebracht — ein klein winziges Sträußchen mit kurzen, offenbar ungeschickt abgerissenen Stengeln.

„Litzi hat die Blumen für dich abgerissen — an der einen der Levkojen hat sie sich das Fingerchen verletzt.

Sie ſchickt dir das Sträußerl mit einem Kuß — und du ſollſt ſie einmal beſuchen während meiner Abweſenheit," hatte die Mutter geſagt.

„Abweſenheit!" . . . hatte Nina wiederholt. „Haſt du die Abſicht, wiederzukommen?"

„Das verſteht ſich ja von ſelbſt. Wo gehöre ich denn hin, wenn nicht zu dir!"

Nina hatte ſie noch auf die Bahn geleitet, dann war ſie mit einem eigentümlichen, ſchwer zu beſchreibenden Gefühl in die Rue Taitbout zurückgekehrt und die fünf Treppen in ihre kleine Wohnung hinaufgeklettert. Faſt ein Gefühl der Erleichterung war's, mit dem ſie ſich ihre völlige Vereinſamung klar machte. Endlich war ſie unbeobachtet, endlich konnte ſie ſich einmal ſo ganz, ganz ausſchluchzen!

Das Gefühl der Erleichterung dauerte ein, zwei Tage, dann kam eine ſchreckliche, öde Bangigkeit, eine nagende Sehnſucht nach der Heimat, die ihr für immer verſchloſſen war.

So herzlich ſich die Mutter trotz der vorangegangenen, langen Verſtimmung in den letzten Tagen vor ihrer Abreiſe gegen Nina gezeigt, die Möglichkeit, ſie nach Öſterreich mitzunehmen, hatte ſie nie mit einer Silbe berührt. Sich für Nina zu opfern, erſchien ihr einfach natürlich; das Leben der andern Kinder zu verdunkeln dadurch, daß ſie ihnen Ninas Gegenwart aufzwang, das nahm ſie nicht auf ſich. Nina ſagte ſich's ſehr bitter. Sie kränkte und grämte ſich darüber. Ja, warum hatte ihr denn die Mutter nicht einmal den Vorſchlag gemacht, ſie mitzunehmen, ſie wäre ja doch nicht darauf eingegangen, aber den Vorſchlag hätte die Mutter doch machen können!

Jetzt war die Mutter zehn Tage fort, sie hatte bereits geschrieben über ihre Ankunft, den herzlichen Empfang, den ihr das junge Paar bereitet, dies und das — und als Postskriptum standen die Worte:

„Alles grüßt Dich!"

O, wie der arme, mühsam sich zwischen Wahrheitsliebe und Zartgefühl hin und herkrümmende Brief Nina ins Herz schnitt!

Sie hatte nichts zu tun, als an ihren Jammer zu denken, und hatte jetzt die Erfahrung an sich gemacht, daß es einem auf die Länge der Zeit keine Erleichterung bietet, sich nicht zusammennehmen zu müssen. Da sie nicht mehr gerne las, das ewige Sichbücken über Handarbeiten, die sie nicht freuten, ihr Schwindel bereitete, sie nicht gern allein spazieren ging, so wußte sie kaum, wie sie die Stunden von einer Mahlzeit zur andern totschlagen sollte.

Die Mahlzeiten bereitete ihr nach wie vor die Portiersfrau. Sie freute sich darauf, aus purer Langweile freute sie sich.

Jetzt war das Essen vorüber. Sie saß an ihrem üblichen Platz neben der kalten Feuerstätte, dem leeren Lehnstuhl der Mutter gegenüber.

Wie ihr nach der Mutter bangte! Ihr Blick fiel auf ein paar welke Blumen, die auf dem Kaminsims lagen, und blieb darauf haften.

‚Was wollte der Kehricht hier, warum hatte sie ihn nicht hinweggeräumt?' fragte sie sich. Dann entsann sie sich, daß dies die Blumen waren, welche das Unglücksgeschöpf in St.-Eusèbe gepflückt.

Sie fuhr sich ärgerlich über die Stirn. Ja, sie erinnerte sich, der Mutter zuliebe hatte sie die Blumen

nicht weggeworfen, aber sie aufzubewahren, hatte sie sich auch nicht entschließen können. So waren sie denn liegen geblieben. Mußte sie denn immer und immer wieder an ihre Erniedrigung gemahnt werden! Und noch einmal, heftiger als je, rang sich der alte, entsetzliche Wunsch aus ihrem Herzen los, nur deutlicher, ausgesprochener als früher: „Ach, wenn es doch stürbe, wenn es doch stürbe!“

Ihr war's, als könne sie mit ihm ihre Schmach begraben — die Erinnerung würde langsam einschlafen, die Wunde in ihrem Innern würde heilen — sie könnte ein neues Leben anfangen! . . .

Da läutete es draußen an der Tür. Sie machte auf — der Briefträger war's.

Der Brief, den er ihr brachte, war an ihre Mutter adressiert und trug den Poststempel „St.-Eusèbe.“

Nicht ohne Heftigkeit machte sie die Tür hinter dem Postboten zu — dann warf sie den Brief auf den Tisch. Er ging sie nichts an — sie wollte nicht wissen, was darin stand. Sie setzte sich so, daß sie dem Brief den Rücken kehrte und nahm ein Buch zur Hand, um darüber den Brief zu vergessen. Nachdem sie die zehnte Seite umgedreht, fragte sie sich, was sie gelesen — sie wußte es nicht.

Sie stand auf, nahm Hut und Handschuhe und ging, einen kleinen Weg zu machen, um sich zu beruhigen. Als sie zurückkehrte, war das kleine Wohnzimmer voll grauer, sich bereits stark verdichtender Dämmerung, aber durch die Dämmerung schimmerte undeutlich etwas Weißes. Das war der Brief. Sie griff danach, mit einem kleinen, scharfen Wehlaut griff sie danach. Ohne zu wissen, was sie tat, nur um ihrer Aufregung Luft zu machen, zerriß sie ihn in zwei Stücke.

Mit einem Male fühlte sie einen Stich im Herzen — ein kaltes, lähmendes Gefühl im Rücken . . . sie bückte sich nach den Papierfetzen, die sie auf den Boden geworfen hatte, zündete hastig Licht an, setzte den Brief zusammen und begann zu lesen. In dem Brief stand: die Kleine sei plötzlich schwer erkrankt, der Arzt fürchte eine Gehirnentzündung und zweifle an ihrem Aufkommen.

Die Nacht brachte sie in einem Zustand zu, der an Wahnsinn grenzte. Ihr war's, als habe sie das Kind durch ihren entsetzlichen Wunsch getötet! Den nächsten Tag mit dem ersten Zug fuhr sie nach St.-Eusèbe.

Wie ihr zumute war, während sie sich die holperig gepflasterte Dorfstraße entlang, von einem kleinen Lädchen zum andern weiterfragte, bis zu dem Hause des Tischlers Sulpice Maréchal!

Sulpice Maréchal . . . ja, der, dessen Frau das hübsche, fremde Kind in Pflege habe, das irgendeiner Pariser Herzogin angehörte, meinte eine Butterfrau. Ja, ja, von der wisse sie — die wohne am äußersten Ende des Dorfes in einem Haus mit einem Gärtchen — wenn Madame wünsche, so wolle sie sie gerne hingeleiten. Bei diesen Worten sah die Butterfrau Nina plötzlich forschend von der Seite an. Offenbar fing sie an, sich Gedanken zu machen. Nina hatte nicht die Zeit, sich um ihr Mienenspiel zu bekümmern.

„Das Kind soll krank sein," stieß sie im raschen Vorwärtsschreiten heraus. „Wißt Ihr, wie's darum steht?"

„Nein," erwiderte die Butterfrau, „ich weiß nicht — ist es wirklich krank? Vorgestern noch habe ich es im Gärtchen der Maréchals spielen sehen, ich halte mich gern ein wenig auf, um es zu betrachten, wenn ich es erblicke, weil es gar so reizend ist. Mein Gott! Liebes-

kinder sind ja immer schön — fast immer — und dazu geht es ihnen so schlecht auf der Welt — niemand kümmert sich um sie. Wenn es noch Knaben sind — aber ein Mädchen, wie diese kleine Félicie — was soll aus der werden?" In diesem Sinn fuhr sie den ganzen Weg zu plaudern fort. Daß die eigne Mutter sie aus dem Wege geschoben, nun, das sei ja schließlich begreiflich, meinte sie, dafür habe sie ihre guten Gründe — aber daß sie nie käme, nach dem Wurm zu sehen — das sei schrecklich! Fände das Madame nicht? Und sie käme wirklich nie — man habe gut acht gehabt im Dorfe, selbst den Stationschef habe man gefragt. Nur eine alte Frau käme — eine vornehm aussehende, alte Frau in sehr einfachen Kleidern — die käme oft.

‚Will sie mich quälen, will sie mich strafen?' fragte sich Nina, die kaum mehr atmen und die Augen auch nicht mehr aufschlagen konnte!

„Wenn das Kind so schwer krank ist, so wird es wohl sterben," fuhr die Butterfrau fort. „Für die Mutter wird es eine Erleichterung sein — und für das Kind ist es auch besser!"

‚Nein, sie kann nicht ahnen, daß ich die Mutter bin!' entschied Nina.

Sie hatten das Häuschen der Maréchals erreicht. Es war aus grauem Stein gebaut, mit einem etwas vorspringenden Oberstockwerk, hatte graue Jalousien und stand in einem Gärtchen mit ganz schmalen Wegen, die sich zwischen Beeten hinzogen, in denen Rosenbüsche wucherten und die mit Reseden, Lavendel und Erdbeeren eingefaßt waren.

Ängstlich sah Nina zu dem Häuschen empor. An der einen Ecke waren zwei Jalousien geschlossen.

639749

Sie wollte an der Klingel ziehen, die sie neben der einflügeligen, grün angestrichenen Haustür gewahrte.

Da öffnete sich die Tür, eine anmutige kleine Frau mit einem steif gestärkten und gekräuselten Häubchen um ein hübsches braunes Gesicht kam auf Nina zu.

„Ne sonnez pas — die Kleine schläft," flüsterte sie.

Nina trat zu ihr in den Hausflur. Mit beiden Händen klammerte sie sich an die Französin fest.

„Sie ist nicht tot?" stieß sie fast lautlos hervor.

„Ach, ich sag Ihnen ja, daß sie schläft." Damit wendete sich Madame Maréchal zu der Tür, die offen geblieben war und die sie schloß. „Und wer sind Sie, daß Sie nach ihr fragen?" sagte sie dann, mit einem eigentümlichen Blick Nina gerade in die Augen sehend.

‚Ich — ich bin die Mutter,' hatte Nina antworten wollen, fast gewaltsam drängte sich ihr das Wort aus dem Herzen. Doch ehe sie es ausgesprochen, schloß ihr die Vorsicht die Lippen. Nicht umsonst war seit zwei Jahren ihre ganze Existenz eine Lüge — ob sie eine sprach oder schwieg — ihr stolzer Sinn hatte sich unter das Joch der notwendigen Unwahrheit beugen gelernt.

„Ich bin die Tochter der Frau von Jewitsch," sagte sie tonlos, „und da sie verreist ist, so bin ich statt ihrer gekommen, mich nach der Kleinen zu erkundigen. Wie geht es ihr?"

„In der Nacht hatten wir alle Hoffnung verloren, jetzt geht es etwas besser," sagte die Frau.

„Darf ich zu ihr hinein?" fragte Nina zaghaft.

„Nein," erwiderte ihr die Maréchal kurz, „sie würde sofort erwachen — ich kann keine Fremde zu ihr lassen."

Noch um Jahre später erinnerte sich Nina des eis-

kalten, verächtlichen Blicks, mit dem die arme Handwerkersfrau sie vom Kopf bis zu den Füßen betrachtet hatte, während sie das Wort „Fremde" aussprach.

* * *

Nina bat, man möge ihr in dem Häuschen einen Unterschlupf gönnen, in dem sie die Genesung des Kindes abwarten dürfe oder zum wenigsten die endgültige Wendung der Krankheit.

Dazu war Madame Maréchal bereit. Sie überließ Nina ein sehr sauberes Zimmer und schickte ihr ihre Mahlzeiten hinauf.

Sie hoffe, Madame werde zufrieden sein, äußerte sie sich und setzte zugleich hinzu: „Madame muß nachsichtig sein — es ist nicht, wie es sein sollte, das weiß ich, aber da die Kleine niemand um sich duldet als mich, so begreift Madame, daß ich mich nicht um den Haushalt kümmern kann. Da wird alles den Dienstboten überlassen, und — und es ist auch danach."

Der endlose Augusttag verging langsam, langsam. Nina saß in ihrem Zimmer, beide Ellbogen in den Händen, den Blick auf das Zifferblatt der Uhr am Kamin geheftet.

Durch die offenen Fenster drang die schwere, regungslose Augustluft schwül und ermattend und das knisternde Rauschen des unter dem Hieb der Sense niedersinkenden Getreides. Und in diese eintönige Agonie der zu Boden sinkenden, ausgereiften Üppigkeit klang ein schwacher mühsamer Laut, der röchelnde Atem des Kindes, das mit dem Tode kämpfte!

Sie schlich an die Tür des Krankenzimmers . . .

Sie horchte und horchte — ihr Gehör war krankhaft geschärft. Sie vernahm den eintönigen Tritt einer Frau, die auf und ab wandert mit einer Last im Arm — eine leise, mütterliche Stimme, die zärtliche Liebkosungsworte stammelte — dann hörte sie ein schwaches, heiseres Stimmchen halb verständliche Silben lispeln — ja, ganz deutlich hörte sie das.

Sie hielt es nicht mehr aus, sie mußte das Kind sehen — sie öffnete die Tür — sie sah's nur einen Moment, sah ein kleines, weiches Etwas in einem weißen Laken eingewickelt, ein braunes Krausköpfchen, das an der Schulter der treuen Pflegerin ruhte, ein zartes, weißes Händchen, das ihr über die Achsel hing.

Nur einen Augenblick sah das Nina, dann hatte die Kleine, die Anwesenheit von etwas ihr nicht Geläufigem spürend, angefangen, stärker zu wimmern, worauf Madame Maréchal sich umsah und Nina ins Auge faßte. Es war wieder der kalte, harte, fast verächtliche Blick von vorhin, mit dem sie dieselbe maß.

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ich keine Störung dulden kann, solange das Kind so krank ist," sagte sie.

Nina trat zurück. Noch auf der Türschwelle, die Klinke in der Hand, hörte sie den eintönig wiegenden Schritt, das liebkosende Murmeln der Frau, die ihr Kind in den Armen hielt.

Nur einen Augenblick hatte sie es gesehen, das goldbraune Krausköpfchen, die zart gerundete Wange, das hilflos hängende Händchen, die weichen Linien des unbeholfenen, kleinen Kinderleibes unter der weißen Decke.

Nur einen Augenblick hatte sie das gesehen, aber ihr war's, als würde sie wahnsinnig vor Sehnsucht danach — als hätte sie den ganzen Rest ihres armen,

beschmutzten und verpfuschten Lebens hingegeben darum, das Kind auch nur eine Stunde lang in ihren Armen halten zu dürfen!

Spät abends kam der Doktor; sie paßte ihn auf dem Gang ab, um seinen Urteilsspruch zu hören. Alles, was er zu sagen wußte, war: „In dieser Nacht muß sich's entscheiden!"

Diese Nacht — diese endlose Nacht . . . Erst schloß sie die Fenster und öffnete die Tür, die auf den Gang hinausmündete — auf den schmalen, nach heißem Holzwerk und Firnis riechenden Gang des kleinen französischen Landhauses. Sie blieb in der Tür stehen und horchte, horchte — dann schlich sie näher — sie kauerte sich nieder auf der Schwelle der Tür, hinter der das Kind mit dem Tode rang — sie faltete die Hände und betete — sie, die ehemals mit ihrem Unglauben bis zur Geschmacklosigkeit geprahlt, gab sich jetzt ganz der Andacht hin in ihrer trostlosen Hilflosigkeit und Schwäche. Sie flehte um die Behütung des gefährdeten Lebens, wie ein schuldbewußtes Kind seinen Vater um eine unverdiente Gnade fleht.

Gott war für sie etwas Positives, ganz nahe von ihr, etwas, das sie anhören mußte, in das sie immer heftiger und heftiger hineindrang.

Frauen wie sie brauchen einen Gott, mit dem sie reden können!

Die Stunden vergingen eine nach der andern. Wie langsam gingen sie hin!

Es war ganz dunkel rings um Nina herum, nur das Fenster des Ganges zeichnete sich ab im verschwommenen, dunkelgrauen Viereck, und durch das Schlüsselloch des Krankenzimmers drang ein grell bläulicher Lichtfleck.

Das Röcheln des Kindes wechselte ab mit seinem kläglichen Wimmern. Wie lang das dauerte! Noch immer kauerte Nina vor der Tür, noch immer horchte sie.

Endlich kam eine Art Bewegung in die dichte Finsternis rings um sie herum — sie wurde dünner, durchsichtiger, grau, fast weißlich.

In der Ferne hörte man die Hähne krähen. Unwillkürlich wendete Nina den Kopf. Als der Hahnenschrei verstummte, war auch das Röcheln und Wimmern in der Kinderstube verstummt!

Nina grub sich die Nägel in die Hände, sie hörte ein Rascheln, wie wenn man ein Laken an einem Körper hinaufzieht. ‚Nun ist alles vorüber!‘ sagte sie sich. ‚Nun . . . nun wird sie ein Vaterunser beten, dann wird sie aus der Tür treten und mir sagen, daß alles vorüber ist!‘

Aber die Tür blieb geschlossen! Eine Stunde verging, das Licht war hell und klar — die Hähne krähten nicht mehr, und alle Vögel zwitscherten — Nina kauerte noch immer vor der Türe. Sie war steif geworden und krümmte sich ein wenig zurecht, dabei rauschte ihr Kleid auf.

Die Tür öffnete sich, Madame Maréchal stand auf der Schwelle. Sie schrak zusammen bei dem Anblick des blassen, elenden Geschöpfes zu ihren Füßen.

„Wie geht's?“ stammelte Nina, indem sie mühsam die schweren, zitternden Hände hob.

„Ich glaube, es geht besser, sie schläft, und das Fieber hat nachgelassen,“ sagte die Frau.

„Gott im Himmel sei Dank!“ murmelte Nina, und leise demütig setzte sie hinzu: „Darf ich sie noch nicht sehen?“

Die Maréchal wurde weich.

„Wenn Sie versprechen, sich sehr still zu halten, so kommen Sie," sagte sie.

Da tritt Nina über die Schwelle des Krankenzimmers an das altväterische, gelblackierte Bettchen heran.

In andächtiger Betrachtung versunken stand sie mit gefalteten Händen fast eine Minute bewegungslos und blickte das süße, bleiche Gesichtchen an, das so wohlig in den derben, aber sauberen Leinwandkissen ruhte, dann kniete sie nieder am Fußende des Bettchens, und die Hände faltend, vollendete sie demutsvoll dankend das Gebet, das sie draußen in Angst und Pein begonnen!

* * *

Ein warmer Spätsommernachmittag war's — Mitte September, als die Baronin Jewitsch, von ihrer Reise nach Österreich zurückgekehrt, in dem kleinen Bahnhof von St.-Eusèbe abstieg. Sie hatte Nina, die sie noch in dem Örtchen wußte, ihre Ankunft nicht gemeldet, da sie selbe überraschen wollte. Mit einem eigentümlich erwartungsvollen Gefühl ging sie die schmale, sich hin und her krümmende Straße des Dörfchens entlang, an deren einen Seite sich ein pechschwarzer Schattenstreifen hinzog, während an der andern die rauhen Steine des Pflasters, wie mit Silber bestreut, in der Sonne glitzerten. Endlich hatte sie das Häuschen der Maréchals erreicht.

An dem niedrigen Lattenpförtchen blieb sie stehen und blickte hinüber in das Gärtchen.

Ihr war's, als habe sie noch nie etwas so Buntes, reich Blühendes, vergnügt Trautes gesehen! Vor dem

Hause, bis über die grünen Jalousien des Erdgeschosses hinanreichend, zog sich eine ganze Palisade von Sonnenblumen mit breiten, goldenen Strahlen um die pechschwarzen Gesichter — zu den Füßen derselben wucherte es von Astern, lila, rosa und gelb — auf dem runden Rasenplatz inmitten des Gärtchens wiegten sich die champagnerfarbigen und blaß rötlichen Kelche der Rosen in den Kronen der schlanken Bäumchen, die bereits begannen, ihre Blätter zu verlieren — leuchtend hoben sie sich ab gegen den blauen Hintergrund des Himmels. Rings um den Lattenzaun wucherte es von roten Bauerngeorginen. Und über dem allen wogten regenbogenfarbig, im Sonnenschein flimmernd, Züge von Insekten — wie ein lebendiger Schleier, der das Gärtchen in eine singende Wolke wohliger Spätsommerharmonie einhüllte.

Dort — dort zwischen den roten Georginen, auf einem der Wege war noch etwas. Dasjenige, was die alte Frau suchte.

Nina saß auf dem Boden, den Rücken gegen das Gartenpförtchen. Eine hölzerne Schaufel lag neben ihr. Offenbar hatte sie damit den großen Sandberg aufgebaut, den sie jetzt mit bunten Blumen besteckte — und dort hinter dem Sandberg, mit großen, feierlichen Augen die Herrlichkeit betrachtend, saß ein krausköpfiger Knirps in einem dunkelblauen Ärmelschürzchen, beide Händchen auf den Boden gestützt, die herzigen nackten Beinchen gerade vor sich ausgestreckt.

Plötzlich hob der Knirps seinen Blick, richtete ihn über den Sandberg, über Nina hinweg auf die alte Frau, die an dem Pförtchen stand. Die großen Kinderaugen wurden immer größer, starrer, feierlicher. Da . . . mit

einemmal sprang die Kleine auf, über den Sandberg hinüber an Nina vorbei, und trippelte so schnell sie überhaupt konnte auf die Großmutter zu, nach der sie zwischen den Latten des Pförtchens hindurch beide Händchen ausstreckte.

Die Großmutter weinte fast vor Rührung.

„Sie erkennt mich — nach sechs Wochen erkennt sie mich!“ rief sie. „Warte, mein Herzchen, daß ich dir nicht weh tu, daß ich dich nicht umwerfe — nimm sie einen Augenblick, Nina,“ dies zur Tochter, die nun auch hinzugetreten war und das Kind, unter beiden Achseln nehmend, emporhob, während die alte Frau das Pförtchen zurückschob.

Aber kaum hatte sie das Gärtchen betreten, so strampelte und zappelte die Kleine ungeduldig aus den Händen der Mutter in die Arme der Großmutter, nun gab's ein Herzen und Küssen und Zwitschern und Lachen!

„So hat sie sich noch nie an mich geschmiegt,“ murmelte Nina, die indessen der Mutter die Hand geküßt hatte zum Willkommen.

„Wir kennen uns aber auch länger,“ meinte die alte Frau unbedacht.

„Das ist wahr — den Vorsprung hol ich nicht mehr ein,“ erwiderte Nina traurig.

„Warum denn nicht? . . . Wie töricht!“ sagte die Großmutter und wollte Nina das Kind reichen. Aber die Kleine hielt sich mit beiden Ärmchen an dem Hals der Baronin fest.

„Laß sie nur, sie weiß, wo sie's gut hat,“ murmelte Nina. Plötzlich senkte sie den Kopf und fing an zu schluchzen.

Tief im Innersten sagte ihr eine Stimme, daß sie immer nur die zweite bleiben würde im Herzen ihres Kindes, solang sein holdes Leben währte!

St.-Valery-en-Caux — und ein kalter, unfreundlicher Julitag! Auf dem hölzernen Balkon des Hotels de la Plage stand ein junger Mann und blickte hinunter auf das, was sich seinen Augen bot. Rechts eine Strandbude voll billigem Tand, dann das Kasino mit seinen verschiedentlichen, rot angestrichenen, plumpen und langgedehnten Baulichkeiten, weiter unten am Strande eine lange Reihe weiß angestrichener Badekabinen — alles hinter einer niedrigen Einfriedigung, alles mit roten und weißen Fähnlein von verschiedener Größe bewimpelt; etwas weiter nach links der „Stadtpark" von St.-Valery, in der Mitte ein großes Beet kränklich aussehender Malmaisonrosen, aus einer ungleichen, mit derbem Strandgras bewachsenen Rasenfläche herausblühend, ringsum ein mit grellgelbem Sand bestreuter Weg, kärglich entwickeltes Buschwerk, daneben der niedrige Schuppen, in dem das Rettungsboot aufbewahrt wurde, noch etwas weiter, grau und kahl ins Meer hineinragend, die beiden hölzernen Dämme, dahinter ein Stück des Städtleins, steil an den Dünen emporgestaffelte Häuschen, die meisten grau, steinern, ohne Mörtelanwurf, zwischen ihnen, verfallen, mit tief eingesunkenen Fenstern in grünlich angestrichenem Gemäuer, halb Ruine, halb Armenhaus, le château de la

trompette, dann weit, weit hinaus ſich dehnend, mit dem Schimmer des Meeres um die Wette ſich hinſtreckend, ſo weit das Auge reichte, der kerzengerade Abfall der weißen Strandfelſen, oben mit grünen Rändern umſäumt — ſonſt nichts als Himmel und Meer!

Er war einer von denen, deren Blick nicht lange auf kleinlichen Dingen haften bleibt — Kaſino, Badekabinen, der ärmliche Stadtpark und das Städtchen waren vor ihm wie in die Erde verſunken. Er ſah nichts als den Himmel und das Meer. Der Himmel war ſchiefergrau, von kleinen, zerſtückelten Wolken bedeckt — das Meer tiefgrün, mit breiten, violetten Schattierungen zwiſchen den unruhig aufſteigenden, ſich in endloſer Reihe immer von neuem überſtürzenden, eine die andre erdrückenden, beiſeite ſchiebenden Wellen. Hie und da ein Fleckchen weißen Schaumes, nichts Beſtändiges darin als die Wiederkehr des Wechſels, und die ſich in tauſend verſchiedenen Modulationen äußernde Klage der großen Raſtloſigkeit, die bei Tag und bei Nacht nicht ausruhen darf!

Und zwiſchen dem öden Himmel und dem geheimnisvollen Meer herumirrend ein kleiner, kalter Wind, in kurzen Stößen vorwärtseilend, dann ſtehenbleibend, an allem herumnergelnd, ohne eigentlich vom Fleck zu kommen.

Der junge Mann haßte den kleinen, ſtechenden Wind — er haßte den öden, kalten Himmel, aber er liebte das Meer. Ihm war's, als riefe es ihm eine Botſchaft zu, die er nicht verſtand.

Das war von Jugend an ſo geweſen. Nie hatte er mit ſich einig werden können darüber, ob's ein Lockruf — ob's eine Warnung war; aber der Zweifel knüpfte ihn feſt an das Rätſel, das er nicht löſen konnte!

Er konnte nicht sein ohne das Meer — darum war er Seemann geworden.

Er diente in der dänischen Marine und war ein Holsteiner — ein großer blonder Mensch, mit einem ungewöhnlich schön geschnittenen, bartlosen, sonnverbrannten Gesicht — einem Gesicht mit kurzer, gerader Nase und kräftigem Kinn. Der Mund war weich, ohne schwach zu sein, die blauen Augen lagen etwas tief unter geraden, dunkelblonden Brauen, und das kurze blonde Haar krauste sich ein klein wenig um seine Schläfen. In seinen Augen schimmerte etwas von jener Melancholie, ohne die kein zartfühlender Mensch durchs Leben kommt — um seine vollen Lippen spielte der fröhliche Lebensmut, der das Vorrecht einer Jugend mit ungebrochener Gesundheit und unbelastetem Gewissen ist; aber sowohl aus dem Mund wie aus den Augen sprach derselbe Ausdruck grenzenlosen Wohlwollens. Dieser Ausdruck war das, was bei dem schönen Gesicht am meisten auffiel.

Der junge Mann hieß Klaus von Olden und war kürzlich nach Frankreich gekommen, um seinen liebsten, ältesten Jugendfreund, einen Dänen, der Maler geworden war, zu besuchen. Er hatte sich ganz besonders deshalb nach dem Freunde gesehnt, weil ihn erst kürzlich ein sehr herber Schmerz betroffen, indem er seine Mutter, an der er mit der rührendsten, kindlichsten Zärtlichkeit gehangen, verloren. Er hatte sich nach der Teilnahme des Freundes, der ihm mehr als ein Bruder gewesen, und mit dem er, seitdem sie sich voneinander getrennt, regelmäßig, wenn auch in sehr langen Zwischenräumen, Briefe gewechselt, wie nach einem Trost gesehnt.

Er hatte von einem Zusammensein in engster Ge-

meinschaft, in ungestörtester Einsamkeit geträumt, bei dem sie einander abwechselnd ihr Leben erzählen würden, die Zeit davon, welche sie miteinander verbracht, und die, während der sie getrennt gewesen; auf lange, zwanglose Plaudereien hatte er gehofft, Plaudereien, aus denen sie anspruchslose Freuden grüßen würden, die längst verglüht, und liebe Tote, die längst begraben waren; — bei denen sie noch einmal lachen würden über irgendeinen alten, oft gemachten derben Scherz und mit feuchten Augen irgendeines rührenden Mahnworts oder auch eines ihnen besonders zu Herzen dringenden Liebesbeweises gedenken, der ihnen von Vater oder Mutter erteilt worden war.

Das alles, hatte Klaus von Olden gehofft, würde erwachsen aus seinem Zusammensein mit Jans Larsen. Eine bittere Täuschung hatte ihn erwartet!

In dem alten Jugendgefährten hatte er einen begabten, verbummelten Zyniker wiedergefunden, der sich momentan mit irgendeiner zufällig kennen gelernten jungen Person in dem kleinen Badeorte aufhielt. Er empfing Klaus mit lärmender Freude, die fast klang wie ein schlechter Witz und machte ein großes Geschrei über die Schönheit, zu der sich der alte Freund entwickelt, besonders darüber, daß ihm dieser in den letzten sechs Jahren — so lange hatten sie sich bereits nicht gesehen — fast um Haupteslänge über den Kopf gewachsen war. Er griff ihm in die Oberarme und schrie einmal über das andre: „Ist das ein Biceps! Ist das ein Biceps!“ worauf er, seine dermalige Lebensgefährtin herbeischleppend, ausrief: „Regarde-moi ce gaillard-là, hein! Il en vaut la peine! Mais regarde-le donc!“

Die junge Dame — sie war eine kürzlich gekündigte Ladenmamsell, die sich zur Chansonettensängerin ausbildete — ließ sich das nicht zweimal sagen, sie beherzigte die Aufforderung ihres Gönners so wohl, daß sie bereits den Tag darauf anfing, Klaus Augen zu machen.

Um dieses Paar wimmelte es von Künstlern, die ebenfalls paarweise reisten, einige mit angetrauten, andre mit unangetrauten Gefährtinnen.

Dazwischen trieben sich mehrere einzeln reisende junge Lehrerinnen herum, die bisher anständig geblieben waren und mit den Künstlern und deren Anhang verkehrten, um ihren geistigen Horizont zu erweitern.

Dieses ungenaue Einhalten der sozialen Grenzlinie war Klaus ganz besonders zuwider. Unter lauter Zigeunern hätte er sich zurechtgefunden, aber dieses unmoralische Gemisch von Elementen, die nicht zueinander gehörten, dieses Fraternisieren von Spießbürgerlichkeit auf einer niedrigen Gesellschaftsstufe mit der unverblümtesten Freischärlerei ekelte ihn.

Das alles sang, tanzte, schmauste, machte Witze von früh bis Abend und tat sein Möglichstes, ihn in den Reigen zu ziehen.

Nun, Klaus Olden war ja, wenn auch ein Träumer, durchaus kein Duckmäuser; an derber ausgelassener Fröhlichkeit konnte er, wenn es galt, recht Merkwürdiges leisten — aber unter den Umständen, mit der durch den erlittenen Verlust gesteigerten Empfindlichkeit seines Wesens, war es ihm peinlich, sich mit Menschen herumzuschlagen, in deren Gesellschaft er sich genieren mußte, an die Dinge zu denken, die ihn derzeitig am innigsten beschäftigten.

Nachdem er sich ein paar Tage lang recht unerquick-

lich in der unsympathischen Umgebung herumgequält und sich vergeblich bemüht, etwas von demjenigen in seinem Freunde zu suchen, auf das er sich bei ihm gefreut, hatte er eines Tages Veules, wo sich die Bande herumtrieb, verlassen, um sich in St-Valery, das kaum eine Stunde von ersterem entfernt liegt, ein wenig zu erholen.

„Wenn du mit mir beisammen sein willst, kannst du mir nachkommen — aber ich bitte dich, komme allein," hatte er dem Freunde beim Abschied gesagt. Der Freund hatte es lachend versprochen. Jetzt aber waren drei Tage verstrichen — der Freund war nicht erschienen. Klaus Olden begann sich zu fragen, ob es der Mühe wert sei, noch länger hier herumzubummeln. Diese Frage beantwortete er sich bald mit einem „Nein". Die Seebäder waren, dank der Unebenheit des steinigen Strandes, unangenehm, und der ungeschmälerte Anblick von aus den Wellen auftauchenden Damen war für den an deutsche Seebadsitten gewöhnten Klaus zwar neu, aber nicht besonders anziehend.

Vor einer Viertelstunde hatte er seine wenigen Reiseeffekten zusammengepackt und den Entschluß gefaßt, den nächsten Morgen abzureisen.

Jetzt stand er auf dem hölzernen Balkon und blickte hinaus. Die Sonne war untergegangen. Unter den zerstückelten Windwolken am Horizont schimmerte es noch ein wenig dumpfrot, dann verglomm auch das. Hinter der Kasinoumfriedigung fingen die Laternen an aufzuglänzen, leise tönte der freudlose Leichtsinn französischer Tanzmusik über das eintönige Brausen des Meeres — sehr leise, geheimnisvoll, fast als höre man eine Melodie, die von Insekten gesummt würde.

Da — knapp neben ihm, durch die türlose Wand, die sein Zimmer von dem daranstoßenden trennte, hörte er etwas, das ihn Meer und Kasino vollständig vergessen ließ — ein deutsches Lied, weich, eintönig, mit einer gewissen schwermütigen, leicht auf und ab fallenden Kadenz halb geflüstert, halb gesungen, eine klingende Liebkosung, mit der eine junge Mutter ihr Kind in den Schlaf hinüberschmeichelte.

„In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad,
Mein Liebchen ist verschwunden,
Das dort gewohnet hat.

„Sie hat mir die Treue versprochen
Und gab mir ein Ringlein dabei,
Die Treue hat sie gebrochen —
Das Ringlein ging entzwei.

„Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die weite Welt —
Und sterben oder siegen,
Wie's Gott dem Herrn gefällt!
Und sterben oder siegen,
Wie's Gott dem Herrn gefällt!"

Zwischen dem ersten und zweiten Vers trat eine Pause ein. Da war's Klaus, als höre er die zwitschernde Stimme eines schlaftrunkenen Kindes.

Ein Vers war immer leiser als der andre, bis die letzte Strophe fast unhörbar verklang!

Jetzt war das Lied verstummt!

Nichts mehr zu hören ringsum als der gespensterhafte Leichtsinn der Kasinomusik, leise zischelnd, als summten Insekten eine Melodie, und das rastlose Brausen des Meeres!

Ein wahrer Hunger überkam ihn, das Lied noch einmal zu hören. Die Sehnsucht danach trieb ihm die Tränen in die Augen. Sein Herz war wund, und er fühlte sich sehr einsam. Das Lied hatte ihm in die Seele hineingeklungen wie ein Echo von allem, was ihm am liebsten und heiligsten in seiner Kindheit gewesen war — seine Mutter hatte es ihm oft vorgesungen, während sie ihn auf ihren Knieen in den Schlaf wiegte.

Nur wer im Ausland zufällig ein heimatliches Lied hört, erfaßt es, wie er das Lied und die Heimat liebt — das Lied und die Heimat und alles, was drum und dran hängt, das Elternhaus, die weichen, warmen Liebkosungen der Mutter, die ersten süßen, traumhaften Vorstellungen des Lebens, den Glauben an die Welt und den Himmel und an uns selbst, den wir seither längst begraben haben — das ungebrochene Anstreben der Hoffnung, die keine Grenze sieht, weder hier — noch drüben!

Er fuhr sich mit den Knöcheln seiner braunen Hände in die Augen. Wo das alles hinverschwunden war! Das Leben war ja nichts wert, nicht einen roten Heller war es wert ohne das. Konnte er denn nichts mehr wiederfinden davon? Doch! einen Abglanz davon in zwei Kinderaugen, die zu ihm emporblickten!

Und plötzlich kam ihm der Wunsch nach einem eignen Herd, nach lieben Wesen, für die er sorgen dürfte — der Wunsch, etwas von dem großen Reichtum, der ihm im Herzen lag wie eine drückende Last, an andre abgeben zu können, die er damit von einem Mangel befreite.

Wie schön er sich das alles ausdachte! — sein Heim,

seine junge Frau, die seine Kinder in den Schlaf sang — er sah sie vor sich auf und ab gehen mit sanften, schleppenden Schritten, ein süßes kleines Geschöpfchen im Arm, er hörte sie singen, weich, leise, schwermütig:

„In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad . . ."

Weich, leise, schwermütig . . . ja schwermütig, aber mit der Schwermut eines großen Glücks, das er ihr gegeben hätte.

Er griff sich mit der Hand in den Nacken und begann nachdenklich vor sich hin lächelnd, sich Kopf und Hals zu krauen. Er lächelte über seine Sentimentalität.

Indem hörte er, wie die Tür, die aus dem an das seine stoßende Zimmer auf den Balkon hinaus führte, geöffnet wurde. Das Herz klopfte ihm hoch in den Hals hinauf. Er trat hinaus. Da, neben ihm, nur durch eine Scheidewand aus im schiefen Kreuz zusammengelegten Brettern getrennt, erblickte er auf dem Balkon eine schlanke Frauengestalt. War sie es gewesen? Er spähte aufmerksamer durch die Dämmerung. Es fuhr ihm kalt über den Rücken — die Dame auf dem Balkon war eine alte Frau mit weißen Haaren.

Hatte sie das kleine Lied gesungen? Er hätte sein Leben verwettet, daß er eine junge Stimme gehört!

Ein Weilchen stand er mäuschenstill, beobachtend, enttäuscht, da wendete die alte Frau — eine alte Frau mit sehr fein geschnittenem Profil und feurigen, dunkeln Augen, sich nach dem Innern des Hauses um und sagte deutsch, aber mit einem Accent, der ihm fremd war:

„Nina, komm doch heraus, die herrliche Luft genießen, die Kleine schläft ja fest.“

Und da — neben die alte Frau trat — er erinnerte sich ihrer Erscheinung noch um vieles später — eine zweite weibliche Figur, eine Erscheinung mit einem eigentümlichen, unbeschreiblichen Etwas in Haltung und Bewegungen, etwas, das aus dolce languore und Schwermut und Befangenheit zusammengesetzt war, dazu mit einem Gesicht von für ihn, in seiner jetzigen Stimmung, geradezu hinreißend geheimnisvollem Liebreiz. Noch nie in seinem Leben hatte er ein Paar so schöne und so traurige Augen gesehen.

Sie sah sehr bleich aus, wozu die Dämmerung das ihre tat — die Farbe des Haares konnte er nicht genau unterscheiden, aber er sah, daß es sehr weich und voll war, und daß sie es von der Stirne zurückgestrichen und im Nacken zu einem schlichten Knoten zusammengedreht trug. Ihr Kleid war sehr einfach, irgend ein dunkler Perkalstoff mit runden weißen Tupfen — und um die Taille mit einem Ledergürtel zusammengehalten. Sie war nicht stark, aber der Umriß ihrer Gestalt hatte eine einschmeichelnde Weichheit, die ihm, dem Norddeutschen, ganz besonders auffiel, weil er derselben in seiner heimischen Umgebung selten begegnet war. Nur wenn er bei Seefahrten in fremden Häfen landete, hatte er dergleichen gesehen — besonders bei Spanierinnen; — aber keine Spanierin hatte neben dieser üppigen Schönheit der Linien diese wehmütige Keuschheit der Haltung und des Gesichtsausdrucks gezeigt.

„Ist's nicht herrlich, die Luft und das Meer?“ fragte die alte Frau.

Die junge hatte die gefalteten Hände auf die

Brüſtung des Balkons geſtützt. Sie atmete langſam, offenbar mit Genuß.

„Wundervoll!“ ſagte ſie leiſe, und in ihrer Stimme war dieſelbe traurige Süßigkeit, die ihm ſo liebkoſend die Seele durchklungen, als ſie ſein Heimatsliedchen ſang. „Wunderſchön! Ach, wenn man das nur alles noch einmal mit leichtem Herzen genießen könnte!“ ſetzte ſie noch leiſer hinzu. Indem wendete ſie zufällig den Kopf. Ihr Blick begegnete dem des jungen Mannes.

Er neigte ehrerbietig grüßend das Haupt.

Sie ſchrak zuſammen, beantwortete ſeinen Gruß unbeholfen, und faſt ehe er ſich's verſah, war ſie von dem Balkon hinweggehuſcht in das Innere des Hauſes zurück, ſo ſchnell, ſo ängſtlich wie ein Reh, das den Jäger kommen ſieht.

Die alte Frau folgte ihr.

Er war wieder allein — ganz allein!

* * *

Die Geſpenſtermuſik in dem Kaſino war verſtummt — die Badegäſte kehrten in ihre Wohnungen zurück — man hörte ſie ſchnattern und lachen unten auf der Digue — in kleinen Gruppen kamen ſie daher.

Die ſchrillen Stimmen, das grelle Lachen, das alles ſtörte ihn unſäglich. Es erinnerte ihn an die ſchlechte Geſellſchaft in Veules, der er entflohen war — es ſchreckte ihn aus ſeinen Träumen.

Die Gänge des Hotels wurden lebendig, Türen gingen auf und zu. Endlich war's wieder ſtill, ganz ſtill! Er hörte nichts mehr — nichts als die gewaltige Stimme des Meeres. Und wieder war's ihm, als riefe

es ihm eine Botschaft zu, und er konnte nicht enträtseln, ob's eine Lockung, ob's eine Warnung war!

* * *

Er reiste natürlich nicht ab.

Den nächsten Tag hatte ihn das Fremdenbuch des Hotels darüber aufgeklärt, wer die beiden Damen waren, Baronne Jéwitsch et sa fille.

Baronne Jéwitsch et sa fille! . . . Daraus wurde er nicht klug — das klang, als ob die Tochter noch unverheiratet unter den Flügeln der Mutter reiste. Da er aber die Tochter für die Mutter des Kindes hielt, das sie eingeschläfert hatte, so nahm er natürlich an, daß sie verheiratet sein müsse — irgendeine Unregelmäßigkeit wäre bei dem vornehm-anständigen Äußern der beiden Damen keinem unbefangenen Menschen eingefallen — am allerwenigsten dem lebensunkundigen Klaus Olden.

Vielleicht hätte es heißen sollen:

„B. J. et sa belle-fille."

So legte er sich schließlich die Sache zurecht. Natürlich suchte er den nächsten Morgen die beiden Damen an der Table d'hote beim zweiten Frühstück. Schon von weitem erblickte er sie an der langen, schmalen Tafel inmitten des niedrigen, nach Fichtenholz riechenden Speisesaals, an dessen Wänden in wüster, impressionistischer Manier die schönsten Punkte von St.-Valery abkonterfeit waren.

Zwischen der alten und jungen Dame saß ein sehr kleines Mädchen in einem weißen Kleid mit bloßen Schultern und Ärmchen. Ihr Sitz war dadurch erhöht,

daß man einen zusammengerollten Mantel auf den Sessel gelegt hatte. Etwas Hübscheres als dieses zarte Geschöpfchen mit dem frischen, großäugigen Blumengesicht und dem krausen, goldbraunen Haar hatte Klaus in seinem Leben nicht gesehen.

Im ersten Moment lenkte die Kleine sogar seine Aufmerksamkeit von der Mutter ab, die ihm heute nicht ganz so schön, auch etwas älter vorkam als gestern in der Dämmerung. Er grüßte höflich, als er sich den Damen gegenübersetzte; ebenso wie gestern erwiderten sie seinen Gruß fast steif, auch lehnten sie seine Versuche, ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen, entschieden ab, nahmen die kleinen Dienstleistungen, die er ihnen im Laufe der Mahlzeit zu bieten Gelegenheit hatte, mit einem kurzen „merci“ ohne jedwede aufmunternde Verbindlichkeit hin. Nur die Kleine hörte nicht auf, ihn wohlgefällig anzublicken und ihm zuzulächeln. Je länger er sie ansah, um so entzückender fand er sie. Sie zwitscherte beständig allerhand, abwechselnd zu den Damen und nur so vor sich hin, war im übrigen sehr artig, sehr folgsam und diente allen Anwesenden zur Augenweide.

Als man ihr zum Nachtisch eine in zwei Hälften geteilte Aprikose auf den Teller legte, nahm sie plötzlich eine der Hälften und reichte sie ihm.

Er lächelte sehr gerührt und geschmeichelt von ihrer Liebenswürdigkeit, die er jedoch ablehnte.

Nun fing sie an, ihm mit allerlei herzigen Gesten etwas vorzuplaudern, das er nicht verstand, was sie zu verdrießen schien.

Sie zwitscherte immer lauter und eifriger. Er bat lächelnd die beiden Damen, ihm die Wünsche der Kleinen

zu verdolmetschen. Sie gaben ihm eine höfliche, aber kurze Antwort, worauf die ältere von beiden der Kleinen fast streng zurief:

„Nicht zudringlich sein, Litzi!"

Dann erhoben sich die Damen. Die jüngere grüßte gar nicht, die ältere, die das kleine Mädchen an der Hand führte, drehte sich an der Tür um und nickte kurz. Nur das kleine Mädchen hörte bis zum Schluß nicht auf, sich nach ihm umzusehen.

Ein großer Verdruß schnürte ihm die Kehle zu — die Ablehnung der beiden Damen war so deutlich gewesen, daß sie ihn verletzt hatte.

Den Grund derselben konnte er nur in dem weltbekannten Hochmut der Österreicherinnen — als solche hatte er sie nun schon durch ihre Sprachweise erkannt — suchen. Freilich — er ließ seinen Blick nach rechts und links schweifen —, daß man in dieser Umgebung von Ladenschwengeln und gezierten Kaufmannsfrauen vermied, Bekanntschaften anzuknüpfen, war natürlich — aber . . . auf der Straße aufgelesen hatte man ihn gerade auch nicht. Das hätten sie ihm ansehen sollen, meinte er.

Er war es gewöhnt, daß man es ihm ansah. Und ebenso war er es gewöhnt, daß man ihm überall freundlich entgegenkam.

Den Rest des Tages verbrachte er damit, sich zu fragen, ob diese hochmütigen Österreicherinnen ihn für einen aufdringlichen Handlungsreisenden gehalten hatten — und auch damit, grollende Vorsätze zu schmieden, sich entweder nicht mehr um sie zu bekümmern — oder sie eines bessern zu belehren.

Heimlich reizte der Widerstand, auf den er bei ihnen

stieß, noch um ein Bedeutendes seinen Wunsch, sie näher kennen zu lernen.

Als er nach einem langen Spaziergang durch die feenhaft schöne Umgebung von St.-Valery zu der Abendmahlzeit heimkam, freute er sich bereits, mit seinem hübschen, kleinen Visavis von neuem zu kokettieren. Aber anstatt der kleinen Félicie saß ihm eine kupferige Französin mit hervorstehenden Zähnen und mächtigem Busen gegenüber. Die österreichischen Damen mit dem kleinen Mädchen speisten, von dem Rest der Gesellschaft abgesondert, an einem kleinen Tischchen neben einem der Fenster allein.

Er biß sich in die Lippen. Abends, als er auf den Balkon hinaustrat, erblickte er die Damen am andern Ende desselben. Sie hatten offenbar ihr Zimmer gewechselt, um seine Nähe zu vermeiden.

* * *

„Ich hab dir's gesagt, in einem so kleinen Badeort wird es sehr schwer sein, sich Bekanntschaften vom Leibe zu halten," bemerkte die Baronin Jewitsch.

Es war der Morgen nach dem Tage, an dem Klaus Olden sich so ausgiebig geärgert — an dem er so viele, einander widersprechende, grollende Vorsätze gefaßt hatte.

Mutter und Tochter saßen in ihrem Stübchen beisammen — die Fenstertür auf den Balkon hinaus stand offen, der volle Sonnenschein leuchtete herein, und ein Duft von Seetang, Teer und Meerwasser wehte herüber.

Die Mutter saß in einem Lehnstuhl, damit beschäftigt, ein paar sehr kleiner Socken zu stopfen. Sie konnte nicht müßig sein, erstens nicht aus alter Gewohnheit

und dann auch, weil sich die Sorge in ihrem armen Herzen gar zu breit machte, wenn es ihr nicht gelang, sich in eine Handarbeit zu vertiefen.

Die Tochter saß auf der Stufe zwischen Fenster und Balkon, den Kopf gebeugt, die Hände im Schoß. Die Häkelei, mit der sie getändelt hatte, war ihr entglitten und lag auf dem sehr vertretenen Teppich zu ihren Füßen.

„Ach Gott, Mutter, was liegt denn daran, ob einen ein paar Menschen ansprechen oder nicht?“ murmelte sie müde. „'s ist ja so schön, daß wir endlich einmal ungestört beisammen sein können alle drei. Ich sehe und höre die fremden Menschen gar nicht.“

„Aber sie sehen und hören dich,“ erwiderte die alte Frau in gereizterem Tone, als sie ihn sonst gegen ihre unglückliche Tochter anschlug. „Sie interessieren sich um uns, sie versuchen, sich uns zu nähern.“

„Und wenn — gönne ihnen das Vergnügen,“ sagte Nina.

„Das ist leicht gesagt, aber . . . aber . . .“ Die alte Frau brach ab.

Nina fuhr sich über die Stirn. — „Ich habe begriffen,“ sagte sie leise — „ja, du meinst, die Leute könnten Fragen stellen, und es ist hart für dich, immer wieder etwas erfinden zu müssen zur Deckung meiner Lage. Wir werden uns eben ein wenig mehr zurückziehen.“

„Das müssen wir,“ meinte die Mutter und seufzte.

Nina bog indessen ihre hölzerne Häkelnadel so lange zwischen den Händen hin und her, bis dieselbe zerbrach.

„Ach, Mutter! Mutter!“ rief sie, „wenn du wüßtest, wie du mich dauerst. Reise doch nach Öster-

reich zurück, zu den Lieben, an denen dein Herz hängt und bei denen dir das Glück lacht. Überlaß mich meinem Schicksal, irgendwie werd ich doch noch fertig werden damit."

„Darauf möcht ich's nicht ankommen lassen," sagte fast ungeduldig die Mutter.

Nina zog die Brauen sehr finster zusammen.

„Du fürchtest wohl, daß ich noch tiefer sinken könnte?" fragte sie langsam.

„Nein, Nina — nein," entgegnete ihr die Mutter hastig, „aber ich fürchte, daß du anderweitig unvorsichtig werden, mit dem Kopf durch die Wand stoßen — daß du, wenn dir die Geduld risse, den Menschen die Wahrheit ins Gesicht schleudern würdest — und das könnte deine Existenz unmöglich machen."

„Meinst du," erwiderte mit den Achseln zuckend Nina. „Ich wette, die Hälfte meiner Pariser Bekannten haben mein Geheimnis erraten."

„Möglich, aber sie sind dir dankbar dafür, daß du es ihnen vorenthältst. Bei gewissen traurigen Situationen verlangt die Welt einfach, daß man ihr etwas vorlügt — sie findet es unanständig, wenn man's nicht tut!"

Nina stützte die Ellbogen auf beide Kniee und das Gesicht zwischen die Hände.

„Lügen . . . Lügen . . . immer wieder Lügen!" stieß sie heraus. „Es ist gräßlich — gräßlich! Ach, nur einmal wieder den Kopf gerade halten, nur einmal wieder den Menschen in die Augen schauen — nur einmal wieder die Wahrheit sagen können, ganz und voll! Wenn du wüßtest, wie ich mich danach sehne, wie mich danach hungert!"

Sie ballte die Faust krampfhaft und öffnete sie

wieder, streckte die Finger lang aus, wie um das Gefühl einer gewissen befreienden Ausbreitung zu charakterisieren.

„Manchmal . . . manchmal lockt's mich geradezu, allen diesen sogenannten anständigen Leuten, vor denen ich heucheln muß, den Rücken zu kehren und — und mich zu denen zu schlagen, vor denen ich's nicht nötig hätte, die Augen niederzuschlagen — es sind nicht die Schlechtesten in Paris."

„Nina — um Gottes willen, wie kannst du nur . . .! Bedenke doch — was sollte denn aus dem Kind werden unter den Umständen!"

„Und was wird aus ihm werden unter diesen Umständen?" stieß Nina bitter hervor. „Übrigens . . ." sie bückte sich nach ihrer Häkelei, um selbe in ihren Arbeitskorb zu stecken, „'s ist wohl Zeit, der Kleinen ihre Milch zu geben. Mädy!" rief sie auf den Balkon hinaus, wo die Kleine indes gespielt hatte. Aber keine Antwort erfolgte. „Mädy!" rief sie noch einmal — sie streckte den Kopf vor — Mädy war nirgends zu sehen.

„Um Gottes willen!" rief Nina aus, „sie ist doch nicht über die Brüstung hinunter gefallen!"

„Aber sei doch nicht so töricht," entgegnete ihr die alte Frau, die offenbar selber Mühe hatte, ihre Unruhe zu bemeistern. „Sie reicht ja kaum mit dem Näschen bis an die Brustwehr hinan, und . . . und . . . als ob's vielleicht keinen Straßenauflauf gegeben hätte, wenn ein Unglück — aber — wo sie nur stecken mag — nur — nur — nein — ängstige dich doch nicht so, Nina — es kann ja nichts geschehen sein — Mädy! Mädy!"

Bis in die Lippen blaß, mit feuchten Schläfen und

zitternden Händen standen die beiden Frauen, nach dem Kinde ausspähend, auf dem Balkon.

„Herrgott, dort ist sie!“ entfuhr es plötzlich der älteren von beiden.

Dort, am andern Ende des Balkons, saß die kleine Félicie lachend und jauchzend auf dem Arm Klaus Oldens. Offenbar fand sie ein entschiedenes Wohlgefallen an ihm. Als sie ihn von der Ferne erblickt, war sie unter den zwischen den einzelnen Wohnungen auf dem Balkon angebrachten xförmigen Barrieren hindurchgekrochen bis zu ihm.

Er ahnte, daß ihre Angehörigen um sie in Sorge sein müßten und blickte nach ihnen aus.

Als er der beiden ansichtig wurde, grüßte er lachend, dann überlegte er, was zu tun sei.

Er hätte über den Korridor zu ihnen gelangen können, doch war ihm nicht danach zumut, an der Tür das Kind abzugeben und sich mit einem „Tausend Dank“ abspeisen zu lassen — danach, ihn in ihrem Schlafzimmer empfangen zu wollen, sahen die beiden Damen nicht aus.

Auf dem Balkon würden sie ihn nicht abweisen können, und er würde endlich Gelegenheit haben, sich ihnen vorzustellen.

So spazierte er denn, Litzi auf dem Arm, mit seinen langen Beinen quer über alle trennenden Hindernisse zu den atemlosen Österreicherinnen hinüber.

„Ich freue mich, Ihnen Ihr Kleinod zurückstellen zu können, gnädige Frau,“ sagte er, indem er Nina die Kleine reichte.

„Danke — danke vielmals!“ murmelte Nina fast schluchzend, worauf sie mit der Kleinen ins Zimmer trat.

Klaus und die alte Baronin blieben allein. Er trug den blauen Anzug, wie ihn bei Tage alle jungen Männer im Seebad tragen — die für drei Wochen freigelassenen Kommis aus dem Bon Marché und die Mitglieder des Cercle in der Rue Royale — nur kleidete ihn derselbe besser als die andern. Der Blick der alten Frau ruhte mit großer Freude auf ihm. Sie hatte eine Vorliebe für schöne, junge Menschen, und . . . nun, sie konnt's einmal nicht über sich gewinnen, unangenehm zu sein!

„Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle, gnädige Frau," begann er, indem er sich vor ihr verbeugte. „Von Olden, Leutnant in der dänischen Marine."

Als sie das Wort „Marine" hörte, hatte er gewonnen. Ihr lebhaftes Temperament riß sie fort. Sie konnte sich das Vergnügen, wieder einmal mit einem netten Menschen aus ihrer eignen Sphäre zu plaudern, nicht versagen. Sie nannte ihm natürlich ihren eignen Namen und erzählte ihm, daß ihre beiden Söhne Marineoffiziere seien, und daß sie ihm infolgedessen den Marineur sofort angesehen, schon gestern bei Tisch.

„Wirklich?" entgegnete er mit einem halb befangenen, halb mutwilligen Lächeln. „Das wundert mich eigentlich, gnädige Frau; nach Ihrem Benehmen hätte ich eher geglaubt, daß Sie mich für einen aufdringlichen Handlungsreisenden hielten."

„Für einen Handlungsreisenden — Sie?"

Die alte Frau lachte ganz fröhlich.

„Glauben Sie denn, ich hätte keine Augen im Kopf? Wenn man sich auch bei Ausländern nicht so schnell auskennt wie bei den eignen Landsleuten, beiläufig ahnt man es doch, in welche gesellschaftliche Kate-

gorie man sie einrangieren soll. Wie kommen Sie auf den Gedanken, ich hätte Sie für einen Handlungsreisenden gehalten?"

Er lachte leicht. „Ihr Benehmen gestern bei Tisch mir gegenüber brachte mich darauf."

„Mein Benehmen? Wäre ich unhöflich gewesen gegen Sie?" fragte die alte Frau betroffen.

„Nein," entgegnete er, „aber sehr abweisend."

Hinter ihm öffnete sich eine Fenstertür — ein Kopf sah unwillig heraus.

Klaus, der indessen über die trennende Schutzwehr mit der Baronin gesprochen, befand sich auf fremdem Terrain, und der alten Frau blieb nur die Wahl, entweder grob zu sein und das Gespräch mit ihm schroff abzubrechen — oder ihn herüberzubitten zu sich. Sie konnte sich nicht entschließen, grob gegen ihn zu sein.

„Sie machen sich da einer argen Besitzstörung schuldig, Herr von Olden," scherzte sie; „kommen Sie doch lieber zu uns."

„Darf ich wirklich?" fragte er zögernd.

Sie nickte munter und schob ihm den einen der beiden Klappstühle zu, die sich auf dem Balkon befanden, während sie sich auf den andern setzte. Sie war in ihrem Element — die liebenswürdige Hausfrau, die sie zu Lebzeiten ihres Mannes gewesen, die sie geblieben in ihrer kleinen Wohnung im dritten Stock, wo sie es den Kameraden ihrer Söhne mit ihrem munteren Wohlwollen so behaglich zu machen wußte, daß sie die Abende lieber bei ihr verbrachten als in den vornehmsten Salons.

„Es freut mich so, wieder einmal deutsch reden zu hören zwischen all den schnatternden Welschen," ver-

ſicherte er ihr, nachdem ſie über das und jenes geplaudert. Worauf ſie ihn fragte:

„Wie kommen Sie eigentlich nach einem ſo langweiligen Ort wie St.-Valery — das iſt gut für Frauen und Kinder, aber junge Herren wollen ſich doch gern ein wenig unterhalten.“

Klaus drehte den Kopf von ihr weg.

„Ich habe vor ſechs Wochen meine Mutter verloren,“ murmelte er, und ſeine Stimme klang plötzlich dünn und heiſer.

„Sie Armer!“ ſagte die alte Frau; dabei traten ihr die Tränen in die Augen. Das war freilich nicht bloß aus Teilnahme an dem traurigen Schickſal Klaus Oldens. Sie dachte an ihre Jungen zu Hauſe, und wie denen zumute ſein würde, wenn ſie ſtürbe, und plötzlich fragte ſie ſich, ob denn die beiden Buben, die ſonſt ſo herzlich an ihr gehangen, nicht anfingen, ihrer zu vergeſſen. Dabei ging ihr ein Stich durchs Herz.

Nach einem kleinen Weilchen begann ſie von neuem, wobei ſie ihn diesmal von Kopf bis zu den Füßen anſah:

„Aber Sie ſind doch nicht wegen Kurgebrauchs hier?“

„Nein!“ erwiderte er, aus ſeiner Gemütsbewegung heraus lächelnd. „Obzwar Seebäder eigentlich nur geſunden Menſchen gut anſchlagen. Wenigſtens behaupten wir das ſtets bei uns zu Hauſe. Aber die hätte ich auf keinen Fall ſo weit von meiner Heimat geſucht. Nein . . . ich kam, gnädige Frau . . .“

„Nun?“

„Es erſcheint mir ſo unbeſcheiden, Ihnen da ſo viel von mir zu erzählen, — was kann Sie mein Schickſal intereſſieren?“

„Aber es interessiert mich sehr!“

Er verbeugte sich und nahm seine weiße Strandmütze ab.

„Ich kam eigentlich nicht hierher, sondern nach Veules, um einen alten Jugendfreund aufzusuchen, der Künstler geworden ist und jetzt in Frankreich lebt. Unser Wiedersehen war eine Enttäuschung — er hat sich sehr verändert, und besonders für meine jetzige Stimmung fand ich seine Umgebung zu geräuschvoll. So bin ich nach St.-Valery übersiedelt und habe ihm mitgeteilt, wenn er mit mir beisammen sein wolle, könne er mir nachkommen. Bis jetzt hat er sich nicht sehen lassen. Wenn er für mich zu lustig ist, so bin ich ihm offenbar zu langweilig. Es hat mir leid getan!“

Klaus zuckte die Achseln und lächelte etwas trübe.

Mit einemmal wendete er horchend den Kopf — aus dem Innern des Zimmers, durch das Fenster, das Nina indessen geschlossen oder wenigstens angelehnt hatte, klang's wie an jenem Abend:

„In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad . . .“

„Wenn Sie wüßten, wie mir's zu Herzen gegangen ist, als ich das Liedchen hier in der Fremde zum ersten Male hörte, vorgestern abend, da ich noch Ihr Stubennachbar war!“ . . . Er schob sich die Mütze ein wenig über die Augen. „Heutzutage schämt man sich solcher Sentimentalität — aber . . . Heimatluft wehte mir entgegen aus jedem Ton! Was wollen Sie, ich hatte das Liedchen nicht wieder gehört seit meiner Kindheit; damals hatte es mir meine Mutter oft vorgesungen, wie sie mich aus einer Krankheit herauspflegte!“

Das Liedchen war verstummt — Nina zog leise einen Türflügel zurück und murmelte:

„Die Kleine schläft.“

Beim Anblick Oldens fuhr sie zusammen.. Er erhob sich.

„Haben Sie die Güte, mich Ihrer Frau Tochter vorzustellen, gnädige Frau,“ wendete er sich an die alte Baronin.

Diese war plötzlich wie erstarrt vor Verlegenheit. Die Röte stieg ihr in die Wangen.

„Herr von Olden wünscht dir vorgestellt zu werden,“ murmelte sie halb mechanisch; „er ist Marineoffizier, wie unsre beiden Buben zu Hause.“ Dann mit ungeheurer Anstrengung, und während ihr alles vor den Augen schwamm, setzte sie hinzu: „Meine Tochter ist nicht verheiratet — unser kleiner Liebling ist ein Waisenkind — sie gehört einer Tochter, die . . . die ich verloren habe!“

„Ach!“ Eine große Freude durchzuckte ihn, während er sich vor Nina verbeugte.

Die alte Frau aber fühlte, daß ihr die Kräfte momentan versagten, daß sie nicht imstande sein würde, unbefangen mit ihm weiter zu plaudern.

„Wir könnten die Kleine wecken,“ flüsterte sie ihm zu. „Gehen sie ganz leise durch unser Zimmer hinaus auf den Korridor.“ Sie legte ihm die Hand auf den Arm, während sie ihn sozusagen hinausschob.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie so lange gestört, gnädige Frau,“ murmelte er etwas verlegen.

„Es war keine Störung, es freute mich sehr, Sie kennen zu lernen,“ sagte sie und reichte ihm die Hand.

Er berührte dieselbe leicht mit seinen Lippen,

murmelte halb bittend: „Auf Wiedersehen!“ und ging dann, wie ihm geboten worden, sehr leise durch das Zimmer der beiden Damen hindurch auf den Korridor hinaus. Ihm war ganz seltsam und feierlich zumute bei dem Gedanken, daß er das Stübchen hatte betreten dürfen. Im Vorübergehen hatte sein Blick das Bett gestreift, in dem die kleine Félicie friedlich schlafend dalag, das Näschen gegen die Wand gekehrt.

Wie süß und anheimelnd das alles für ihn war, besonders jetzt, bei seiner inneren Wundheit und Vereinsamung!

Während er, von allerhand lieben und heiligen Dingen träumend, in die Dünen hinauswanderte, standen Mutter und Tochter einander gegenüber wie versteinert.

Nina war's, die als die erste zu sprechen anhob.

„Ich dachte, du habest die ausdrückliche Absicht gehabt, keine neuen Bekanntschaften zu machen,“ bemerkte sie nicht ohne eine gewisse Gereiztheit.

„In diesem Fall wär's wirklich schwer gewesen, auszuweichen ohne direkte Grobheit,“ erwiderte die Mutter — halb eingeschüchtert, halb verdrießlich.

„Ach!“ machte Nina — weiter sagte sie nichts.

Sie war mit der Mutter in das Innere des Zimmers hineingetreten. Beide sprachen halblaut, um die kleine Schläferin nicht zu stören.

Nina hatte von neuem ihren Sitz auf der Fensterstufe eingenommen, sie häkelte jetzt eifrig an der Arbeit, die sie früher weggelegt — die zerbrochene Häkelnadel hatte sie durch eine neue ersetzt.

Auch die Mutter hatte nach ihrer Arbeit gegriffen, aber diesmal war's die Mutter, welche die Arbeit in den Schoß sinken ließ. Nach einer Weile begann sie:

„Ist das ein schöner Mensch!"

„Wer?" fragte Nina, von ihrer Arbeit aufblickend, zerstreut.

„Nun, dieser Herr von Olden — ich glaube, Olden nannte er sich. Er dient in der dänischen Marine. Ich habe selten einen so schönen Menschen gesehen!"

„Wirklich?" sagte Nina gleichgültig.

„Ja . . . Um den Mund herum hat er etwas von Heinz — findest du nicht?" fragte die Baronin, Heinz war ihr jüngster, ihr ganz besonderer Liebling.

„Ich hab ihn nicht so genau angesehen," seufzte Nina müde; „ich ärgerte mich nur darüber, daß er so lange draußen blieb — ich hatte die größte Mühe, die Kleine einzuschläfern. Konntest du ihn denn wirklich nicht loswerden?"

„Es plauderte sich so gut mit ihm . . . er erinnerte mich an meine Buben zu Haus," murmelte zaghaft, beschämt die Mutter. „Übrigens hat diese Bekanntschaft nichts weiter zu bedeuten; ich glaube nicht, daß er sich lange hier aufhalten wird." Die Stimme der alten Frau zitterte. Plötzlich fing sie an, heftig zu schluchzen. Es war das erstemal, daß sie unter der Last, die sie nun seit bald drei Jahren mutig weiterschleppte, zusammenbrach! Das erstemal, daß sie sich dessen ganz bewußt wurde, welche Entbehrungen sie sich auferlegen mußte, um das Los ihrer unglücklichen Tochter zu teilen!

Die Kleine erwachte ob des ungewohnten Lautes. Sie wendete sich nach der Großmutter um, streckte die Ärmchen nach ihr aus und verzog nun ebenfalls das Gesichtchen zum Weinen.

Die alte Frau setzte sich auf das Bett neben

das Würmchen, ſtreichelte und beruhigte es, wie ſie konnte.

„Sei ſtill, Mädy, mein Liebling, ſchlaf ſüß — die Großmama iſt unvernünftig, die Großmama wird ſich zuſammennehmen — mein Herzblatt, mein Schatz!“

* * *

Auch diesmal nahmen ſie alle drei ihre Abendmahlzeit — dîner nannte man dieſelbe in St.-Valery — an einem Extratiſchchen neben einem der Fenſter des großen, niedrigen Speiſeſaales; aber an dem Tiſch ſtand ein vierter Seſſel leer.

Als Klaus Olden etwas ſpäter als die andern mitten in das Löffelgeklirr, Geſchlürfe und den Suppendampf des erſten Ganges eintrat und ſofort die öſterreichiſchen Damen grüßte, beantworteten ſie beide ſeine Verbeugung mit einem freundlichen Kopfnicken. Er mußte an ihnen vorüber, um ſeinen Platz an der langen Tafel zu erreichen — dabei hielt er ſich mit ein paar Worten bei ihnen auf.

Mit einemmal hob die kleine Félicie, die, faſt gänzlich von einer großen, im Nacken zuſammengeknüpften Serviette eingehüllt, in das gewiſſenhaft-ſaubere Auslöffeln ihrer Suppe vertieft war, das Köpfchen.

Ihr Geſichtchen glänzte vor Freude beim Anblick ihres langen, blonden Freundes. Die Lichtſtrahlen in ihren Augen tanzten — ein Grübchen nach dem andern tauchte in ihren Wangen auf.

Plötzlich ſich mit der Behendigkeit der Kinder auf die Kniee ſchwingend, beugte ſie ſich vor, klopfte mit ihren Händen auf die leere Tiſchdecke neben ihrer Groß-

mutter und zwitscherte mit ihrem weichen, etwas tief aus der Brust hervortönenden Stimmchen:

„Ici manger . . . ici . . .“

Olden lächelte belustigt, wollte aber bescheiden, wenn auch zögernd, seiner Wege ziehen, als Nina, ohne aus der schwermütig-gleichgültigen Tonart ihres Wesens herauszufallen, sich an ihre Mutter wendend sprach:

„Mama, fordere doch Herrn von Olden auf, sich an unsern Tisch zu setzen, wenn es ihm vielleicht lästig sein sollte, mit den vielen fremden Menschen an der langen Tafel zu speisen.“

Überrascht sah die Baronin zu der Tochter auf, dann blieb ihr nichts andres übrig, als Klaus in der Tat einzuladen, seine Mahlzeit in ihrer sowie der Gesellschaft ihrer Tochter zu nehmen.

Man plauderte während des Diners — man plauderte noch nach dem Diner, das heißt, die Baronin und der junge Mann plauderten.

Nina blieb immer gleich schwermütig, wortkarg; nur manchmal machte sie eine kleine unbedeutende Bemerkung, die durch ihr trauriges Lächeln Wert und Bedeutung für Klaus erhielt. Sie hatte einfach ihrer Mutter eine angenehme Stunde bereiten wollen, indem sie Olden veranlaßte, mit ihnen zu speisen, und es mutete sie fast wehmütig an, zu sehen, wie gut ihr das gelungen war. Die alte Frau war wie ein aus der Haft entlassenes Vögelchen, das mitten in seiner Freude, die Flügel wieder einmal regen zu können, eine gewisse unruhige Ängstlichkeit bewahrt und dahin und dorthin flattert ohne rechtes Ziel. Sie erzählte eine Menge von zu Haus — Dinge, die Klaus unmöglich interessieren konnten, über die ein kalter Weltmensch überlegen ge-

lächelt hätte. Aber Klaus war kein kalter Weltmensch, sondern ein von Herzensgüte und Wohlwollen überströmender junger Idealist. Er war dankbar für die anheimelnde Teilnahme, die ihm die alte Frau entgegenbrachte, ohne an ihre Konversation eine zersetzende Kritik anzulegen.

Mitten aus seinem Geplauder heraus ruhte ab und zu sein Blick verstohlen auf Ninas schönem, bleichem Gesicht. Er fragte sich, welche Lösung hinter dem Rätsel dieser Schwermut stecken könne.

* * *

Er sah sie viel — sehr viel — er nahm jetzt alle seine Mahlzeiten an demselben Tisch mit ihnen. Er begleitete sie auf ihren Spaziergängen, wobei es ihm, wenn der Spaziergang länger währte, zum Schluß zufiel, die Kleine zu tragen. Es machte ihm Spaß, den kleinen, weichen Leib in seinen Armen zu fühlen — die warmen Ärmchen um seinen Hals. Und wie sich Litzi an ihn schmiegte, wie fest sie die Ärmchen um ihn schlang! Manchmal klebte sie plötzlich ihr feuchtes Mäulchen an seine Wange, und dann sah sie ihn aus den Augenwinkeln mit einschmeichelnder Koketterie an, ob er wohl ihre Auszeichnung zu schätzen wisse.

Wo sie ihn auch von der Ferne erspähte, lief sie mit ausgebreiteten Ärmchen jauchzend auf ihn zu, so schnell ihre kleinen Füße sie trugen. Er lachte und war doch zugleich gerührt, er behauptete, noch nie eine so schmeichelhafte Eroberung gemacht zu haben, wie die des herzigen kleinen Geschöpfs.

Nina blieb immer gleich schwermütig und still, immer freundlich, aber immer passiv — sie war die

einzige von den dreien, der sein Kommen und Gehen keinen Unterschied machte.

Als sie sich von der Gleichgültigkeit der Tochter völlig überzeugt, brach die Baronin auch mit der letzten Spur von Zurückhaltung, die sie Klaus anfangs bewiesen. Warum sollte sie sich nicht an ihm freuen?

Daß er sich ernstlich in Nina verlieben könne, erschien ihr als ausgeschlossen. Sie sah jedes Fältchen in Ninas durch herbes Leid etwas in die Länge gezogenem Gesicht; sie fand sie früh gealtert, kaum mehr hübsch!

Sie machte auch gar kein Wesen daraus, sie mit Klaus allein zu lassen. Nina war's, die gewöhnlich diese rein zufälligen Tête-à-têtes, wie sie sich aus der Ungezwungenheit des Badelebens entwickelten, abbrach — nicht aus Prüderie, sondern weil sie seit ihrem Unglück den Verkehr mit jedem Fremden als eine Anstrengung empfand.

Eines Tages war sie mit Litzi allein hinausgewandert die einsamen Wege von St.-Valery entlang durch die sogenannte Vorstadt Boutoutre, an den altväterischen Häusern vorbei mit ihren großen, kleinscheibigen Fenstern und hohen, sehr schwarzen Strohdächern, aus denen bunte Kämme von Iris hervorwuchsen — während die Gärten ringsum voll Rosen, Malven und Sonnenblumen standen.

Hinter den Hütten fing das Wäldchen an, das einen Hügel emporstieg und seinen Schatten und Duft über die zumeist vereinsamte Straße warf, in die von beiden Seiten das Gras hineinwuchs.

Nina war müde — das Kind war müde. Sie setzte sich am Rand des Waldes in das Gras — das Kind

pflückte Blumen um sie herum. Mit einemmal jauchzte es ihr aus den Armen Klaus Oldens entgegen.

„Nehmen Sie sich in acht, ich entführe Ihnen Ihre kleine Nichte noch," sagte Klaus, indem er das Kind neben Nina niedersetzte. „Sie scheint's aber auch darauf abgesehen zu haben — Sie denken gar nicht, welche Avancen mir die junge Dame macht!"

„Ich sehe es ja," meinte Nina lächelnd, denn Litzi hatte jetzt mit ihren beiden Armen das Knie ihres langen Freundes umklammert und lehnte die Seite ihrer weit vorspringenden weißen Helgoländer Kiepe daran.

Klaus nahm sie unter beiden Achseln und schwenkte sie hoch in der Luft. Sie jauchzte vor Freude.

„Möchtest du immer mit mir beisammen sein, du kleine Hexe?" fragte er, indem er sie nun wieder neckend und liebkosend an sich hielt.

Litzi verstand bis zu einem gewissen Punkt sowohl Deutsch als Französisch, sprach infolgedessen weder das eine noch das andre, sondern ein rührendes, kleines Kauderwelsch, in dem sie Klaus zu verstehen gab, daß ihr dies sehr angenehm wäre.

„Schade, daß sie nicht um fünfzehn Jahre älter ist, da könnte ich sie heiraten, von der wäre ich wenigstens sicher, daß sie mich nähme," meinte Klaus lachend und küßte das kleine Mädchen, dabei glitt sein Blick verstohlen an Nina vorbei.

Diese merkte den Blick nicht, wiederholte nur aus einem plötzlichen Nachdenken heraus:

„Schade!"

Klaus lachte etwas krampfhaft.

„Finden Sie wirklich, daß es schade ist?" fragte er fast bittend.

„Gewiß," sagte sie seufzend. „Ich gäb was drum, wenn ich einen so netten Mann für sie hätte; aber das findet sich nicht oft im Leben, die arme Litzi wird sich wohl mit weniger begnügen müssen!"

Sie sagte das so ehrlich und unbefangen, wie Frauen nur mit Männern sprechen, wenn sie sich ganz aus dem Spiel stehend betrachten.

Er hatte sich jetzt neben sie ins Gras gelagert; das Gesicht zwischen beiden Händen aufstützend, sah er zu ihr auf. Plötzlich fing er wieder an zu lachen, wieder in kurzen Absätzen — etwas gezwungen.

„Warum lachen Sie?" fragte Nina, und die Kleine sah ihn aus ihren großen Augen feierlich, fast beleidigt an.

Er nahm ihr winziges Händchen in seine große Hand.

„Werde nur nicht böse, mein Herzchen," murmelte er einschmeichelnd, „über dich hab ich ja nicht gelacht, nur über mich — das heißt . . ." und immer die Hand Litzis in der seinen, sah er zu Nina empor und meinte: „Eigentlich hab ich über niemand gelacht und nichts — man lacht manchmal, weil einem das Sprechen schwer wird. Finden Sie nicht?"

„Ich . . . ich weiß nicht . . . mir wird das Lachen noch schwerer als das Sprechen — und weiß Gott, das fällt mir manchmal schwer genug!" erwiderte Nina zerstreut; dann zu ihm aufblickend: „Aber warum sollte Ihnen denn das Sprechen schwer fallen?"

„Das hat so seinen Grund," sagte er halblaut und fuhr mit seiner Hand ein paarmal unruhig über das kurze Gras des Waldrandes, auf dem er lag. „Es war nur . . . weil Sie mir seit unsrer Bekanntschaft zum erstenmal etwas Freundliches gesagt hatten, und ich hatte mich bereits so danach gesehnt."

„Sie . . . danach, daß ich Ihnen etwas Übles sagen würde?“ fragte sie erstaunt und immer gleich unbefangen. „Ich rechne ja gar nicht mehr darauf, daß meine Worte irgendwen erfreuen könnten . . . Sie waren so vollauf mit Litzi beschäftigt und Mama . . .“

Er fuhr fort, das kurze Waldgras zu glätten — er war sehr rot geworden.

„Das war ein wenig,“ murmelte er, „ohne der Liebenswürdigkeit der beiden andern Damen nahetreten zu wollen, — weil ich Ihnen gegenüber nie zu Wort kommen konnte, gnädiges Fräulein. Sie haben mich so konsequent ignoriert im ganzen Lauf unsers Verkehrs, daß ich schließlich die Überzeugung gewann, ich wäre Ihnen durchaus unsympathisch.“

„Das tut mir sehr leid!“ rief Nina gutmütig, „und es ist ganz falsch. Ich habe nur immer gut und freundlich von Ihnen gedacht, und deutlicher konnte ich's Ihnen nicht sagen, als indem ich Litzi einen Mann wünschte wie Sie . . .“ Und mit der Unbeholfenheit von Menschen, die schon lange keinen Scherz gemacht haben, setzte sie hinzu: „Melden Sie sich in fünfzehn Jahren bei Mama, um Litzi heimzuführen.“

„Hm!“ meinte er nachdenklich lächelnd, „in fünfzehn Jahren wird Litzi gewiß sehr reizend sein, vielleicht noch verführerischer als heute. Aber meinen Sie nicht, daß ich dann doch ein wenig zu alt wäre für diese junge Person?“

„Ich weiß nicht — ich denke, daß Sie in fünfzehn Jahren noch immer nett sein werden,“ sagte Nina.

„Das wollen wir dahingestellt sein lassen,“ lachte er. „Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, das vorauszusetzen, aber —“ er nahm die Mütze ab und legte

sie neben sich ins Gras. „Aufrichtig gesagt, möchte ich nicht so lange unverheiratet bleiben.“

Sie sah ihn groß an. „Aber das war ja alles nur Scherz,“ versicherte sie ihm treuherzig.

„Das weiß ich, aber der Scherz lag so knapp neben Dingen, die mir sehr ernst und heilig sind, daß ich mir's nicht versagen kann, zu denselben überzugehen.“

Zum erstenmal wurde Nina auf die sonderbare Tonart des Gesprächs aufmerksam — sie fuhr zusammen, setzte sich ein wenig gerader, mit einem unruhigen Blick in den Augen, als ob sie hätte fliehen wollen und es doch, von einem geheimnisvollen Zauber angezogen, nicht vermocht hätte.

„In fünfzehn Jahren wird, glaube ich, Litzi ein wenig das geworden sein — was ihre Tante jetzt ist,“ fuhr er schüchtern fort. „Es ist merkwürdig, wie Ihnen die Kleine ähnlich sieht, gnädiges Fräulein. Ihre Züge mit etwas Südländischem hineingemischt. War Ihr Herr Schwager ein Italiener oder Ungar?“

Eine peinliche Verlegenheit bemächtigte sich Ninas. Sie wußte nicht mehr, was zu antworten. Glücklicherweise wurde in diesem Augenblick Klaus Oldens Aufmerksamkeit nach einer ganz andern Richtung abgelenkt.

Die Straße herab kam soeben ein Wägelchen, das von einem sehr struppigen Esel gezogen wurde, und auf dem drei Personen saßen, zwei Herren und eine Dame.

Alle drei musizierten. Die Dame und ein Herr brüllten die Marseillaise — der zweite Herr blies dazwischen etwas auf einem Waldhorn.

Der Esel, von dem Lärm scheu gemacht, lief so schnell er irgend konnte — das kleine Gefährt wirbelte infolgedessen eine große Staubwolke auf, so daß man

die Umriſſe der drei Perſonen auf dem Wägelchen nicht deutlich ſehen konnte. Man ſah anfangs eigentlich nichts als den Meſſingglanz des Waldhorns.

Der Lärm wurde immer toller — ſchließlich dominierte der Waldhorniſt die Situation. Dies wurde dem Eſel zu arg. Er warf die Ohren zurück, ſprengte in Karriere ein, gehorchte keinem Zügel mehr und fuhr die ganze Geſellſchaft, wie es ſchien, nicht ohne bewußte Bosheit, mit der deutlichen Abſicht, ſeine Peiniger loszuwerden, in den glücklicherweiſe ſehr ſeichten Straßengraben hinein.

Das Waldhorn flog auf die Straße. In den drei Menſchen, die ſich nun lachend und ſchreiend aus dem Graben herausarbeiteten, erkannte Klaus ſeinen guten Freund Jens Larſen, Mademoiſelle Stéphanie, die liebenswürdige Chanſonettenſängerin in spe, die momentan ſeine Lebensſchickſale teilte, und einen gewiſſen Monſieur Ménier, einen alten Baſſiſten, der in Veules auf ſeinen Lorbeern ausruhte und ſich noch immer Armand Ménier de l'Opéra nannte. Er hatte vor ſo und ſo viel Jahren „le messager“ in Verdis Troubadour an der Pariſer Großen Oper „kreiert“.

Alle drei befanden ſich in dem phantaſtiſchſten Aufzug; beſonders waren die Hüte, die ſie aus dem Straßengraben herauslaſen, merkwürdig. Große, ſpitzige japaniſche Strohhüte, mit fauſtdicken roten und blauen Wollquaſten aufgeputzt.

Ehe ſich's Klaus verſehen, hatte ihn das Trio bemerkt und ſich auf ihn geſtürzt.

Mademoiſelle Stéphanie umarmte ihn mit derſelben Herzlichkeit wie es ihre beiden Begleiter taten — ja noch mit etwas mehr.

Als er aus seiner augenblicklichen Verblüffung zu sich kam, sah er in der verkleinerten Straßenperspektive zwei Gestalten dem Dorfe zueilen — eine große, die eine kleine bei der Hand hielt — Nina und Litzi, die flohen.

„Eine schöne Person!“ sagte Jens Larsen, „aber wie unliebenswürdig, daß sie uns da vor der Nase so wegläuft! Haben wir dich sehr gestört, alter Knabe?“ und damit klopfte er Klaus auf den Rücken, weil er seine Schultern nicht erreichen konnte.

„Ja,“ stieß Klaus ungeduldig hervor.

„Hm, tut mir leid!“ erklärte gleichmütig Jens und steckte die Hände sehr tief in die Hosentaschen. Er hatte die humoristische Nüchternheit, die seine Landsleute zum Teil den Niederländern so verwandt macht, während der andre Teil in Mystizismus und verrückten moralischen Reformtheorien aufgeht.

Er fing jetzt an, sich verschiedene Stellen seines Körpers zu reiben, denen nicht aufs Beste mitgespielt worden war.

„Verfluchte Bestie!“ stöhnte er, dann setzte er hinzu: „Da erzählt uns der Besitzer des Esels, dieser wäre nur durch Musik in Bewegung zu setzen — wir musizieren ihm was vor — und nur, weil die Qualität seinem künstlerischen Empfinden nicht zusagt — hast du nicht gesehen! — entledigt er sich unsrer in der humoristischen Art, der du beigewohnt hast. Na, leugnen läßt sich's nicht, der Esel war unbedingt der Geistreichste von uns vieren!“

Während Larsen also plaudernd neben Klaus herschritt und abwechselnd an sich herumrieb und an seinem aus dem Staub aufgelesenen Waldhorn herumputzte, bemühten sich seine Begleiter, Esel und Wagen aus dem Graben zu ziehen, um die ganze verrückte Equipage von neuem flott zu machen.

„Eine sehr schöne Person," äußerte Jens nach einer Pause bedächtig, indem er nach der Richtung hinspähte, wo Nina eben noch zu erblicken war. Dann sich plötzlich nach Klaus umwendend: „Witwe oder noch mit einem Mann behaftet?" Er zwinkerte vielsagend.

„Keines von beiden, ein junges Mädchen," grollte Klaus.

„So, und das Kind?"

Klaus wurde feuerrot. „Eine Nichte."

„Ach so . . . Hm! Hm! Und sie reist allein mit dem Kinde — das heißt mit der Nichte?"

„Und ihrer Mutter."

„Ach so — das macht sich besser — und du bist verliebt bis . . ." Der Däne machte einen Strich von einem Ohr zu dem andern quer über die Augen hinüber.

Klaus hätte ihm am liebsten einen Backenstreich versetzt.

Da das die einzige Antwort war, die er bei der Hand hatte, so schob er die Frage des Freundes gänzlich beiseite und fuhr denselben folgendermaßen an:

„Warum schleppst du mir denn schon wieder das Gesindel auf den Hals? Ich hatte dir doch gesagt, wenn du mich überhaupt besuchen willst, so komme allein."

„Aufrichtig gestanden," erwiderte ihm der Däne, „hatte ich keine Ahnung, daß du dich noch hier aufhieltest, ich wußte ja nicht, was dich fesselt. Es tut mir leid, deinen Wahn zu zerstören, aber . . . der Wunsch, dich zu sehen, spielte bei meinem Herkommen keine Rolle Diese Herrschaften" — er deutete über seine Schultern hinüber nach den beiden andern — „wirken heute abend bei einer Vorstellung im Kasino mit, und ich hab sie

herüber begleitet, um ihnen den Chef de claque zu machen. Du kommst doch ins Kasino?"

„Werde mich hüten."

„Nun, dann lasse ich die Claque im Stich und erlaube mir, dir den Abend zu widmen, denn schließlich... eine gewisse Anhänglichkeit an dich hab ich noch."

„So, das ist ja sehr pläsierlich — ist mir eine große Ehre," versicherte mit grimmigem Humor Klaus.

„Spotte nicht — in der Richtung wirst du ohnehin nie was leisten — gewiß bin ich dir anhänglich, mehr als du mir! Aber du bist sehr unbequem im Verkehr, du verträgst dich nun einmal nicht mit dem Teufelsanteil, den jeder von uns ins Leben mitbringt. In deiner Gesellschaft muß man ihn immer beiseite schieben, und . . . Sapperment, 's ist nicht jedermanns Sache, sich in eine so erhabene Erzengel- und Gralsritterstimmung hinaufzuschrauben, wie du sie von einem verlangst."

„Hör mal, Hans, karikiere mich nicht!" rief Klaus.

„Fern sei's von mir, das Erhabene in den Staub zu ziehen!" versicherte Jens Larsen mit einer komischen Geste. —

„Jetzt habe ich's gerade genug."

„Um Gottes willen, nur nicht — aber was du für zornige Augen machst! Sage, Klaus, möchtest du mir einmal zu einem Erzengel stehen, wie er den Satan in die Hölle stößt?"

„Willst du vielleicht die interessante Rolle des Satans übernehmen?" fragte wider Willen lächelnd Klaus. —

„In so großartige Dinge lasse ich mich nicht ein," versicherte Jens ruhig. „Ich bin weder Engel noch Teufel, sondern ein ganz gewöhnlicher Mensch, der sich

auf dieſer Welt ſehr heimiſch fühlt und ſich mit ihr abfindet, wie er kann."

„Hm! Und du meinſt vielleicht, ich ſei kein Menſch — nur, weil ich keinen Geſchmack daran finde, mich in meiner momentanen, nicht ſehr heiteren Stimmung mit dem Geſindel herumzutreiben, das dir gerade zu Geſicht ſteht, um mich an den läppiſchen Alfanzereien zu vergnügen, mit denen du dein Leben verbummelſt?"

„Mit denen ich mein Leben verbummele..." wiederholte Jens nachdenklich ... „Nun, wir wollen ſehen, wer von uns im ganzen ein wünſchenswerteres Ziel erreicht, du oder ich!"

„Ich ſehe nicht ein, was mich gerade beſonders hindern ſollte, ein wünſchenswertes Ziel zu erreichen," murmelte etwas ärgerlich Klaus.

„Was? Ich will dir's ſagen! Die Flügel, die du durchs Leben ſchleppſt, — die taugen nichts. Den Himmel erreicht man mit ihnen doch nicht, und auf der Erde ſind ſie einem nur im Weg. Früher oder ſpäter brechen ſie — und das iſt dann gräßlich, ſo ein Paar gebrochene Flügel hinter ſich herzuſchleppen, die man nicht loswerden kann!"

Klaus hielt den Kopf geſenkt — ein kalter Hauch kam von der See herüber — ihn fröſtelte!

Und Jens murmelte noch einmal wie in Gedanken verloren:

„Eine ſchöne Perſon — eine ſehr ſchöne Perſon!"

Die beiden Komödianten hatten endlich den Eſel und das Wägelchen aus dem Graben gezogen. Sie fuhren johlend an die Freunde heran, um ſie einſteigen zu laſſen.

Jens unterließ das Einsteigen, reichte ihnen aber sein Waldhorn, nachdem er noch zuvor eine herausfordernde Fanfare hineingeblasen hatte.

* * *

Zufälligerweise begegneten die beiden Freunde auf dem Uferdamm den drei Österreicherinnen. Die alte Frau winkte Klaus von weitem zu; er mußte ihr Jens, der ihn darum bat, vorstellen, worauf sie Klaus sehr liebenswürdig fragte, ob sein Freund sich ihnen nicht anschließen wolle bei der Table d'hote.

Der Freund nahm die Aufforderung mit großem Vergnügen an, nachdem er sich wegen seines „fahrenden Komödiantenkostüms" mit ein paar humoristischen Worten entschuldigt hatte.

Klaus, welcher die Annäherung zwischen ihm und den Damen mit einem gewissen Unbehagen eingeleitet hatte, konnte übrigens mit dem Maler zufrieden sein. Jens benahm sich sehr anständig, war heiter und amüsant, ohne Lärm zu machen, und ließ nicht ein einziges anstößiges Wort fallen.

Die Baronin lachte und plauderte und machte die Honneurs, als präsidiere sie an ihrem eignen Tisch.

Nina sah sehr schön aus und war noch stiller und schwermütiger als gewöhnlich — Litzi war ein wenig aufgeregt und unterhielt den ganzen Tisch.

Gegen Jens Larsen verhielt sie sich jedoch zu dessen großem Amüsement sehr abweisend, dafür war sie von Oldens Schoß gar nicht herunterzubringen und stopfte ihm ihr ganzes Dessert in den Mund.

* * *

Als sich die Damen zurückgezogen hatten, gingen die beiden Freunde noch miteinander eine Zigarre rauchen auf den weit in die Wellen hinausragenden Damm. — —

Jens war plötzlich sehr schweigsam geworden — Klaus war jetzt der Redseligere von beiden.

„Sie sind reizend, meine drei Österreicherinnen — nicht wahr?“ fragte er den Freund, für den bei ihm im Laufe des Abends das alte zutrauliche Gefühl wieder erwacht war.

Jens stockte, ehe er antwortete:

„Ja, sehr reizend — sehr reizend!“

„Alle drei?“ lachte Klaus befangen.

„Hm, alle drei!“ wiederholte Jens langsam, dann in viel rascherem Tempo setzte er hinzu: „Wirklich ungewöhnlich von den dreien ist nur die Kleine. Sapperment, wenn mich nicht alles täuscht, so wird die mit siebzehn, achtzehn Jahren eines der bezauberndsten Geschöpfe sein, das sich je in diese Sündenwelt verirrt hat. Wie das sprüht von Leben und Feuer in dem Wicht! Der möchte ich noch einmal begegnen, bis sie erwachsen ist. Hm! Sie ist heute schon in dich verliebt, Freund Klaus.“

„Ich bin auch sehr stolz auf ihre Gunst,“ lachte Klaus. „Aber du bist einseitig — die Kleine ist sehr neckisch, aber schließlich, nette Kinder gibt's viele, man weiß nie, was daraus wird.“

„Na, das müßte schon mit besonderen Dingen zugehen, wenn da draus nichts werden sollte,“ brummte Jens. —

„Nun ja — nun ja!“ Klaus schnalzte ungeduldig mit den Fingern. „Aber ich denke, die andern zwei

wären immerhin der Mühe wert, betrachtet zu werden; die alte Frau so bezaubernd in ihrem Wohlwollen, in ihrer Munterkeit, so unbefangen in ihrer Armut — denn arm ist sie offenbar und dabei so vornehm."

„Ja, eine famose alte Dame!" bestätigte Jens — dann kam wieder das Klaus heute so ärgerliche, nachdenkliche Schweigen.

„Und das junge Mädchen?" begann Klaus.

„Na, höre, sehr jung ist die nicht!" rief Jens.

„Sie kann doch höchstens zwei- dreiundzwanzig Jahre alt sein," ereiferte sich Klaus.

Jens steckte die Hände in die Hosentaschen und fing an zu pfeifen.

„Schön ist sie, aber sie wird's nicht mehr lang bleiben — 's steckt nicht viel hinter dem Gesicht."

„Ich halte sie für eine sehr interessante Individualität," behauptete Klaus mit Überzeugung.

„Was sie sagte, war ziemlich gewöhnlich," meinte mit den Achseln zuckend, Jens.

„Sie äußert sich nicht leicht, aber sie ist eine tiefe, poetische, schwungvolle Natur," ereiferte sich Klaus.

Da holte der Freund tief Atem, und die Hand auf Oldens Arm legend, sagte er:

„Mein Lieber, du hast dir da eine sehr hübsche Romanfigur aus dem Überschuß deiner eignen edeln Eigenschaften aufgebaut. Die tiefe, poetische, schwungvolle Natur bist du — sie ist, wenn mich nicht alles täuscht, einfach eine getrübte Natur — und daß du ihr nicht gleich auf den Boden ihrer Seele sehen kannst ..... hat vielleicht gar keinen so besonders schönen Grund."

Eine Pause trat ein, dann sagte Jens:

„Wer war denn der Vater des Kindes?"

„Ich weiß nicht — wir haben nie darüber gesprochen," sagte gleichgültig Klaus.

„So — man spricht nie von ihm .... und von der Mutter?" — Der Maler sah Olden gerade ins Gesicht.

„Jens!" schrie Olden und stampfte mit dem Fuß auf den hölzernen Damm, daß es dröhnte. „Schäme dich!" —

Klaus hatte gewähnt, der Freund würde die Augen niederschlagen, aber Jens Larsens Blick blieb gerade auf ihn gerichtet wie zuvor.

Da wendete sich Klaus verdrießlich von ihm ab und wollte den Damm verlassen.

Jens hielt ihn zurück.

„Bleib — nur auf ein Wort bleib," sagte er. „Erinnerst du dich, was ich dir heute von den gebrochenen Flügeln erzählte, die man durchs Leben schleppt, ohne sie loswerden zu können? Wenn du dir die deinen nicht selber brechen willst, so schnüre dein Ränzel und fahre noch heute mit mir nach Veules zurück. Dann machen wir irgendeine Reise miteinander — ich wickle mit allen andern Beziehungen ab, damit wir eine Weile ungestört beisammen bleiben können."

Es war still um die Freunde herum, man hörte nichts als das rastlose Grollen des Meeres!

Eine Welle brauste heran, die war größer als alle andern, man sah sie hoch und weiß emporsteigen aus dem Meer, durch die sinkende Dämmerung leuchtete sie. — Ein sausendes, jauchzendes Anschwellen! Plötzlich — wo war sie hin — zerstoben, verbraust, man sah nichts mehr als ein wenig weißen Schaum am Strand — man hörte nichts mehr als einen schwachen, klagenden

Laut, aus dem sich langsam ein neuer, triumphierender Aufschrei entwickeln sollte — von einer andern, kleineren Welle, die zum Schluß genau so machtlos zerschellen würde wie die große — nicht mehr, nicht minder!

„Kommst du?“ fragte Jens.

* * *

„Mutter, schläft die Kleine? Ich habe dir etwas zu sagen.“

Nina ist's, die spricht; erhitzt, aufgeregt, mit einem sonderbaren Blick in den Augen, einem Blick, der weder Freude ausdrückt noch Entsetzen, sondern ein Gemisch von beiden — eine große, erwartungsvolle Unruhe.

„Ja, die Kleine schläft — aber wie lange du ausgeblieben bist, ich fing bereits an, besorgt zu werden; fast fürchtete ich, du seist über die Felsen hinabgestürzt,“ erwiderte die Mutter.

Es ist Abend, die Dämmerung fällt dicht — draußen ist alles grau, nur um das Kasino flimmert das rote Licht der Laternen — und über dem Meere schwebt ein weißlicher Schimmer — man sieht die dunkle Unruhe seiner Bewegung, ohne die Umrisse der Wellen deutlich ausnehmen zu können.

Nina ist von einem Spaziergang nach Hause gekommen, den sie unter dem Vorwand gemacht hat, Biskuits zu kaufen für die Kleine.

Die Mutter weiß, daß ihr die Einsamkeit manchmal nötig ist, und läßt sie auf ihren Spaziergängen ungestört. Gewöhnlich bringt sie davon verweinte Augen mit nach Hause; dann seufzt die Mutter, und wendet den Kopf ab von dem Jammer, den sie nicht trösten kann.

Die Tränenſpuren in dem Geſicht der Tochter zu ſehen, iſt ſie gewöhnt — aber dieſe zwiſchen Freude und Entſetzen ſchwankende Unruhe in den Augen Ninas iſt ſie nicht gewöhnt. Vor dieſer Unruhe erſchrickt ſie.

„Was iſt's?“ bringt ſie in Nina, „was haſt du?“

„Mutter!“ Nina ſtreicht ſich mit beiden Händen das Haar aus der Stirn. „Ich bin Olden begegnet — er bat mich, ihm eine Unterredung zu gönnen, und da bin ich mit ihm auf die Jetée gegangen — und dort — dort hat er mich gebeten, ſeine Frau zu werden.“

„Dich!“ Die Baronin ſchreit es faſt, indem ſie von ihrem Sitz emporſchnellt und vor Entſetzen die Hände zuſammenſchlägt.

„Still, nicht ſo laut, weck die Kleine nicht,“ beſchwichtigt Nina.

Da wiederholt die Baronin leiſe:

„Dich . . . dich . . . O, du Unglückliche!“

Eine unangenehme Pauſe folgt. Mutter und Tochter ſtehen einander gegenüber — die Tochter aufgeregt, mit gerunzelten Brauen und an ihrer Unterlippe nagend — die Mutter totenbleich.

Die Mutter iſt die erſte, die ſpricht:

„Und was haſt du ihm geantwortet?“ fragt ſie langſam.

„Ich . . . ich habe ihn gebeten, mir Zeit zu gönnen, die Sache zu überlegen — morgen wollte ich Beſcheid ſagen,“ erwidert Nina, und aus ihrer Stimme klingt eine Art auflehnender Trotz.

„Überlegen . . . was iſt da zu überlegen?“ erwidert die Baronin mit gedämpfter Stimme. „Auf ſeine Frage gibt es ja doch nur eine Antwort, und die hätteſt du ihm gleich geben können.“

„Die wäre?“ fragt Nina kurz.

„Ein schroffes, unerbittliches Nein,“ erwidert die Baronin bestimmt.

„So!“ Nina hat sich an den Tisch gesetzt, auf dem die Lampe steht — sie spielt mit den Fransen des Tischteppichs. „Ein einfaches, unbegründetes Nein?“ fragt sie mit etwas Schneidendem in der Stimme.

„Ein einfaches, unbegründetes Nein,“ wiederholt die Mutter fest.

Die Tochter krümmt die Schultern wie ein Pferd, das sich unter einem Peitschenhieb aufbäumt.

„Das ist nicht meine Ansicht,“ erwidert sie. „Ich finde . . .“

„Was findest du?“

„Daß ich ihm ein Geständnis schuldig bin.“

„Ein Geständnis? Nein, Nina, du darfst ihm kein Geständnis machen.“

„Und warum nicht?“

„Weil dein Geständnis ihm gegenüber nur eine Torheit sein könnte oder eine Schlechtigkeit. Ist er ein gewöhnlicher Mensch, so ist es eine Torheit, ihm dein Geheimnis preiszugeben und dich unnützerweise vor ihm zu erniedrigen; ist er im Gegenteil, wie ich es von ihm glaube, ein ungewöhnlicher Mensch, so ist es eine Schlechtigkeit, denn dann ist dein Geständnis eine Herausforderung seiner Großmut.“

Die Tochter sitzt neben dem Tisch, den Ellbogen auf der Platte, den Kopf in der Hand — die Mutter hat die Hand auf die Tischplatte gestützt und steht.

Sie hält sich sehr gerade, sie weiß genau, was sie will, und wird nicht ein Haar breit von dem abgehen, was sie für ihre Pflicht hält. Sie ist aus dem eigen-

tümlichen Holz der Österreicherinnen geschnitzt, die im Unglück wachsen. Früher war sie nichts als eine muntere, liebenswürdige Frau — jetzt ist sie fast eine Heldin!

„Eine Herausforderung seiner Großmut!“ stößt Nina bitter hervor. „Eine Herausforderung seiner Großmut!“ wiederholt sie. „Ja, habe ich denn nicht das Recht, mein Schicksal in seine Hand zu legen, ihn entscheiden zu lassen?“

„Nein,“ erwidert die Mutter, „das Recht hast du nicht. Du hast nicht das Recht, eine junge, schöne, stolze Existenz dadurch zu brechen, daß du ihr die Last der deinen aufbürdest. Es fällt mir schwer, es dir zu sagen, Nina — aber du hast das Recht nicht.“

„Aber . . .“ Nina fährt noch immer fort, mit den Fransen des Tischteppichs zu spielen, immer krampfhafter zerrt sie daran, so daß die Mutter die Hand nach der Lampe ausstreckt, um den Schwerpunkt derselben zu sichern.

„Aber — das ist ja seine Sache — wenn er verzeihen — wenn er — über meine Vergangenheit hinwegsehen wollte, — so wäre es doch nicht an mir, — das Glück — was sag ich, von Glück kann bei mir gar nicht die Rede sein — die Befreiung — die Erlösung, die er mir bietet, von mir zu weisen!“

„Nina! Es darf nicht sein — nein! Du darfst nicht!“

Der trotzige Zug tritt stärker hervor auf Ninas Gesicht.

„Du bist hart, Mutter!“ ruft sie heftig aus; dann, sich müde die Augen reibend: „Was streiten wir da um des Kaisers Bart — es ist ja ohnehin mehr als unwahr-

scheinlich, daß sich Herr von Olden entschließen würde, mich . . . unter den Umständen zu heiraten — mehr als unwahrscheinlich."

„Nein," die Mutter schüttelt den Kopf; „es ist nicht unwahrscheinlich — solche Sachen sind vorgekommen, sehr häufig sind sie vorgekommen — ich bin fast überzeugt, daß Olden bei seinem Vorsatz beharren würde trotz allem — aber du darfst seinen großmütigen Impuls nicht mißbrauchen. Du mußt in diesem Falle stärker und vernünftiger sein als er."

„Stark und vernünftig . . . ich . . ." Nina läßt die Arme schlaff an ihren Seiten niedersinken, um zu zeigen, wie grenzenlos erschöpft sie sich fühlt, dann die Achseln zuckend, murmelt sie: „Von ihm darf ich mir nicht verzeihen lassen, weil es schade um ihn wäre — und einer, um den es nicht schade wäre, der würde mir überhaupt nicht verzeihen; das ist so ziemlich der Schluß, den ich aus deinen Reden ziehen könnte. Da bleibt mir wohl nichts übrig — als mich weiter zu quälen und mein armes Kind einer elenden, demütigenden, erniedrigenden Existenz entgegenzuführen."

Die Mutter schweigt einen Augenblick, dann traurig den Kopf schüttelnd sagt sie:

„Das wäre nicht unbedingt nötig, Nina, wenn dich ein älterer Mann heiraten wollte, ein Mann, der das Leben kennt, der weiß, was er aufgibt — ja, dem die Welt bereits so gleichgültig geworden ist, daß er eigentlich nichts aufgibt — und wenn er nebstbei ein achtbarer Mensch wäre, dann hätte ich gesagt: ‚Nimm ihn — 's ist nicht nur dein Recht, sondern deine Pflicht um des Kindes willen' — aber den schönen jungen Menschen . . . nein, nein, Nina — das tue nicht!"

Die Mutter streicht der Tochter jetzt leise von der Schulter abwärts über den Arm — plötzlich stockt sie, ein Schauder durchzieht ihren Körper.

„Freilich — das eine hab ich vergessen, dich zu fragen — das eine, was eigentlich die Hauptsache ist. Nina, um Gottes willen, sei aufrichtig — liebst du ihn?“

Nina holt tief Atem, dann fährt sie sich langsam über die Augen, erst mit der rechten, dann mit der linken Hand.

„Lieben . . .“ murmelt sie — „lieben . . . als ob ich das überhaupt noch könnte! Das ist ja vorüber — hier ist etwas tot,“ sie deutet auf ihre Brust, „etwas, das keiner mehr lebendig machen wird — aber . . . gut bin ich ihm von Herzen — er ist mir sympathisch, seine Nähe tut mir wohl wie frische, gesunde Luft oder ein warmer Sonnenstrahl — dankbar wäre ich ihm maßlos — und was ich tun könnte, ihm das Leben angenehm zu machen, das täte ich.“

„Was du tun könntest!“ sagt die Mutter trostlos.

Nina steht im Begriff, etwas sehr Herbes darauf zu erwidern — da bewegt sich Litzi in dem großen Bett, in dem sie neben Nina zur Ruhe gelegt wird, öffnet die Augen und stößt einen kleinen, unmutigen Laut aus. Nina tritt zu ihr, streichelt ihr Köpfchen — küßt und beruhigt sie, bis die Kleine, ein undeutliches Kosewort stammelnd, von neuem einschläft — dann tritt Nina sehr nahe an die Mutter heran, noch leiser als vorhin spricht sie:

„Wir müssen uns doch klar werden über die Sache — nur so kleinlich und selbstsüchtig, wie du anzunehmen scheinst, bin ich darin nicht. An die Wendung, die mein

Leben durch dieſe Heirat nehmen würde, habe ich wenig gedacht — aber denke nur an Litzi! Wie ich zu Grunde gehe, iſt ſchließlich einerlei, aber — das Kind! Wenn ſich nichts ändert in meiner Lage, ſo wächſt ſie auf ohne Namen, ohne Familie, ohne jegliche Stütze. Was ſoll daraus werden — hübſch, wie ſie allem Anſchein nach ſein wird . . . wir wollen's uns lieber nicht vorſtellen, du und ich, was aus ihr werden könnte. Siehſt du . . . Du ſelber haſt mir geſagt, wenn ein älterer Mann käme — einer, der für mich nicht zu gut wäre und ich für ihn nicht zu ſchlecht, ſo wäre es nicht nur mein Recht, ſondern meine Pflicht, ihn zu heiraten, um des Kindes willen. Aber ein ſolcher älterer Mann wird ja vielleicht nie kommen, wahrſcheinlich nie, ſoll ich jetzt die Möglichkeit einer anſtändigen Geſtaltung der Zukunft meines Kindes von mir weiſen, nur ein paar, bei den Haaren herbeigezogener Gewiſſensſkrupel halber? Wir tappen ja beide im Dunkeln — wie er mein Geſtändnis auffaſſen wird, wiſſen wir beide nicht — aber ich hoffe, er wird verzeihen, und ich klammere mich an die Hoffnung wie an einen Rettungsanker. Ein wenig kommt es darauf an, wie man ihm die Sache darſtellt, ich — ich — im Grunde — unſchuldiger iſt noch kein Mädchen ins . . . Unglück geraten als ich."

Die Mutter ſchweigt; ſo lieb ſie ihr Kind hat — die Anſicht der Tochter teilt ſie nicht in dieſem Punkt.

Die Tochter wartet einen Augenblick — dann . . . dann kniet ſie nieder zu den Füßen der Mutter, und das Haupt auf ihren Schoß legend, flüſtert ſie:

„Mutter, du biſt hart — ſehr hart — die — die nicht ſelber gefehlt haben, ſind's alle; wenn du mich ſchlecht findeſt, ſo ſag's ihm meinetwegen — ſelbſt das

ſag ihm — aber ſag ihm auch, was ich gelitten habe — und ſag ihm . . . wie ſehr ich's zu ſchätzen gewußt hätte, was er mir bietet, und wie dankbar ich ihm ſtets ſein würde — tu's Mutter . . . Mütterchen . . . um der Kleinen willen!"

Einen Augenblick bleibt die Mutter ſtumm, ſie ſchaut vor ſich hin, ſtarr, troſtlos, als ſollte ſie wahnſinnig werden — dann wehrt ſie die Knieende von ſich ab, und ſich mühſam aufrichtend, ſagt ſie kurz, mit dem Ausdruck unerbittlicher Entſcheidung:

„Nein!"

Jetzt rafft ſich auch die Tochter auf, ein finſterer, böſer Blick trifft die Mutter aus ihren Augen.

„Nun, wenn du nicht mit ihm reden willſt, ſo tue ich's — ja — und wenn ich ſterben ſollte vor Scham darüber — ich tu's um Litzis willen, und er wird mir verzeihen!"

* * *

Die halbe Nacht verbrachte Nina damit, Briefe zu ſchreiben, die ſie immer wieder zerriß. Keiner wollte ihr ſo gelingen, daß ſie ſeiner Wirkung ſicher geweſen wäre — in keinem konnte ſie den warmen Ton finden, der Klaus zu Herzen dringen mußte.

Endlich zerriß ſie den letzten, vergeblich vollgekritzelten Bogen und legte ſich zu Bett.

Sie hatte ſich entſchloſſen, perſönlich mit Klaus zu reden. Daraufhin ſchlief ſie ein.

Klaus hingegen brachte die ganze Nacht ſchlaflos zu — aber nur aus verliebter Unruhe und Spannung. Trotz der häßlichen Worte, die ſein Freund hatte fallen laſſen, war ſeine reine Seele auch nicht einen Augenblick von einem Verdacht getrübt.

Jens Larsen hatte, wie so viele, die mit dem Verstand das Herz warnen wollen, genau das Gegenteil von dem erreicht, was er bezweckte.

Die Anspielung, die er sich in bezug auf Nina erlaubt hatte, erschien Klaus als etwas so Ungeheuerliches, daß er in der Verdächtigung des Freundes nichts sah, als die Frucht der verderbten, zynischen Weltanschauung, die sich dieser naturgemäß unter der verlotterten Sippschaft, mit welcher er seit Jahren fast ausschließlich verkehrte, hatte aneignen müssen! Eigentlich legte er sich Ninas Weigerung, ihm sofort ein herzliches „Ja" zu gönnen, nicht anders denn als mädchenhafte Zurückhaltung und Schüchternheit aus. Sie war ein wenig zusammengefahren und hatte die Farbe gewechselt bei seiner Liebeserklärung, aber daß sie dieselbe nicht ungern anhörte, war ihr leicht anzumerken. Daraufhin hatte es ihm eigentlich leid getan, daß sie ihm auf seine ehrlichen, herzlichen Worte nichts andres zu erwidern gewußt als ein verlegenes: „Ich fühle mich sehr, sehr geehrt durch Ihren Antrag, Herr von Olden — aber ich . . . verzeihen Sie, ich muß doch erst mit meiner Mutter reden, ehe ich Ihnen . . . eine definitive Antwort geben kann!" Das klang so leer — so konventionell. Er hatte sich die Sache ganz anders ausgedacht; wenn es so gekommen wäre, wie er ganz leise — leise gehofft, so hätte sie ihm gar nicht mit Worten geantwortet — sie hätte ihm einfach durch einen Blick, ein Lächeln, eine kaum merkliche Bewegung das Recht gewährt, sie in seine Arme zu schließen und ihr den ersten Kuß auf die Lippen drücken zu dürfen. Es verletzte ihn ein wenig, daß es nicht so gekommen war — dann schalt er sich sehr anspruchsvoll und töricht. Was war er denn, daß er erwarten konnte,

diesem herrlichen, ungewöhnlichen Geschöpf von einem Tag zum andern eine so rasende Leidenschaft einzuflößen? Derlei kleidete ein wohlerzogenes Mädchen nicht einmal gut, suchte er sich einzureden, er konnte sehr zufrieden sein, wenn sich das alles so nach und nach einstellte bei ihr!

Immerhin verschlichen die Stunden, die ihn von seinem nächsten Wiedersehen mit ihr trennten, langsam.

Der Vormittag war bereits stark vorgeschritten, und er hatte sie noch nicht wiedergesehen. Sich gleichgültig mit den Damen zum Gabelfrühstück niederzusetzen, ohne Nina vorher gesprochen zu haben, wäre ihm unerträglich gewesen.

Zugleich wurde es ihm klar, daß er schließlich nicht von Nina erwarten konnte, sie solle ihn aufsuchen, er mußte trachten, sie zu finden.

Er fragte im Hotel, ob die österreichischen Damen — unter dieser Bezeichnung kannte man sie in St.-Valery — auf ihrem Zimmer seien.

„Nein, die Damen sind ins Kasino gegangen," hieß es.

Er suchte sie im Kasino.

Von weitem sah er Mutter und Tochter vor dem Kasino sitzen. Litzi spielte mit ein paar andern Kindern im Sand.

Bei seinem Anblick erschrak die alte Frau, die ihm sonst so freundlich zuzulächeln pflegte, sichtlich, und Nina wurde totenblaß.

Das Gefühl von etwas Unangenehmem, das herannahte, beschlich ihn; wie das Unangenehme sich gestalten würde, davon fehlte ihm jede Ahnung.

Die Hand, welche die alte Frau ihm reichte, war eiskalt und zitterte in der seinen, nichtsdestoweniger

ſtreifte er dieſelbe wie ſonſt mit ſeinen Lippen, dann ſagte er etwas unſicher, aber ſehr weich:

„Hat Ihnen Fräulein Nina nicht mitgeteilt, was ich ihr geſtern für einen Wunſch vorbrachte? Haben Sie ihr noch nicht geholfen, einen Entſchluß zu faſſen?“ Er lächelte ein wenig. „Sie konnte geſtern nicht mit ſich einig werden, ohne Sie um Rat befragt zu haben, gnädige Frau.“

Er wollte die Hand der Baronin noch einmal einſchmeichelnd an ſeine Lippen ziehen — ſie entriß ihm dieſelbe faſt ungeſtüm.

„Meine Tochter hat mir in der Tat mitgeteilt, daß Sie . . . geſtern um ſie angehalten hätten,“ ſagte ſie jetzt, und ihre Stimme klang fremd und ſpröde. „Alles, was ich für meinen Teil Ihnen antworten kann iſt, . . . daß ich zu ihrer Verbindung mit Ihnen . . . meine Einwilligung nicht geben kann!“ Sie ſagte das ohne Modulation, wie Taubſtumme reden. Es klang ſchrecklich!

Klaus taumelte faſt unter der Wucht des unerwarteten Schlages.

„Dies . . . von Ihnen, gnädige Frau!“ ſtotterte er. „Und dieſen Worten hätten Sie nichts hinzuzufügen — das ſagen Sie mir einfach ſo ins Geſicht?“

„Ich kann Ihnen nichts andres ſagen — ich . . . ich bitte, quälen Sie mich nicht,“ erwiderte ſie immer mit derſelben unnatürlichen, ſchrecklichen Stimme, dann ſich mit plötzlicher Heftigkeit an ihre Tochter wendend, ſtieß ſie hervor:

„Nina, das hätteſt du mir erſparen ſollen!“

Er war erſt ſehr blaß geworden, dann ſehr rot, er ſtieß mit ſeinem Stock unbeholfen in den Sand, dann heftete er die Augen auf Nina. „Und Sie?“ fragte er.

Sie ſchöpfte einen tiefen Atemzug, ſah die Mutter an. Dieſe wendete den Kopf ab.

Da richtete ſich Nina kerzengerade auf.

„Ich kann es nicht über mich gewinnen, Sie unter dem Eindruck dieſer abſcheulichen — unverdienten Grauſamkeit von uns gehen zu laſſen," ſagte ſie. „Sie müſſen wiſſen, warum meine Mutter ihre Einwilligung nie geben kann — aber hier kann ich nicht mit Ihnen davon ſprechen — kommen Sie!"

Sie ging ihm voraus, mit feſten, energiſchen Schritten.

Entſetzt ſah ihnen die Mutter nach, ſie fühlte es jetzt, daß ſie töricht gehandelt, daß ſie durch ihre übertriebene Schroffheit der Tochter zu dem, was ſie verhindern wollte, den Weg geebnet hatte.

* * *

In den Tanzſaal hatte Nina den jungen Mann geführt; der Tanzſaal war um dieſe Stunde immer leer, dort konnten ſie ungeſtört ſein.

Erſchöpft ſank ſie auf eine der die Wände entlang laufenden, mit rotem Sammet bezogenen Bänke nieder. Klaus ſetzte ſich neben ſie.

„Nun?" murmelte er.

Sie hatte Mühe zu ſprechen — endlich brachte ſie's heraus. „Ich darf Ihre Werbung nicht annehmen, aber Sie dürfen nicht glauben, daß ich nicht zu ſchätzen wüßte, was Sie mir bieten. Ich kann Ihre Frau nicht werden — weil ich Ihrer nicht würdig bin!"

„Nina!" ſtieß er hervor, die Zunge klebte ihm am Gaumen.

Sie senkte den Kopf, stockte noch einmal, dann sagte sie sehr deutlich: „Litzi ist mein Kind!“

Sie hatte sich darauf vorbereitet, daß er zusammenfahren würde; aber auf die gräßliche Veränderung, die in seinem Aussehen eintrat, war sie nicht gefaßt gewesen! Sie erschrak vor dem, was sie heraufbeschworen hatte.

Er wurde aschfahl, beugte sich zu ihr vor, stützte sich mit der einen Hand auf die Bank auf und stieß mühsam ein paar Silben heraus, die sie nicht verstand.

„Sie sehen ein, daß alles weitere unmöglich ist zwischen uns,“ sagte sie. „Ich hätte dem vorbeugen, ich hätte Ihnen das ersparen sollen — aber ich ahnte nicht, daß — daß es so kommen könnte! Da es aber so gekommen ist, dachte ich, — ich sei Ihnen die ganze Wahrheit schuldig. Jedem andern hätte ich sie vorenthalten — Ihnen nicht — Sie sollen's wissen, wie grenzenlos elend ich bin . . . und . . . wie lieb ich Sie gehabt hätte, wenn ich nur hätte dürfen. Da ich Ihnen keinen andern Trost zu bieten weiß für den Schmerz, den ich Ihnen zufügen muß, so biete ich Ihnen wenigstens den! Leben Sie wohl, Gott behüte Sie!“ Sie nahm seine Hand, zog sie an ihre Lippen, küßte sie und ließ sie fallen. Alle Hoffnung hatte sie verlassen und mit der Hoffnung alle ausgeklügelte Berechnung.

Den Kopf tief gesenkt, eilte sie aus dem leeren Tanzsaal heraus — da hörte sie einen Schritt hinter sich — eine Hand legte sich auf ihren Arm — nicht die leichte, warme Hand, die sie kannte — die Hand, von der es sie stets wie eine Liebkosung angemutet, wenn dieselbe sie zufällig, bei irgendeinem ihr geleisteten kleinen Dienst gestreift — nein, eine Hand, die schwer und kalt war, fast wie die Hand eines Toten!

Sie wendete ſich nach ihm um. Er ſah aus, als ob er plötzlich krank geworden ſei!

Zweimal ſetzte er an zum Sprechen, ehe er ein Wort herausbrachte, und auch dann noch klang ſeine Stimme kläglich.

„Wie . . . wie iſt das eigentlich gekommen — wie . . . wer . . . da Sie mir ſo viel geſagt haben . . . ſo möchte ich alles wiſſen.“

Er zog ſie tiefer in den Saal hinein auf die Bank nieder. Die Schultern gebeugt, die Hände zwiſchen den Knieen, ſaß er neben ihr. Sie erzählte ihm alles, einfach, demütig — den Morgen, an dem ihre Mutter gekommen war, als ſie ſich eben vorbereitet hatte, in den Tod zu gehen — und wie ſie nun weltabgeſchieden, kümmerlich ihr Brot verdiene und für Litzis Zukunft ſpare.

Sie erzählte ihm alles, ſo wie ſie es ſelber für wahr hielt. Aber ſie gehörte nun einmal zu den Frauen, die, wenn ſie auch unter der Laſt ihres ſelbſtverſchuldeten Unglücks zuſammenbrechen — nie ihre Schuld, immer nur ihr Unglück ſehen — die den Vorzug genießen, ſich in den erniedrigendſten Situationen noch durch eine ſchmeichelnde Selbſttäuſchung tröſten zu können!

So, wie ſie ihm die Sache vorſtellte, war ſie einfach ein Opfer — eine Märtyrerin. Die Hoffnung hatte ſich neuerdings in ihr geregt. Von einem Satz zum andern erwartete ſie ein befreiendes Wort von ihm. Sie hielt inne, um ihm Gelegenheit zu bieten, es zu ſagen — aber das Wort blieb ungeſprochen. Stumm ſaß er neben ihr, immer in derſelben Haltung, den Oberkörper vorgebeugt, die Hände zwiſchen den Knieen.

Sie konnte ſich nicht entſchließen, ein Ende zu finden,

selbst als sie längst alles gesagt, was zu sagen war, immer wieder sah sie ihn von der Seite an — aber er blieb stumm. War es, daß er bei allen beschönigenden Ausführlichkeiten in ihrem Geständnis doch die sühnende Entschuldigung nicht fand, die er darin suchte?

Nach einer längeren Pause hub sie noch einmal an:

„Was mich anbelangt, so hab ich mich an meine Verhältnisse gewöhnt, ich bin mir nicht mehr wichtig, aber wenn ich das Kind ansehe und an seine Zukunft denke, da bricht mir das Herz im Leibe. Mir ist's, als müßte ich's auf den Arm nehmen und mit ihm ins Wasser springen!"

Auch darauf sagte er nichts. Endlich erhob sie sich erschöpft. Er machte eine unsichere, nicht zielbewußte Bewegung — dann blieb er sitzen und ließ sie gehen.

Halb betäubt, ohne zu wissen, was sie tat, kehrte sie zu ihrer Mutter zurück, die noch immer vor dem Kasino saß, eine Zeitung, die sie nicht las, auf den Knieen.

Als Nina sich neben sie setzte, erschrak sie. Alle Strenge verwandelte sich beim Anblick des verstörten Gesichts der Tochter in Teilnahme.

„Nun," begann sie mühsam, „hast du ihm dein Geständnis gemacht?"

„Ja . . . alles hab ich ihm gesagt . . . alles!" antwortete Nina dumpf und starrte mit glanzlosen Augen in das blaugrüne, von weißem Schaum überschimmerte Meer.

„Und er?"

Nina zuckte mit den Achseln.

„Was hat er geantwortet?" drang die Mutter in sie.

„Nicht ein Wort."

Die Mutter runzelte die Stirn. In dem Augenblick bemerkte sie einen Mann, der mit schleppendem Schritt aus der Tür des Tanzlokals auf den Strand hinaustrat. Sie erkannte ihn erst nicht, er schien um einen Kopf kleiner geworden. Er mußte an Litzi vorbei, die mit ein paar kleinen Freunden soeben eine rote Flagge in eine Sandfestung steckte.

Als sie ihn erblickte, vergaß sie Flagge, Festung und Gespielen, lief auf ihn zu und umklammerte schmeichelnd seine Knie. Er fuhr zusammen und machte sich mit einer schaudernden Bewegung hastig von ihr los. Das Kind fing an zu weinen — er blieb stehen — wandte sich um. Dann hob er die Kleine auf seinen Arm, küßte sie zwei-, dreimal, setzte sie nieder und verließ mit raschen Schritten den Strand.

Denselben Nachmittag reiste er ab.

* * *

Drei Tage waren vergangen. Nina sah wie eine Leiche aus. Sie sprach nichts, sie aß nichts mehr, der Gedanke an die Erniedrigung, der sie sich vergeblich ausgesetzt, nagte an ihr Tag und Nacht.

Die Mutter verging beim Anblick ihrer Tochter vor Mitleid. Gegen Klaus meldete sich jetzt bei ihr eine feindselige Stimmung.

Wenn sie es Nina sehr verübelt hatte, daß sie sein Opfer hatte herausfordern wollen — so verübelte sie es ihm doch noch zehnfach mehr, daß er keine Miene gemacht hatte, das Opfer zu bringen.

„Ich habe ihn überschätzt, wir haben ihn alle überschätzt — er ist doch nur ein ganz gewöhnlicher Mensch.

Nie in meinem Leben habe ich mich dermaßen in einem Menschen geirrt!“ sagte sie von ihm, und dann küßte sie Nina.

Ja, drei Tage waren vorüber. Nina sah wie eine Leiche aus.

Nun nahte der vierte Tag seinem Ende.

Die Großmutter war mit Litzi spazieren gegangen. Nina war kaum mehr hinauszubringen aus ihrem Stübchen. Dort saß sie jetzt, den Kopf auf der Tischplatte, müde — elend.

Draußen schien die Sonne — die roten Flaggen um das Kasino herum flatterten lustig in der leicht bewegten Strandluft — glühendrot hoben sie sich ab gegen das dumpfe Blaugrün der Wellen, über denen sich Möwen schaukelten.

Nina wußte von all der Schönheit nichts. Sie saß da, den Kopf auf den verschränkten Armen, zu trostlos um zu weinen.

Ein Schritt näherte sich ihrer Tür — sie hörte ihn nicht. Es klopfte — noch einmal — noch einmal. Wie aus einem Traum aufgeschreckt hob sie den Kopf.

„Wer ist's?“ fragte sie.

„Ich,“ antwortete eine Stimme, die sie kannte und nicht kannte. Die Stimme war so viel dünner geworden als sonst.

Sie schnellte empor, atemlos, mit hochklopfendem Herzen.

„Herein!“ rief sie.

Da trat er ein. Er war noch immer sehr blaß, im übrigen ruhig und gefaßt. Er sah aus wie ein Mensch, der sich in ein großes Leid geduldig hineingefunden hat, ohne sich davon erholt zu haben.

Jede weitere Begrüßungsformel übergehend, trat er auf ſie zu und legte ſeine Hand auf ihren Arm.

Es war wieder die leichte, warme Hand, von der jede Berührung einer Liebkoſung glich.

„Nina!“ ſagte er endlich, „wollen Sie mir verzeihen, daß ich ſo lange gebraucht habe, um mit mir fertig zu werden?“

Sie konnte nicht ſprechen, konnte nur ſchluchzen und ſeine Hand mit Küſſen bedecken.

Er entzog ihr dieſelbe und ſchloß ſie in ſeine Arme, und während ſie den Kopf an ſeine Schulter legte, murmelte er leiſe:

„Ich durfte doch erſt wiederkommen, als ich ganz ſicher ſein konnte, Sie nie zu quälen, Sie nie zu verletzen mit einer Erinnerung an das große Unglück, das Ihr Leben erdrücken wollte. Wir werden es zuſammen begraben auf immer, nicht wahr, Nina? So . . .“ und dabei drückte er einen langen, warmen Kuß auf ihren Mund.

Ihr war's, als ſei die Laſt, an der ſie ſich ſo lange müde geſchleppt, plötzlich von ihr heruntergeglitten — als ſei ſie verſchwunden für immer aus der Welt!

Aber ſie war nicht verſchwunden — ein andrer hatte ſie ihr abgenommen, trug ſie von da ab ſtatt ihrer — das war alles!

„Mein Erlöſer!“ ſtammelte ſie ſelig, noch an ihn geſchmiegt, als ihre Mutter eintrat mit Litzi.

Es wäre ſchwer zu beſtimmen, was die Baronin bei dem Anblick, der ſich ihr bot, empfand, ob Freude oder Entſetzen! Wahrſcheinlich beides!

„Nina! um Gottes willen!“ rief ſie aus.

Da trat Klaus auf sie zu.

„Wollen Sie mich durchaus nicht zum Schwiegersohn haben?“ sagte er bittend, einschmeichelnd, mit etwas von seinem alten, fröhlichen Mutwillen im Blick — aber eben nur mit etwas.

Der eigentliche Glanz war dahin, es war etwas in dem Blick, wie wenn sich ein Sonnenstrahl gegen eine regenüberrieselte Scheibe bricht, etwas Verklärtes und Verschleiertes zugleich.

„Unter den Umständen nicht,“ sagte sie matt.

„Still!“ rief er, „wir haben uns das Wort gegeben, nicht mehr daran zu rühren. Sie sehen, daß ich meinen Entschluß nicht leichtsinnig gefaßt habe — das sollte Ihnen bürgen für die Zukunft. Gnädige Frau — Mama! Wollen Sie mir nicht erlauben, zu versuchen, ob ich die schreckliche Ungerechtigkeit der Welt wenigstens teilweise auszugleichen vermag?“

Die alte Frau sah ihn sehr zärtlich an — aber sie blieb stumm!

Die einzige, die ganz zufrieden war mit der Sachlage, war Litzi — freilich erst, nachdem Klaus, der anfangs gänzlich an sie vergessen hatte, sie auf seinen Arm hob und sie zu necken und zu liebkosen begann. Da gab's ein Küssen und Lachen und zärtliches Anschmiegen. Eine ähnliche Begeisterung hatte man nicht bald gesehen.

„Die ist unbedingt die verliebteste von uns dreien!“ sagte Nina unbedacht, scherzend.

Die alte Baronin wendete bei diesen Worten den Kopf ab. Klaus zuckte leicht zusammen, wie ein sensitiver Mensch, dessen Ohr durch einen Mißton beleidigt worden ist. Über den braungoldigen Scheitel des Kindes

traf ſein Blick Nina ſtaunend, vorwurfsvoll. Zum erſtenmal ſah er die Fältchen in ihrem Geſicht und einen alternden Zug um ihren Mund!

* * *

„Es war nicht recht — nicht recht von dir — du durfteſt das Opfer von ihm nicht annehmen," murmelte die Baronin, nachdem ſich Klaus endlich zurückgezogen hatte. „Hindern kann ich dich nicht, — aber gutheißen kann ich es auch nicht, was du getan. Es wird Unheil daraus entſtehen — denk an mich — früher oder ſpäter Unheil!"

Draußen brachen ſich die Wellen raſtlos am Strand — über ihr hilflos ſchluchzendes Streben und Sterben hinüber klang der ſchrille Schrei einer Möwe.

* * *

Er heiratete ſie . . . aus Liebe . . . mehr noch aus Mitleid, aus jenem tragiſchen Opfermut und begeiſterten Selbſtvernichtungsdrang, der für weich und tief angelegte, ſehr junge Menſchen bezeichnend, ſo ziemlich das Schönſte und Gefährlichſte iſt, was auf der Welt exiſtiert.

Nachdem er einmal angefangen hatte, ſich zu opfern, wollte er es ſo gründlich tun als möglich — die Laſt, die er auf ſich genommen, wurde ihm gar nicht ſchwer genug. Er legte immer noch mehr dazu! Er gab nicht nur Nina ſeinen Namen, ſondern auch ihrem Kinde.

Er, der nie die geringſte Lüge geſprochen, weder zu ſeiner Selbſtverherrlichung noch zu ſeiner Verteidigung, hatte ſich verhältnismäßig leicht entſchloſſen,

eine Unwahrheit vorzuschützen, wo es galt, die schiefe Stellung einer andern Person zu stützen und zu decken!

Es ist übrigens ein Kennzeichen von Idealisten seines Typs, daß sie sich häufig hinreißen lassen, aus Nächstenliebe Dinge zu tun, die ihnen bis in das Innerste widerstreben würden, wenn sie dieselben irgend eines selbstsüchtigen Vorteils halber hätten ausführen sollen.

Nach langem Überlegen kam er auf den Gedanken, daß es das beste, ja das einzig zweckentsprechende wäre, das Kind auf sich zu nehmen und Nina die Stellung des liebenden Weibes einzuräumen, das eine Jugendsünde des Gatten großmütig verzeiht. Das allein konnte ihr die Existenz in seiner Heimat möglich machen.

Daß Litzi dadurch eigentlich aufhörte, ihr Kind zu sein, hatte Nina im Aufatmen ihres lange gedrückten Ehrgefühls nicht bedacht.

Übrigens hatten sie und Klaus es untereinander ausgemacht, daß Litzi von all diesen gesetzlichen Künsteleien nie etwas erfahren und Nina stets für ihre wirkliche Mutter halten solle.

Von allem, was er für sie getan, hatte ihm Nina die Anwendung des Auskunftsmittels zur Entlastung ihrer Vergangenheit am höchsten angerechnet.

Sie war jetzt ganz glücklich — und er . . .

Die Erkenntnis sollte ihm nicht erspart bleiben, welche Pein es einem wahrheitsliebenden Menschen bietet, unter dem Druck einer Lüge durchs Leben zu gehen — und mag es auch die uneigennützigste, edelstem Mitleid entsprungene Barmherzigkeitslüge sein.

Allein in seiner Kammer mit seinem mitschuldig danebenstehenden Gewissen, eine Situation zurecht-

zulügen, war etwas andres, als eine Unwahrheit einem ihn darüber ausfragenden Menschen gerade in die forschenden Augen hinein ausführlich zu wiederholen!

Dies erfuhr er, als er Nina einige Monate nach seiner Vermählung nach Kopenhagen brachte, um dieselbe einer dort verheirateten Schwester ebenso wie seinem einen hohen Staatsposten bekleidenden ältesten Bruder vorzustellen.

Er geriet aus einer Unwahrheit in die andre und wurde sich schließlich ziemlich klar darüber, daß er im Grunde nicht das Recht habe, seiner tadellos ehrbaren Verwandtschaft zuzumuten, sich mit Nina auf denselben vertraulichen Fuß zu stellen, wie sie es einem gänzlich unbescholtenen Mädchen gegenüber getan hätte. Er durfte verzeihen — das war seine Sache — aber Nina unter unwahren Voraussetzungen in die Welt einführen, das durfte er nicht.

Von da ab sah er sich im Licht eines Betrügers, und seine durch Unwahrheiten erreichte Rettung Ninas im Licht einer Fälschung.

Er hatte keine ruhige Minute mehr bis zu dem Augenblick, wo er seinen Abschied genommen und den Entschluß gefaßt hatte, sich gänzlich von der Welt zurückzuziehen.

Nina war über den Entschluß betrübt — seinetwegen. Was sie anlangte, so kostete es sie keinerlei Überwindung, sich von der Welt zurückzuziehen. Innerlich, trotz aller um sie aufgerichteten Stützen, geknickt und müde, erschienen ihr alle Bedingungen, unter denen sie ihr Leben ehrbar und sorgenfrei weiterspinnen konnte, als befriedigend.

Im übrigen vergaß sie es nie, daß sie ihm alles

verdanke, es ihr infolgedeſſen an jeglichem Recht gebrach, ſich einem ſeiner Wünſche zu widerſetzen.

Der Aufenthaltsort, den er ſich ausgewählt, war ein holſteiniſches Dorf zwiſchen Marſch und Meer. Seine Beziehungen zu dem Ozean waren die einzigen, mit denen er ſich nicht entſchließen konnte zu brechen.

Das Dorf lag ziemlich hoch, von dem Meer durch einen ſteilen Abfall, der es vor den Verheerungen der höchſten Springflut ſchützte, getrennt. Eine hölzerne Treppe führte über die Düne herab auf den Strand.

Das Dorf war Klaus eigentlich fremd. Das einzige, was ihn darin anheimelte, war ein Grab — das Grab ſeiner Lieblingsſchweſter, die dort in Elmſtadt beerdigt lag, nachdem ſie mit einem Paſtor des Orts vermählt geweſen war.

Sie hatte ihn aus Liebe geheiratet, einen jungen Theologen, deſſen Lebensſtellung eigentlich den Anſprüchen ihrer Familie nicht genügte. Die andern Geſchwiſter hatten ſich nie recht einverſtanden erklärt mit dieſer beſcheidenen Verbindung — nur Klaus und ſeine Mutter hatten zu dem anſpruchsloſen Liebespaar gehalten.

Sie war im Kindbett geſtorben, ihr Mann bald darauf einer Bruſtkrankheit erlegen.

Sie ruhten nebeneinander in einem Friedhofe, in deſſen Mitte eine altväteriſche graue Kirche mit ſchmalen, hohen Spitzbogenfenſtern und ſchief an den Wänden anſteigenden Mauerpfeilern ſtand.

An der einen Seite ſahen die Fenſter des Hauſes, welches Klaus mit ſeiner kleinen Familie bezog, über eine ſchmale Straße hinüber in dieſen Friedhof hinein. Er bot keinen traurigen Anblick — im Gegenteil. Das Leben ſtellte keinerlei mannigfaltige oder aufregende

Anforderungen an die Bewohner von Elmstadt, weshalb ihnen Zeit für ihre Toten übrig blieb. Die schwarzen Kreuze und grauen Leichensteine ragten im Sommer aus einem wahren Dickicht von Blumen empor, die mit der Jahreszeit wechselten, und die hochgiebeligen, friesischen Bauernhäuser guckten von allen Seiten in die Friedensstätte hinein.

Das Dorf oder kleine Städtchen war überhaupt sehr hübsch, weltvergessen, stimmungsvoll — die Häuser in- und auswendig voll altväterisch malerischem Reiz, die Wände der meisten Stuben noch mit blaugemalten Kacheln bedeckt, die niedrigen Balkendecken blau angestrichen und mit allerhand daran befestigten Bildchen verziert, die mit geblümtem Kattun überzogenen Betten in Alkoven, die durch eine Umrahmung von unbeholfen grell gemalten, flachen Holzschnitzereien von dem Rest der Stube abgetrennt waren.

In den kleinscheibigen, oft die ganzen vorderen Wandflächen einnehmenden Fenstern standen farbige Blumentöpfe, aus denen zumeist stachlige, gnomenartige Kakteen herauswuchsen, zwischen denen aus einem messingenen Vogelbauer heraus ein Papagei von ungewöhnlicher Farbenpracht allerhand geläufige Sätze herausschrie in einer fremdländischen Sprache, die keiner in der Gegend verstand.

Und vor den Häusern waren Gärtchen, in denen die Blumen spät und kurz, dafür aber um so üppiger blühten, und überall waren Lindenbäume, die vielleicht nicht so mächtig emporwuchsen wie anderswo, aber um so süßeren Duft ausströmten.

Hinter Elmstadt die Marschen weit und flach mit ihrem Geruch von Moder und Thymian, mit ihren

friedlich grasenden, meist zwei zu zwei zusammengekoppelten Schafen, ihren sorgfältig gezogenen Wassergräben und Weißdornhecken — den Horizont durchschneidend eine Windmühle mit großen, roten und schwarzen Flügeln — und zu den Füßen des Städtchens tief unten, feierlich klagend und brausend, das Meer!

Ein hübscheres Nest hätte sich Klaus zum Aufenthalt kaum auswählen können, und keines, das mehr dazu angetan gewesen wäre, ihn in jenes halbwache Traumleben einzulullen, in dem er seine selbstgestaltete Existenz am ehesten ertragen konnte.

Anfangs wollte es ihm gar nicht leicht werden. Die Monate moralischer Schlaflosigkeit, die seiner endgültigen Beruhigung vorangingen, waren geradezu fürchterlich — Monate, in denen er nicht vergessen konnte, was sein Leben hätte sein sollen und was es war — Monate, in denen er sich fühlte wie ein Gefangener, wie ein an einen Pflock festgebundenes, immer im selben Kreis herumrasendes Tier — Monate, in denen er sich von früh bis Abend beobachten mußte, um sich nicht zu Äußerungen grundloser Gereiztheit und Heftigkeit hinreißen zu lassen, für die er sich nachträglich bodenlos geschämt hätte.

Er hatte behauptet, reiflich überlegt zu haben, ehe er sich zu der Verbindung mit Nina entschlossen. Reiflich überlegt hatte er ja — er hatte aber doch nur mit den Wahnbildern gerechnet, die seine Phantasie heraufbeschworen, nie mit der nüchternen Wirklichkeit.

Er hatte sich das alles so ganz — aber so ganz anders vorgestellt. Er hatte gewähnt, seine Begeisterung würde ewig währen — die Freude, einem andern ge-

liebten Menſchenkind ſein Unglück abzunehmen, würde genügen, ſeinem Leben Reiz zu verleihen. Er war ſo ſicher geweſen, daß er ſich nie zurückſehnen würde nach den Dingen, die er aufgegeben hatte. Und ſtatt deſſen, mochte er tun, was er wollte, ſchrie ſein ganzes, kräftiges, junges Sein danach.

Das meiſte zu ſeinem Mißbehagen trug wohl der Umſtand bei, daß er ſehr bald aufhörte, in Nina verliebt zu ſein. Er fand nichts von dem in ihrer Seele, was ihm ihr ſchönes Geſicht verſprochen hatte — dazu kam noch, daß er ihr mit ihrem Unglück auch die ganze Poeſie ihres Weſens abgenommen hatte.

Die Schwermut, welche ſie ſo anmutig gekleidet, ihrem Geſicht den Stempel einer geheimnisvollen Eigentümlichkeit verliehen, hatte er ſelber von dem Geſicht hinweggewiſcht. Sie zeigte ſich jetzt heiter, freundlich — alltäglich — ſie wurde ſtärker, blühte auf und alterte zugleich.

Gegen die geiſtigen Intereſſen, welchen ſie in ihrer Jugend mit einer gewiſſen Ziererei und Eitelkeit gefrönt, war ſie jetzt gänzlich ſtumpf, ja ſie ſtellte ſich ihnen faſt feindſelig gegenüber, wie allen Dingen, die ſie aufregen konnten. In jedem Wort, in jeder Bewegung verriet ſich bei ihr die Befriedigung, die einem müdegehetzten, müdegequälten Geſchöpf durch das Bewußtſein erwächſt, endlich aller Sorgen ledig, ausruhen zu können. Sie hielt ſein Haus ſehr gut, ſah immer hübſch und nett aus und tat überhaupt, was irgend in ihrem Verſtändnis lag, um ihm das Leben angenehm zu machen, aber von der Leidenſchaft, der Begeiſterung, dem Ganzineinanderaufgehen — von all dem, was, wie er gehofft, ſich in ſeiner ſchmerzbeſchatteten Ehe herrlicher als in

einer unter günstigeren Bedingungen geschlossenen entfalten sollte, fand er nichts — nicht die leiseste Spur!

Auch ihr Verstand war gewöhnlich — das bißchen Überspanntheit, mit dem sie sich in ihrer Jugend abgequält und aufgeputzt —, hatte sie glücklicherweise abgelegt, und wirklich geistige Tiefe hatte sie nie besessen.

Er konnte sich nicht mit ihr aussprechen, sie verstand ihn nicht, wenn er's versuchte. Sie hörte ihn sehr freundlich an, aber ihre Antworten waren, wenn sie nicht seitab lagen, ganz konventionell.

Aber wenn sie nicht das war, was er von ihr erwartet hatte, so war sie doch etwas sehr Liebenswürdiges, Gutes, rührend Dankbares, das er sich verpflichtet fühlte, glücklich zu machen.

Das vergaß er nicht einen Augenblick, und da er ein selten anständiger Mensch war, so behielt er seine Enttäuschung für sich. Wie es auch in seinem Innern zugehen mochte, über seine Lippen kam nie ein heftiges Wort — wenigstens, sobald er einmal über die Schwelle seines Hauses getreten war.

Draußen tobte er sich manchmal aus, wie er konnte; — zu Hause nie.

Und nach und nach legte sich seine innere Aufregung, wie sie sich bei einem Gefangenen legt, dem jede Aussicht auf Befreiung benommen ist. Wenn er auch nie lernte, auf allen vieren zu kriechen, so lernte er es immerhin, sich ein wenig zu bücken, um nicht beständig mit dem Kopf gegen eine Zimmerdecke zu stoßen, die nun einmal zu niedrig geraten war. Und wie er einmal die seiner energischen Natur gänzlich zuwiderlaufende

Untätigkeit beseitigt, so gewann er seiner eintönigen Existenz sogar einen gewissen Reiz ab.

Er machte sich um die Gegend verdient, veranlaßte den Bau eines kleinen Hafens, gründete eine Navigationsschule zur Ausbildung junger Seeleute. Wenn er den Unterricht darin anfangs nur unternahm, die Zeit totzuschlagen, so fing er später an, sich aufrichtig dafür zu interessieren.

Das belebende Element, das er in alles hineinbrachte, womit er sich überhaupt beschäftigte, meldete sich auch hier. Er vermochte es nicht, den Unterricht so mir nichts dir nichts abzuwerkeln; er las massenhaft, um seine Kenntnisse zu vervollständigen, interessierte sich für jeden einzelnen seiner Schüler, sorgte für das Fortkommen der jungen Leute, wo er konnte, und hatte die Freude, wirklich viel Gutes zu tun.

Er war grenzenlos beliebt unter den Seeleuten in der ganzen Umgebung, überhaupt bei jedem, der mit ihm in Berührung kam — seine Schüler wären alle durchs Feuer gegangen für ihn.

Seiner alten Vorliebe für die See konnte er hier ausgiebig frönen. Er kaufte sich ein kleines Segelboot, mit dem er weit hinaus ins Meer steuerte — manchmal in Begleitung eines Matrosen, zu andern Malen allein.

Zuweilen galt es, der Mannschaft eines untergehenden Schiffes, das mit verzweifelten Signalen um Rettung rief, zu Hilfe eilen.

Da war er in seinem Element, und immer zugleich an der Spitze und mitten drin in der Aktion.

Das Rettungsboot hatte er aus seinen eignen Mitteln angeschafft und mehr als einmal in anscheinend

verzweifelten Fällen ganz Erstaunliches damit geleistet. Das Bewußtsein hob ihn und stärkte ihn.

Wenn er dann tüchtig abgehetzt nach Hause kam, so genoß er seine friedliche, anheimelnde Häuslichkeit.

Die strenge, kritische Beurteilung Ninas, welche die erste Folge seiner Enttäuschung gewesen war, hatte aufgehört, seit er sich an die Enttäuschung gewöhnt. Verliebt war er nicht in sie, aber er lernte sie lieb haben. Nach dem ersten Jahre ihrer Ehe lebten sie miteinander bereits wie Leute, die seit zwanzig Jahren miteinander verheiratet gewesen wären, aber sie lebten gut und friedlich miteinander.

Die Dankbarkeit, mit der sie in ihrer Befreiung aus unerträglichen Verhältnissen aufatmete, hatte alle Unebenheiten und Schroffheiten ihres Temperaments ausgeglichen — sie war weich, fügsam, voll feiner kleiner Aufmerksamkeiten und Rücksichten, daneben frei von jener aufdringlichen Zärtlichkeit, welche Männern eine Frau unerträglich macht, wenn sie nicht rasend verliebt in dieselbe sind. Sie bohrte nicht in ihn hinein, wenn er keine Lust hatte zu reden, und kam ihm nicht in sein Zimmer nach, wenn er es vorzog allein zu sein.

Ihr hübsches musikalisches Talent machte ihm Vergnügen, und die Berührung ihrer weichen, kühlen Hand tat ihm wohl. Sie klagte nie über ihre Dienstboten, und seine Mahlzeiten kamen immer pünktlich auf den Tisch — sie bekümmerte sich selbst um die Zubereitung derselben. — Wie viele in ihrer Jugend überspannte Mädchen, deren geistige Unruhe doch nur auf hysterische Gründe und nicht auf eine besonders intellektuelle Begabung zurückzuführen ist, entwickelte sie in ihrem reiferen Alter Ge-

ſchick und Vorliebe für die Kochkunſt. Es machte ihr Vergnügen, allen Liebhabereien ihres Mannes in kulinariſcher Richtung entgegenzukommen, ſelbſt in den Fällen, wo dieſelben ihrem öſterreichiſchen Geſchmack gänzlich unbegreiflich erſchienen. Beſſere Aalſuppe, Schokoladenſuppe und rote Grütze, als ſie ihm vorſetzte, gab es in ganz Holſtein nicht.

Sie verwöhnte ihn nicht wie ein liebendes Weib ihren Mann, ſondern eher, wie eine zärtliche Mutter ihren Lieblingsſohn verwöhnt.

* * *

Wenn ſie ihn nicht liebte, wie er gehofft, ſo wie ein Weib einen Mann lieben kann, verehrte ſie ihn andrerſeits wie ein höheres Weſen. Es war etwas Wunderbares für ſie, der die Erinnerung an Jeſſendys zyniſche Nüchternheit noch in der Seele brannte, mit einem Manne zu verkehren, dem das Mitleid die unglückliche Sünderin zu etwas Heiligem verklärte, und der in der Gefallenen nicht die Beſchmutzte, nur die Gebrochene ſah.

* * *

Mit der Außenwelt ſtanden die Ehegatten ſo gut wie in gar keinem Verkehr. In großen Zwiſchenräumen kamen Briefe aus Dänemark, wo Klauſens unbegründeter Rückzug eine nie ganz beigelegte Verſtimmung hinterlaſſen hatte. Aus Öſterreich kamen die Briefe öfter. Manchmal lief aus Dänemark oder Öſterreich eine Photographie ein, am öfteſten von einem neuen Sprößling, den weder Klaus noch Nina je geſehen hatten —

einem Familienzuwachs, der, wie sie sich ausdrückten, „nach ihrer Zeit entstanden war".

Ninas Brüder, die beide, wie man es nennt, „Karriere" gemacht, hatten sich gut verheiratet, und der Kindersegen blieb nicht aus. Die alte Baronin, die sofort nach Ninas Trauung mit Klaus ins Vaterland zurückgekehrt war, schrieb am öftesten; aber die ehemalige Wärme für die Tochter war erloschen, seitdem das Mitleid nicht mehr da war, um sie anzufachen; auch hatte sie ihr den Eigennutz, durch welchen sie auf Kosten eines andern ihre gebrochene Existenz aufgerichtet, nie vergeben. Bis zum letzten Moment hatte sie gegen Ninas Verbindung mit Klaus Olden protestiert und nur mit Widerstreben der traurigen Hochzeit beigewohnt.

Das Herzlichste in ihren Briefen galt Litzi, über die sie endlose Fragen an Nina richtete; auch versäumte sie es nie, in ihren Briefen einen sehr warmen Gruß beizufügen an Klaus. Manchmal kamen kleine Geschenke, die dann natürlich in viel reicherem Maße erwidert wurden. Behufs Auswählung dieser Angebinde fuhr Klaus zumeist nach Hamburg, von dem Elmstadt kaum anderthalb Eisenbahnstunden entfernt liegt. Die ersten Male hatte er Nina aufgefordert, ihn zu begleiten, was sie, sanft und fügsam, wie sie jetzt war, ihm zuliebe getan. Als sie aber gemerkt, daß er sie eigentlich nur mitnahm, um ihr Vergnügen zu machen, bat sie ihn sehr, davon abzustehen. Sie war den großstädtischen Lärm entwöhnt, er tat ihr weh, und fremden Gesichtern zu begegnen, war ihr peinlich.

Dafür entwickelte sie nach und nach eine wahrhaft fanatische Vorliebe für Elmstadt, seine landschaftliche

Schönheit, seine treuherzige friesische Bevölkerung. Sie liebte ihr Haus, ihren Garten, ihre Armen, für die sie alles tat, was ihr Klaus zu tun gestattete, und — das war viel.

Klaus gehörte zu denen, die finden, daß sparen ärger ist als stehlen, sobald man nämlich nicht mehr an sich, sondern an seinem Nächsten spart, und da er ziemlich vermögend war und wenig brauchte, gab er mit vollen Händen.

Sie schrieb lange Berichte über Elmstadt nach Hause und forderte die Mutter schüchtern auf, sie zu besuchen.

Dieser schüchternen Aufforderung fügte dann Klaus, der seiner Schwiegermutter ein sehr freundliches Andenken bewahrte, stets eine herzliche, dringende Einladung in seiner festen, großen Handschrift bei.

Die alte Frau fühlte sich gerührt, versprach zu kommen — und kam nicht.

Nicht, daß sie sich einer Prinzipienfrage halber geweigert hätte, zu kommen — nein — was geschehen war, war geschehen — sie hatte die feste Absicht zu kommen, aber es geriet ihr immer etwas dazwischen.

Ihre Kinder in Österreich riefen beständig nach ihr — sie mußte von einer Kindstaufe zur andern — da blieb keine Zeit für Holstein, besonders da sie jetzt mit der Umständlichkeit des Alters die weite Reise scheute.

Mit der Zeit hatte auch Klaus die Gewohnheit angenommen, Elmstadt als den Mittelpunkt der Welt anzusehen. Die Zeitfragen interessierten ihn wenig. Nachdem er die Telegramme gelesen, schickte er die Tagesblätter, die er hielt, zum Pfarrer hinüber, der, nebstbei sei's gesagt, den einzigen halbwegs standes- oder bildungsgemäßen Umgang der Oldens bildete und jeden Sonntag bei ihnen zu Mittag aß.

Die Zeitschriften, auf die Klaus abonniert war, blieben bald haufenweise unaufgeschnitten liegen. Die zeitgemäße, schöne Literatur war ihm völlig unsympathisch. Als echter Deutscher las er zwar Zola und Ibsen mit Interesse — aber ohne alles Behagen.

Wie die meisten Menschen, denen die Zukunft verschlossen ist, wendete er sich mit Vorliebe der Vergangenheit zu und versenkte sich immer wieder von neuem in die herrlichsten Schöpfungen der Dichter, die seine Jugend begeistert hatten — von dem heroischen Homer und andern Klassikern angefangen bis zu den Romantikern herab — solchen, die heute ganz aus der Mode gekommen sind, und von denen man, wenn man in einer Buchhandlung danach fragt, nur vergilbte, nach Moder riechende Exemplare erhält, die auseinanderfallen, wenn man die Blätter anrührt.

Diese Romantiker liebte er besonders. Und wenn je seine Seele verwundet wurde durch einen momentanen Zusammenprall mit der Wirklichkeit, so wiegte er sie mit den schönen Liedern wieder in schöne Träume ein.

Er war einer von jenen, die von dem Glauben nicht ablassen, daß die großartigen Visionen der Dichter im Grunde mehr ewige Wahrheit enthalten, als die kleinlichen Beobachtungen der sogenannten Realisten — wenn es auch nur eine Wahrheit ist, die das Herz errät und der Verstand nicht beweisen kann. Überhaupt fing er an, auf den armseligen, altklugen, sich selbst verherrlichenden Verstand der Menschheit recht verächtlich herabzusehen, ebenso wie auf jegliches Vorwärtstreiben menschlichen Ehrgeizes.

Er verachtete die Welt, wie alle, denen sie versperrt ist, und sagte sich so oft vor: „Alles ist eitel", bis er schließlich fest daran glaubte.

Wenn er anfangs manch harten Kampf gegen seine Unzufriedenheit gekämpft, so war er doch als Sieger aus dem Kampf hervorgegangen.

Er war jetzt völlig einverstanden mit seinem Schicksal und fertig mit sich. Er glaubte es wenigstens!

Ober dem rastlosen Strom hatte sich eine Eiskruste gesammelt — und daß es unter dem Eise doch noch immer weiterrauschte und pochte, wußte der Strom nicht mehr.

Ein leiser Frühlingshauch schlich an den Strom heran — und der Strom fühlte seine linde Liebkosung durch die starre Eiskruste hindurch — aber ihm ahnte nichts von Gefahr.

* * *

Wenn ihm Kinder beschert worden wären, so hätte es Klaus vielleicht trotz des besten Willens nicht zustande gebracht, über jede weitere Entfaltung seiner Existenz so ruhig einen Strich zu ziehen.

Aber der Kindersegen blieb aus.

Vielleicht schloß er sich infolgedessen um so enger an das kleine Wesen an, das ihm das Schicksal zur Behütung in den Arm gelegt.

Selbst in den ersten, schwersten Zeiten seiner Ehe war's ihm eine Beruhigung gewesen und ein Labsal, wenn ihm die Kleine auf die Knie sprang und, seinen Hals mit ihren weichen Ärmchen umschlingend, ihr Köpfchen an seine Wange schmiegte.

Jetzt war sie längst sein liebster Zeitvertreib, die reizendste Zierde seines Hauses, dasjenige, auf das er sich freute, wenn er in sein Heim zurückkam, nachdem er sich mit seinen, oft recht stumpfsinnigen Zöglingen müde

gequält oder sich mit einem lustigen Kampf gegen Wind und Wellen in seinem Segelboot erfrischt.

Was nun die Kleine anlangte, so betete die ihn einfach an. Wenn er so heimkehrte, die Färbung seiner braunen Wangen leicht erhöht durch die kräftige Bewegung, ein fröhliches Licht in den blauen Augen und mit dem herben, frischen Hauch des Seewindes in dem blonden Haar, da war er für sie die Verkörperung aller menschlichen Schönheit und Ritterlichkeit. Sie sah ihn und immer wieder ihn in allen Heldengestalten der Sage, Geschichte und Dichtung. Es gab keine Großtat, deren sie ihn nicht für fähig gehalten hätte, von den Feldzügen Alexanders bis zu dem Heldentod Max Piccolominis.

Wenn jemand dagewesen wäre, der es mit anhören hätte können, während sie ihren Schwärmereien Worte lieh, so hätten ihn ihre Überschwenglichkeiten in Verlegenheit gebracht. Aber es war niemand da, niemand, der über sie und infolgedessen über ihn lächeln, niemand, der zwischen dem, für was sie ihn hielt, und dem, was er war, verächtliche Vergleiche hätte ziehen können — und so genierte ihn diese Überschwenglichkeit nicht, tat ihm im Gegenteil heimlich, ohne daß er sich's eingestand, wohl. Er gewöhnte sich an diesen lieblichen, unschuldigen Weihrauch, nahm denselben hin als einen Ersatz für jene Bestätigung seines persönlichen Werts, die zu erringen jedem achtenswerten, menschlichen Ehrgeiz zugrunde liegt, und welche andern Orts zu suchen er sich versagen mußte.

Daß ihm Litzis harmlose und rührende Überschätzung seiner Persönlichkeit den Kopf nicht weiter verdrehte, braucht wohl nicht gesagt zu werden — aber es war

schön, sich in dieser jungen, reinen Seele so verklärt abzuspiegeln.

Während sie heranwuchs, war vielfach davon die Rede gewesen, eine Erzieherin ins Haus zu nehmen, behufs ihrer ferneren Ausbildung.

Nach langem Hinundhergrübeln, Hinausschieben von einem Zeitpunkt zum andern, hatte man davon abgesehen — vorgeblich, weil man eine fremde Erzieherin als unnötig für Litzi erachtete — im Grunde, weil ihre Anwesenheit einen unangenehmen Druck auf das Hauswesen ausgeübt, weil sie die Harmonie des eintönig hinfließenden Traumlebens gestört hätte.

Zu was auch eine Erzieherin? Den Elementarunterricht leitete der Schullehrer — im Französischen und im Klavierspiel unterrichtete Nina die Kleine. Französisch lernte sie wie von selbst — im Klavierspiel hatte sie mit vierzehn Jahren die Mutter überholt. Alles andre übernahm Klaus, das heißt, er war's, der der Entfaltung ihres kleinen Geistes seine Richtung gab, sein Wachstum förderte. Er redete von allerhand klugen Dingen mit ihr, gab ihr die Bücher in die Hand, die sie bereits lesen durfte, und las ihr Auszüge aus jenen Büchern vor, für die sie noch nicht reif war. Er war's, dem sie alle ihre kleinen Gedanken und Urteile und Ansichten über Welt und Menschen, Vergangenheit und Zukunft unterbreitete. Gott! wie unreif war dies alles, wie verrückt, aber wie frisch und eigentümlich und rührend!

Manchmal nahm er sie mit zu einer Segelpartie, zu andern Malen machte er einen langen Spaziergang mit ihr. Nina begleitete sie weder zur See noch zu Lande — die See vertrug sie nicht, und zu Lande war ihr jegliches weite Gehen beschwerlich. Vielleicht auch

mochte sie fühlen, daß die beiden sie nicht brauchten, wenn sie beisammen waren.

Die Segelpartien waren hübsch, besonders wenn eine recht frische Brise wehte — aber was noch viel schöner war, das waren die Spaziergänge, und am schönsten, die an lauen Spätabenden im Hochsommer bei Vollmondschein!

Über die Haide hinüber nach dem Buchenwald, der eine halbe Stunde weit hinter Elmstadt lag — ach, was war das schön!

Der Mond, voll herunterglänzend, groß und weiß, aus einem schwärzlich grauen Himmel auf die graugrünen Marschen — auf der einen Seite, den Horizont durchschneidend, die Windmühle, die einen schwarzen Schatten über die Fläche warf — auf der andern Seite das weißliche Geschimmer der Buchenstämme — in der nachtgekühlten Luft der Duft von Thymian, Quendel und feuchter Erde.

Natürlich konnte Litzi nicht mit Klaus Schritt halten, aber sie trippelte neben ihm hin wie ein treuer Jagdhund, unermüdlich. Neben ihm wäre sie von Elmstadt bis Hamburg zu Fuß gegangen, ohne es zu spüren.

Er erzählte ihr von den fremden Gegenden, die er gesehen bei seinen Seefahrten als junger Mensch — von den fremden Völkern. Manchmal — die Romantik steckte ihm nun einmal im Blut — sprach er ihr ein poetisches Bravourstück irgend eines seiner Lieblingsdichter vor, das er sich aus seiner Jugendzeit gemerkt hatte; er sprach ohne alle deklamatorische Emphase, einfach, innig. Von Zeit zu Zeit unterbrach er sich, um einen vergessenen Vers zu suchen.

Wenn er ihr eine rechte Freude machen wollte, so führte er sie auf ihre Bitte hin in den Wald.

Sie hatte eine krankhaft rege Phantasie und war, wenn auch bei Tage sehr mutig, bei Nacht außerordentlich schreckhaft. Das über die trockenen Blätter zu Füßen der Buchen und an ihren weißen Stämmen hinschimmernde Mondlicht malte für sie allerhand Gespenster in die Waldbämmerung hinein — ihr Atem versagte ihr, ihr Herz klopfte — aber . . . es war doch so wunderschön, sich in seinem Schutz fürchten zu können!

Manchmal fürchtete sie sich so, daß sie laut aufschrie, dann klopfte er ihr lächelnd auf die Schulter oder strich ihr über das Haar. Bei seiner bloßen Berührung wich alle Angst, löste sich in ein unbeschreibliches Wohlbehagen auf.

Und aus der lauschigen, lauen Dämmerung des Waldes mit seinem gespensterhaften Lichtgeflimmer, seinen unruhig nickenden, flüsternden Zweigen traten sie von neuem hinaus auf die weite, stille Heide.

Litzi hatte dabei jedesmal das fast feierliche Gefühl einer großen Befreiung — sie atmete auf! Dann wendeten sie sich von neuem Elmstadt zu.

Am Heimweg waren sie immer beide stumm. Der Mond stand höher am Himmel, sein Licht schien stärker auf die Heide, die jetzt feucht zu werden anfing und silberig schimmerte. Rings um sie war alles still — nichts zu hören, als das knirschende Zusammenschaudern des spröden Grases unter ihren Tritten, und von fern — erst leise, dann lauter die große Stimme des Meeres!

Immer noch war's Klaus, als riefe es ihm eine Botschaft zu, von der er nicht enträtseln konnte, ob's ein Lockruf — ob's eine Warnung war!

Ehe sich die Kleine, nach Hause zurückgekehrt, zur Nachtruhe von ihm trennte, legte sie jedesmal ihre

weichen Hände auf seine Schultern, streckte sich ein wenig empor an ihm und bog das Köpfchen zurück, um sich küssen zu lassen, und er küßte sie auch jedesmal genau so unschuldig und innig, wie er sie als schwer sprechendes, dickes Baby geküßt, streichelte wohl auch ihre Wangen und ihr weiches, duftiges, braunes Haar.

„Gute Nacht, mein Wildling — mein kleiner Kamerad," sagte er gutmütig, „sieh, daß du gut schläfst!"

„Ach, daran fehlt's nicht," lachte sie. „Ich danke dir noch vielmals für den schönen Spaziergang, Papa," setzte sie hinzu, „es war wunderschön, Papa, zu schön; nicht wahr, morgen gehen wir wieder?"

„Ja, Mädy!" Er hatte von Nina die österreichische Gewohnheit angenommen, sie so zu nennen. „Aber jetzt sieh zu, daß du zur Ruhe kommst."

Wenn dann Nina, die gewöhnlich ein Stündchen früher auf ihrem Ruhebett hingeduselt, aber jedesmal aufstand, um Litzi zu Bett zu bringen, aus dem Kämmerchen der Kleinen zu Klaus zurückkam, sah sie mitunter recht traurig aus.

„Die Kleine hat ein sehr feines Gefühl," sagte sie einmal. „Es kränkt mich oft, daß sie dich mir so sehr vorzieht. Übelnehmen kann ich's ihr freilich nicht, sie hat ja recht!"

Mehr sagte sie darüber nicht und dachte sich auch nichts mehr. Sie war eifersüchtig auf ihn, wie sie auf ihre Mutter eifersüchtig gewesen, nur mit weniger Bitterkeit. Sie war ihm so dankbar für alles, was er ihr gegeben, daß sie ihm von allem Guten stets das Beste gönnte, und darin auch die tiefe, sie selbst beiseite schiebende Neigung ihres Kindes.

Litzi hatte natürlich keine Ahnung davon, daß Klaus nicht ihr leiblicher Vater war!

Nina nahm Litzis Bevorzugung des Gatten als eine Steuer hin, mit der die Vorsehung ihr Schicksal, das sich ohnehin so unerwartet gut gestaltet hatte, belastete.

Die Steuer drückte ein wenig, aber in Anbetracht der Umstände war sie leicht.

* * *

Fünfzehn Jahre waren vergangen seit ihrer Verbindung mit Klaus!

Das von Ninas Mutter prophezeite Unheil war ausgeblieben. Das Leben floß angenehm, gleichmäßig an den beiden Gatten dahin. Das graue, halbwache Dämmerleben, in dem Litzis frisches, junges Wesen herumschillerte wie ein Sonnenstrahl, der sich heimlich durch zugezogene Gardinen in ein Zimmer geschlichen hat!

In Österreich hatte sich allerhand verändert.

Die Strenge, mit der Ninas Geschwister den Fehltritt der Schwester verurteilt, hatte sich im Laufe der Zeit abgestumpft.

Ihre Verbindung mit Olden, der die Geschwister natürlich schon von Anfang an nie die selbstquälerische Auffassung der Mutter entgegengebracht, war von ihnen als eine wahre Gnade Gottes betrachtet worden. Besonders die beiden Brüder hatten dieser Ansicht gehuldigt. Ein jeder halbwegs anständige Schwager wäre ihnen recht gewesen unter den Umständen. Was die Mutter ihnen von Klaus Olden erzählte, nahm sie natürlich lebhaft für diesen ein — wenngleich er ihnen als den typischen Vollblutösterreichern, die sie waren, als Norddeutscher eine heilige Scheu einflößte.

Auf all seine andern guten Eigenschaften hin wollten sie allenfalls über den Umstand hinwegsehen, daß er

das „st“ hart aussprach, das Imperfektum richtig gebrauchte, aller Wahrscheinlichkeit nach sehr schlecht Walzer tanzte und sich hauptsächlich von „Kaltschale“ nährte.

Sie waren dem Gedanken an eine Annäherung mit ihm und Nina nicht abhold, doch ergab sich lange keine Gelegenheit, eine solche Annäherung herbeizuführen.

Da trat ein Umschwung in den Verhältnissen der jüngeren Schwester Ninas ein. Der Gatte derselben hatte eine schöne Erbschaft von einem Onkel gemacht. Er war daraufhin aus dem Armeeverbande ausgetreten, um sich auf sein Gut in Steiermark zurückzuziehen.

Es war ein reizendes Gut mit einem legendenhaft klingenden Namen — es hieß Unkenstein — und einem gemütlich geräumigen Schloß inmitten einer bezaubernden Gegend, und da Kaden nebstbei anständige, von dem Erträgnis des Guts ganz unabhängige Renten bezog, so konnte er sich an dem Besitz auch freuen.

Daraufhin erhielt Nina anfangs Mai 1892 einen Brief ihrer Schwester, in dem diese sie aufforderte, mit Mann und Kind nach Unkenstein zu kommen.

„Im Juli sind die Brüder frei,“ schrieb sie; „wir bringen euch alle bequem unter zu gleicher Zeit — es soll ein rechtes Familienfest werden, wir wollen uns alle aneinander freuen! Was ich begierig bin, deinen Mann kennen zu lernen! Seit fünfzehn Jahren lachen wir schon die Mama aus mit ihrer Schwärmerei für ihren norddeutschen Schwiegersohn — er wird Mühe haben, nicht hinter unsern Erwartungen zurückzubleiben. Bitte, schicke mir ein gutes norddeutsches Kochbuch, damit sich meine Köchin in verschiedenen Kaltschalen einüben kann. Es soll ihm nichts abgehen bei uns.

„Die Brüder lassen dir und den deinen alles

mögliche sagen, sie freuen sich ebenso auf dich wie ich und die Mutter. Die ist noch rüstig wie ein junges Mädchen trotz ihrer siebzig Jahre und reist von einem zum andern — wer gerade einen Schutzengel besonders braucht, der ruft sie herbei. Jetzt hab ich sie!

„Bitte, schreibe uns recht bald, wann ihr kommt, denn ob ihr kommt, frag ich gar nicht. Von Anfang Juli an ist alles für Euch bereit.

Mit herzlichem Gruß
Deine alte Rosi."

So schloß der Brief. Als Postskriptum hatte Rosi noch die Worte hinzugefügt:

„Ihr könnt auch früher kommen, nur müßtet Ihr Euch dann mit schlechteren Zimmern begnügen, die Euch zugedachten werden erst gemalt. Wir rechnen natürlich auf einen sehr langen Besuch. Ist Dein Mann Jäger?"

Es war schon spät am Abend gegen acht Uhr, als Nina diesen Brief erhielt. Die Schatten waren lang und blaß, die Sonne stand tief in einem Kranz von leichten Lämmerwolken, die sie angezündet hatte, so daß es wie eine Feuersbrunst am westlichen Horizont glühte, bis in das Meer hinein. Der schönste Augenblick des Tages war's — die ganze Erde schien noch einmal aufzuatmen vor der hereinbrechenden Nacht.

Nina las den Brief, wie ein jahrelang Gefangener sein Befreiungsurteil liest. Jetzt erst, wo sie die liebe Stimme der Schwester in die Heimat zurückrief, wußte sie, was sie entbehrt hatte inmitten ihres sogenannten Glücks.

Die Tränen stürzten ihr aus den Augen. Ihr erster dankbarer Gedanke streifte zu demjenigen hinüber, der

ihr den Weg gebahnt hatte zu den Lieben ins Vaterland zurück. Sie faltete den Brief zusammen, erhob sich und stieg ganz gegen ihre Gewohnheit in das Arbeitszimmer ihres Mannes hinauf. Er war soeben damit beschäftigt, einen elektrischen Apparat, den er für seine, mit einem Kurs über Physik verbundene Navigationsschule brauchte, zu prüfen.

Irgendetwas ging ihm nicht zusammen. Nina kam auf ihn zu und legte ihm die Hand auf den Arm.

„Du hier? Wünschest du etwas, liebes Kind?“ fragte er mit der gleichmäßigen Freundlichkeit, die er ihr stets zeigte.

„Verzeih, daß ich dich störe,“ entgegnete sie ihm, „aber mir ist eben eine große Freude zuteil geworden, und da ich dir doch mittelbar und unmittelbar alles Gute in meinem Leben verdanke, so drängt mich's, dir davon zu erzählen.“

Sie beugte sich über seine Hand und zog sie an ihre Lippen. Es war die Liebkosung, die sie am öftesten ihm zuwendete. Anfangs hatte ihn diese demütige Zärtlichkeit von seiten seiner Gattin beschämt und ungeduldig gemacht — jetzt achtete er kaum mehr darauf, nahm sie so hin wie alles andre in seinen Beziehungen zwischen ihr und ihm.

„Meine Alte!“ murmelte er und klopfte ihr gutmütig auf die Schultern, „worüber hast du dich denn so gefreut, daß du dir die Augen darüber rot geweint hast?“

„Da lies den Brief,“ sagte Nina.

Es schien ihm anfangs nicht sehr lockend, das weitläufige Manuskript selbst zu lesen, er hätte sich's lieber

bequem gemacht und ſich erzählen laſſen, was drin ſtand. Da ihr aber darum zu tun ſchien, ſo las er den Brief. Als er damit fertig war, gab er ihr ihn mit einem freundlichen Lächeln zurück und drückte ihr ſtumm die Hand. Sich deutlicher auszudrücken, verbot ihm ſein Zartgefühl, welches bedeutend ſubtiler und empfindlicher als das ihre war.

Wieder zog ſie ſeine Hand an ihre Lippen, dann ſagte ſie leiſe:

„Lieber Klaus, könnteſt du dich entſchließen, bitte, bitte — möchteſt du mit uns nach Öſterreich reiſen?“

Klaus griff ſich langſam mit einer ihm eignen Bewegung in den Nacken, den er ſich nachdenklich zu kratzen anfing.

„Ich finde . . .“ begann er.

„Nun, was findeſt du?“ fragte ſie ihn.

„Ich finde . . . deine Geſchwiſter haben ſich's ein wenig lang überlegt,“ ſagte er.

„Aber Klaus!“ meinte Nina ſchüchtern, indem ſie ſeine Hand ſtreichelte, „das darf ich ihnen doch nicht übelnehmen unter den Umſtänden.“

Er zuckte zuſammen und wurde bis an die Augen rot. Er war jetzt mehr als fünfzehn Jahre mit ihr verheiratet — faſt ſechzehn Jahre war es her, daß ſie ihm ihr trauriges Geſtändnis abgelegt — er hatte in dieſen langen Jahren die Sache noch nie mit einem Wort berührt. Nina hatte ſich langſam an den Glauben gewöhnt, er habe ſich längſt darüber beruhigt; es tat ihr weh, als ſie bemerkte, wie empfindlich er in dieſem Punkte noch war.

Er ſchluckte zweimal, dann die Stirn runzelnd murmelte er heiſer:

„Das ist längst abgetan — das geht wahrlich keinen Menschen etwas an," und dann zog er Nina an sich und küßte sie auf die Stirn.

Das Mitleid war immer das Grundelement seiner Neigung zu ihr gewesen; sobald das ins Spiel kam, legte er noch heute den Arm schützend um sie.

Sie weinte über seine Güte und lehnte für einen Augenblick den Kopf an seine Brust, dann, wie aus Angst, ihm lästig zu fallen, richtete sie sich auf, und die Hand sanft auf seinen Arm legend, flüsterte sie:

„Aber du kommst doch, nicht wahr? Sie werden sich alle an dir freuen, und du wirst dich wohl fühlen unter ihnen."

Er runzelte noch immer die Brauen.

„Was soll ich unter den fremden Menschen?" murmelte er. „Natürlich will ich einer Annäherung von dir zu deiner Familie nicht im Wege stehen — reise du nach Österreich, wann du willst — aber laß mich aus dem Spiel."

Die Tränen stürzten ihr aus den Augen.

„Klaus . . . ohne dich . . . ja, wie könnt ich mich denn in der Heimat zeigen ohne dich — das hätte ja gar keinen Zweck!" Sie trocknete sich die Augen mit ihrem Taschentuch. „Lästig fallen will ich dir nicht, und daß ich mich in alles, was du bestimmst, fügen werde ohne Widerrede, versteht sich einfach von selbst."

Mit diesen Worten wendete sie sich der Tür zu. Er eilte ihr nach. Seine Teilnahmlosigkeit an ihrem Glück kam ihm jetzt roh und häßlich vor.

„Nina!" rief er, sie sanft zurückhaltend. „Mein Altes! Hab ich dir deine Freude verdorben? Ich war wieder einmal recht globig, recht selbstsüchtig?"

„Selbstsüchtig — du?“ sagte sie und sah mit einem großen, verklärten Blick ihrer schönen Augen zu ihm auf. „Du!“ und dann kam das Wort über ihre Lippen, das in ihrem Herzen unzertrennlich von ihm war — „du ... mein Erlöser!“

„Nina! Nina! Hast du dir deine Überspanntheit noch immer nicht abgewöhnt?“ verwies er ihr gutmütig.

„Die Überspanntheit längst,“ sagte sie ernst, „aber die Dankbarkeit werde ich mir hoffentlich nie abgewöhnen.“

Seine Augen wurden feucht.

„Und du wünschest dir's sehr, daß ich mit dir nach Österreich reise?“ sagte er.

„Vor allem wünsche ich, daß du um meinetwillen nichts tust, was dir schwer fällt,“ erwiderte sie. Ich habe dir wahrlich genügende Opfer auferlegt.“

„Meine Alte!“ Er zog sie an sich und küßte sie. „Natürlich will ich mit dir nach Österreich reisen — nur im ersten Moment war mir's unbehaglich, mich aufzurütteln. Wir haben uns so hübsch hier eingelebt ... wenn einer so wie ich jahrelang immer dasselbe tut — jeden Tag, nur mit den Veränderungen, welche die Jahreszeit naturgemäß hervorbringt, da geht ihm alles wider den Strich, das ihn in seinen täglichen Gewohnheiten stört. 's ist dann gerade so, wie wenn man einem Vogel, der so und so lange eingesperrt war, den Käfig öffnet — er mag nicht mehr hinaus.“

„Ja, Klaus, da hast du recht,“ gestand sie traurig, „etwas davon empfinde auch ich, und so sehr ich mich nach der Heimat gesehnt habe, so sehr ich mich freue, daß sie mir endlich wieder offensteht — so bin ich doch froh, daß ich nicht bereits morgen schon auf der Eisen-

bahn fahren muß. Im letzten Moment wird's mich noch einen tüchtigen Entschluß kosten, abzureisen, aber ich denke . . . es ist von jedem Standpunkt besser, diese Gelegenheit nicht zu versäumen, uns mit meiner Familie richtigzustellen."

„Das denke ich jetzt auch."

„Ich habe allen Grund, auf meine Leute stolz zu sein," fuhr sie fort, „Mutter, Brüder, Schwester und Schwager — alle sind tüchtige, ehrenwerte Menschen — ich bin die einzige in der Familie, gegen die etwas einzuwenden ist. Nebstbei befinden sich alle in sehr guter Stellung. Abgesehen von der großen Freude, die mir's bieten wird, mit meinen Lieben beisammen zu sein, bahnt diese Versöhnung auch normale Verhältnisse an für Litzis Zukunft."

„Litzis Zukunft?" Er schob die Brauen in die Stirn. „Was hat denn Litzis Zukunft damit zu tun?"

„In Elmstadt wird sich kein Mann für sie finden, und als alte Jungfer kann ich mir Litzi nicht denken."

„Als alte Jungfer . . . Litzi?" Er verzog humoristisch die Mundwinkel; „ich auch nicht," gestand er ein, „aber das liegt ja noch im weiten Feld. Was soll man denn jetzt schon den armen Wurm mit dem Heiraten plagen. Vorläufig denkt Litzi so viel ans Heiraten wie ans Sterben."

„Das ist richtig, Klaus — aber wir müssen doch daran denken für sie."

„Gewiß, meine Alte, bis die Zeit gekommen sein wird."

„Litzi wird jetzt achtzehn Jahre alt."

„Achtzehn Jahre! . . . der kleine Racker — achtzehn Jahre! . . . Wie die Zeit läuft!" murmelte er. Er

hatte die Hände in die Taſchen ſeiner kurzen, blauen Joppe geſteckt und blickte, den Kopf vorgebeugt, die Füße nach Seemannsart etwas auseinandergeſpreizt, gedankenvoll vor ſich hin. „Achtzehn Jahre!“ wiederholte er dann plötzlich, den Kopf hebend, „ſie wird ſchwer zu verheiraten ſein!“

„Ja,“ ſagte Nina, die Augen niederſchlagend, „das bringen die Verhältniſſe mit ſich.“

„Die Verhältniſſe haben damit gar nichts zu tun!“ rief er heftig; „ſie wird ſchwer zu verheiraten ſein, weil ſich ſchwer ein Mann finden wird, der gut genug für ſie iſt. Dem erſten beſten geb ich unſren Wildling nicht. Komiſcher kleiner Querkopf!“ Immer noch ſah er nachdenklich vor ſich hin.

Sie hob die Augen ſchweigend und zärtlich zu ihm empor, dann ſagte ſie ſehr leiſe:

„Ich danke dir vieles, Klaus, aber nichts danke ich dir ſo herzlich und innig, wie die Güte, die du meinem armen Kinde ſtets bewieſen haſt. Wenn ſie dein eignes Fleiſch und Blut wäre, könnteſt du ſie nicht lieber haben.“

„Das glaube ich ſelbſt,“ meinte er, dann ſetzte er lächelnd hinzu: „'s iſt ein ſo großes Verdienſt, den kleinen Balg gern zu haben.“

„Sie vergilt dir freilich deine Güte mit der ſchwärmeriſchſten Anhänglichkeit,“ fuhr Nina fort, und ihm leicht über die Wange fahrend, ſagte ſie: „Für ſie gibt es weder im Himmel noch auf Erden etwas, das beſſer, ritterlicher, klüger und ſchöner wäre als ‚der Papa‘!“

„Armer Wurm! Sie hat das Näschen nie aus Elmſtadt herausgeſteckt — ſie hat keine Gelegenheit, Vergleiche zu ziehen. Sobald ſie unter Leute kommt, wird ſie ſich dieſe Übertriebenheiten abgewöhnen. Das

wird eine der Errungenschaften unsrer österreichischen Reise sein."

Er seufzte unwillkürlich.

„Also — du bist entschlossen zu der Reise?"

„Ja — jaa — jaaa!" wiederholte er dreimal mit etwas humoristischer Emphase.

„Und das Opfer fällt dir nicht zu schwer?"

„Nein!"

„Was die Mutter sagen wird, wenn sie uns wieder sieht! Du freilich bist stehengeblieben, Klaus — du siehst noch gerade so aus, wie damals in St.-Valery, wo die Mutter nach ihrer ersten Bekanntschaft mit dir nichts andres zu sagen wußte als: ‚Ist das ein schöner Mensch!' während ich — mich wird sie kaum erkennen — wenn man mich neben dir sieht, so könnte man mich für deine Mutter halten."

Ihr Blick schweifte zu einem Spiegel hinüber — einem altmodischen Spiegel, in flache, schwarze Holzleisten gefaßt, mit bronzenen Rosetten in den Ecken, der bereits in dem Zimmer gehangen, ehe dasselbe Klaus Oldens Laboratorium geworden und er dann zufällig drin geblieben war.

Sie hatte sich schon lange nicht neben Klaus gesehen — sie erschrak über das Zutreffende ihres Ausspruchs. An ihm waren die Jahre so gut wie spurlos vorübergegangen, ein wenig breiter mochte er in den Schultern geworden sein — vielleicht wog er überhaupt ein paar Pfund schwerer als vor fünfzehn Jahren, aber viel anzumerken war ihm davon nicht. Im übrigen waren seine Augen nicht mehr so blau wie früher und seine Wangen etwas brauner — das war der ganze Unterschied. Der edle Schnitt der Züge, besonders des

Mundes, war unverändert, und das kurze, krause, blonde Haar hatte sich weder gelichtet noch war es von der ersten Spur Silber durchschimmert.

Ninas Haar war im Gegenteil gänzlich ergraut. Sie war sehr stark. Ihre Züge waren noch immer schön, aber der Umriß des Gesichts war schwer geworden, besonders um das Kinn herum, und ihre Haut hatte keine Frische mehr.

„Wenn du dich nur selbst herabsetzen kannst, bist du zufrieden," verwies ihr Klaus gutmütig, „bist noch immer eine hübsche Frau, meine Alte!"

„Vielleicht! Eine hübsche alte Frau! Übrigens ist es kein Wunder, daß ich älter aussehe als du — ich bin ja älter."

„So, um wieviel denn?" scherzte er — er hatte es vergessen.

„Um drei oder vier Jahre."

„Wirklich? Bei so ernsten Menschen wie du und ich zählen solche Lappalien nicht," erwiderte er.

„Ich war dreiundvierzig im vorigen Februar, und du bist neununddreißig," bemerkte sie sinnend.

„Den 14. Juni werde ich's," sagte er ihr.

„Mit mir ist's vorbei — eigentlich war's bereits vorbei, als du mich nahmst. In dich könnte sich noch jedes junge Mädchen verlieben und stolz sein, wenn du ihre Liebe erwidertest."

„Unsinn! Derlei ist bei mir ausgeschlossen," lachte er fröhlich. „Du brauchst keine Ängsten zu haben, Frauchen."

„Ich habe auch keine," erwiderte sie, „wenigstens für mich nicht. Ich weiß, daß du nur immer das tun wirst, was pflichttreu ist und ehrenhaft. Aber . . . um dich ist mir leid, mein armer, lieber Klaus!"

Seltsam — an das, was er ihr gegeben, dachte sie oft — jeden Tag hatte sie daran gedacht seit ihrer Ehe — an das, was sie ihm genommen, dachte sie zum erstenmal heute, wo das Schicksal ihr alles geboten, wonach sie sich am heimlichsten gesehnt — heute, wo ihr für sich nichts mehr zu wünschen übrig blieb!

„Unsinn . . . Unsinn!“ beschwichtigte er sie bewegt. „Ich versichere dir, daß ich mich sehr wohl fühle an deiner Seite — daß mir von den fünfzehn Jahren unsers Beisammenseins nur liebe Erinnerungen zurückgeblieben sind. Du bist jetzt ein bißchen schwermütig gestimmt, das ist der Rückschlag auf die große Freude. Nach dem Abendbrot wird's besser sein. Essen wir übrigens noch nicht? Ich fange an, sehr hungrig zu werden.“

„Ich denke, es muß alles bereit sein — ich habe im Garten decken lassen — der Abend ist so schön!“

„Dann komm.“ Er bot ihr freundlich den Arm und führte sie die Treppe herab.

Das graue Haus, das die Oldens bewohnten, stand mitten im Garten drin — aber vor der Front, die auf das Meer hinaussah, zog sich nur ein schmaler Streifen, während sich hinter dem Hause der Garten sehr weit ausdehnte.

Es war hinter dem Hause, wo der Tisch gedeckt stand.

Ein Hausmädchen rückte noch etwas an demselben zurecht — ein sehr hübsches Hausmädchen mit fast bis an die Schultern bloßen Armen, die leicht gerötet, aber sehr schön in der Form waren, und mit einem Häubchen, das nur wie ein schmales, aus weißem Tüll oder Flor zusammengeknittertes Kränzlein aussah, so klein und

leicht — man wußte gar nicht, wie es festhielt auf ihrem Scheitel.

In der weißlichen, langsam, kaum kenntlich herabschwebenden Dämmerung sah man das schüttere Frühlingslaub sich von dem Blaßblau des Abendhimmels abheben.

Der Tisch mit seinen drei Gedecken duftete von einladender Sauberkeit, und ein Hauch anheimelnder, altmodischer Poesie schien von ihm auszugehen.

In der Mitte zwischen den drei Gedecken stand ein niedriger Napf mit weißen und blauen Waldanemonen angefüllt. Schinken, Wurst, Holsteiner Käse, Honig, Weißbrot, Schwarzbrot und vor allem Klaus Oldens Leibgericht, saure Sahne mit gekrümeltem Brot, standen auf Schüsseln und Tellern herum.

Das altmodische englische Geschirr war mit weitläufigen, dunkelblauen Arabesken bemalt — und die silbernen Löffel und Bestecke, lauter Gerät, welches Klaus noch von seinen Eltern übernommen, zeigten eine schwerfällige Ausgiebigkeit in der Form, die bewies, daß man bei seiner Anfertigung nicht an dem Metall gespart hatte.

„Wie hübsch und gemütlich das alles ist!“ meinte Olden vergnügt lächelnd, und etwas übermütig sich nach Nina umwendend, sagte er: „Habt ihr es besser in Österreich?“

„Ich habe es nie in meinem Leben besser gehabt,“ sagte Nina sehr innig und ein wenig müde, „und auch nie annähernd so gut!“

„Wo ist die Kleine, Meta?“ fragte sie das Hausmädchen.

„Das Fräulein ist auf den Kirchhof hinausgegangen,“ antwortete Meta.

„Willst du sie holen, Klaus, oder soll ich Meta schicken?“ fragte Nina.

„Ich will sie holen!“ rief Klaus bereitwillig.

Über den roten Kies hinweg, dessen grelle Farbe die Dämmerung dämpfte, schritt er aus dem Garten in die Straße hinaus. Drüben lag der Kirchhof. Über die sehr niedrige Mauer sah man das Gerage von schwarzen Kreuzen und weißen Leichensteinen um die graue Kirche herum und gegen den Hintergrund das aus roten Ziegeln aufgebaute Schulhaus mit seinen großen, kleinscheibigen Fenstern.

Die Blumen blühen nicht üppig anfangs Mai in Holstein — aber zwischen dem noch nicht recht entfalteten Blau der Fliederbüsche schimmerte bereits das durchsichtige Gelb des Goldregens, das Rosa des Nachtschattens — alles noch spärlich, durchsichtig. Um die Kreuze duftete es von braunrotem Goldlack — auf einigen der Gräber lagen halbverwelkte Kränze oder Sträuche von frischen Primeln. Durch die laue Luft zog von Zeit zu Zeit ein leichter Schauer, wie er Frühlingsabende kennzeichnet — ein kühler Hauch, der aus dem noch nicht genügend durchwärmten Boden aufzuschlagen schien. Zwischen dem Duft der Blüten war der Geruch der feuchten Erde deutlich wahrnehmbar.

Neben einem Grab, zu dessen Häupten ein großer weißer Leichenstein emporragte, kniete ein schlankes, junges Mädchen, dem das üppige braune Haar in einem dicken Zopf weit über den Gürtel herunterhing.

Sie war eben damit beschäftigt gewesen, den Boden um das Grab herum, in den sie Samen ausgesät haben mochte, mit einem kleinen Spaten zu glätten.

„Litzi! Mädy!“ rief Klaus ihr zu. Sie wendete

sich nach ihm um und lächelte. Zum erstenmal bemerkte er, daß sie wirklich bereits ein erwachsenes Mädchen geworden war — zugleich sagte er sich, daß derjenige, dem es dereinst zufallen sollte, sie an sein Herz zu schließen, ein sehr beneidenswerter Sterblicher sein würde.

Etwas Reizenderes, als die zärtlich schalkhaften, großen, grauen, dunkelbeschatteten Augen, die ihm aus dem blassen, runden Gesichtchen entgegenblickten, hatte er in seinem Leben nicht gesehen. Und dann der weiche und zugleich trotzige Zug um die volle Unterlippe — die feine Zeichnung des Näschens!

Daß man so etwas nur groß zog, um es einem andern an die Brust zu legen! Nun, daran war nichts zu ändern — das war der Lauf der Welt!

„Mädy, so komm doch, 's ist hohe Zeit, das Abendbrot steht auf dem Tisch! Was hast du dich denn wieder hier verspätet?"

„Verspätet?" gab sie ihm mit ihrem weichen, etwas tiefen Waldvogelstimmchen zurück. „Ich hab mich zu Fleiß verspätet, damit du mich abholen kommen solltest. Du kommst doch immer um mich, wenn ich zulange ausbleibe; heute habe ich freilich schrecklich lange auf dich warten müssen."

Sie sprach sehr korrektes Deutsch — aber in ihrer Aussprache war etwas Eigentümliches, Fremdländisches, wie es auch ihrem ganzen Wesen anhaftete.

„Gut, daß ich das weiß," scherzte er, neben ihr stehen bleibend.

„Daß du was weißt?" fragte sie, ohne sich aus ihrer knieenden Stellung zu erheben, indem sie über ihre Schulter nach ihm emporsah.

„Auf was du es abgesehen hast mit deinem langen

Ausbleiben, mein Wildling," so nannte er sie mit Vorliebe.

„Und was willst du daraufhin tun?" fragte sie ihn trotzig.

„Ich werde dir's abgewöhnen, dich so lange draußen herumzutreiben," sagte er; „ich werde es darauf ankommen lassen, daß du von selber den Weg zurücknimmst nach Hause."

„So . . ." Sie lachte ganz weich und leise, als ob sie sich fürchte, den Frieden der Stätte zu stören. „Wir wollen doch sehen, wer mehr Geduld hat, du oder ich! Und wenn ich bis in die Nacht hinein warten sollte — ehe du mich rufst, komm ich nicht."

„Kleine Närrin!"

„Ist es närrisch, dich lieb zu haben, dann bin ich wirklich sehr närrisch, Papa!"

Er lächelte gerührt. Obzwar er ihre Unpünktlichkeit so energisch gerügt, schien es ihm jetzt gar nicht darum zu tun, sofort mit ihr umzukehren.

„Was hast du denn hier alles ausgerichtet?"

„Ich habe Reseden gesät und Stiefmütterchen unter die Lilien neben das Kreuz und rings um den Stein herum! Sag doch, Papa, warum liegen die schweren Steine auf den Gräbern — ist's, weil man sich fürchtet, die Toten könnten wieder heraus wollen aus der Erde?"

„Beschwöre doch keine so schauerlichen Bilder herauf," sagte er und schüttelte sich.

„Ich dachte nur so," fuhr sie fort. „Sie sind beide tot, Tante Rosalie und Onkel Paul, und sie hatten sich lieber als alles andre auf der Welt — da werden sie kaum Lust haben ins Leben zurück! Wieviel Zeit verging zwischen Onkel und Tantes Tod?".

„Sechs Monate — aber wie kommst du dazu, nach all dem zu fragen?“

„Nur . . . weil mir zum erstenmal auffiel, wie schön der Spruch ist, der auf dem Kreuze steht,“ sie deutete mit der Hand nach dem Kreuz zu Häupten des einen der Gräber und las mit etwas erhobener kindlich feierlicher Stimme:

„‚Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst — ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein!‘

„Siehst du, Papa, wenn du mir vorstürbest und du riefest mich bei meinem Namen, ich weiß, ich weiß, ich würde dich hören über die Kluft hinüber, die uns arme Menschen von der Ewigkeit trennt — und ich käme zu dir!“

„Mein Wildling! Mein Liebling!“ murmelte er; „aber wir wollen's uns noch ein Weilchen überlegen mit dem Sterben, nicht wahr — alle beide — und jetzt komm.“ Er streckte ihr beide Hände entgegen, um sie emporzuziehen. Leicht wie eine Gemse sprang sie auf und verließ mit ihm den Kirchhof.

„Kommt ihr endlich!“ rief ihnen Nina entgegen, während sie sich um den Tisch setzten. „Hast du ihr vielleicht schon unsre Neuigkeit erzählt?“

„Welche Neuigkeit?“ fragte er, indem er Litzi eine Portion sauren Rahm vorlegte. Litzi teilte alle Liebhabereien des Papa — selbst sauren Rahm mit Brotkrümeln — schon, weil es seine Liebhabereien waren, das war ausgemacht. Beide vertieften sich mit großem Appetit in das Auslöffeln dieses auserlesenen Gerichts, während Nina ihnen schaudernd zusah.

„Ach ja, richtig,“ sagte er, „wir sollen alle drei nach Österreich reisen.“

„Tante Rosi hat uns eingeladen, wir sollen sie besuchen in ihrem schönen Schloß in Steiermark," sagte die arme Nina, der das sehr wichtig war.

„Nach Steiermark?" rief Litzi, die alle ihre Verwandten nach den Bildern kannte. „Das ist ja schön, da gibt es hohe Berge und Wasserfälle. Und wann reisen wir?"

„Sobald wir uns ein wenig an den Gedanken gewöhnt haben, uns zu rühren," bemerkte Klaus humoristisch; „von einem Tag zum andern geht das nicht."

„Wenn der Papa lieb ist, so reisen wir im Juli," sagte Nina. „Du mußt ihn bitten."

„Papa!" Litzi sah ihn zärtlich an und legte die Händchen zusammen.

Er lachte. „Wir wollen's uns noch überlegen," sagte er. „Indessen, damit wir uns nach und nach ans Reisen gewöhnen, wollen wir dieser Tage einen Ausflug nach Hamburg machen. Was sagst du dazu, Mädy?"

„O, Papa!" rief Litzi freudestrahlend.

„Ich denke," dabei wendete er sich an Nina, „du wirst ohnehin einige Besorgungen nötig haben, um euch beide zur Reise auszustatten. Die Österreicherinnen sind ja bekannt für ihre geschmackvolle Art sich zu kleiden, da sollen meine beiden Damen nicht zurückstehen. Wir wollen sehen, ob wir nicht unsern herzigen Wildling in eine schöne Gartenrose umgestalten können. Freilich, ob sie mir dann besser gefallen wird, das weiß ich nicht," setzte er fast wehmütig hinzu, griff der Kleinen liebkosend in den Nacken und faßte sie leicht an ihrem dicken Zopf.

Das Abendrot war vorüber. Meta hatte den Tisch abgeräumt und Zigaretten und Streichhölzer vor Klaus hingestellt; er vergaß zu rauchen und spielte noch immer mit Litzis Zopf.

„Papa!“ sagte sie leise, einschmeichelnd, indem sie ihren Sessel näher an ihn heranschob, „nicht wahr, wenn gerade ein hübsches Stück gegeben würde in Hamburg — dann führst du uns ins Theater?“

„Gewiß, mein Kleines! Werden die Leute schauen, wenn ich mich mit einer so hübschen Tochter im Theater zeige!“ rief er.

Nina räusperte sich. „Klaus!“ murmelte sie mahnend.

Er lachte. „Die Mama findet, ich verwöhne dich zu sehr, Litzi,“ sagte er. „Gönn mir die Freude, Nina, wie lang werd ich sie denn noch verwöhnen können — morgen oder übermorgen übernimmt das ein andrer.“

„Wer? Welcher andre?“ fragte Litzi erstaunt.

„Dein Bräutigam,“ sagte er, und etwas Schneidendes durchklang seine Stimme. Er hätte nicht zu sagen gewußt, was ihn reizte, das Gespräch auf diesen Punkt zu lenken.

„Mein Bräutigam?“ wiederholte Litzi mit sehr runden Augen.

„Ja, dein Bräutigam!“ wiederholte er neckend. „Wir reisen ja nach Österreich, um — nein, nicht gerade um ihn zu suchen — aber — um ihn zu finden.“

Nina sah ihn beunruhigt an. Derlei ödes Gespöttel lag seinem ernsten, warmherzigen Wesen sonst fern. ‚Der Gedanke an die Reise verstimmt ihn offenbar,‘ sagte sie sich.

Indessen stützte Litzi trotzig den Kopf in die Hand. „Gut, daß du mir das verraten hast, da reise ich nicht mit nach Österreich!“ stieß sie hervor. „Einen Österreicher heirate ich doch nicht — nein, auf keinen Fall!“

„Und warum nicht?“ fragte Nina, die sich in ihrer patriotischen Empfindlichkeit getroffen fühlte.

„Warum? Weil der Papa — weil ihr beide doch nicht nach Österreich übersiedeln würdet, und ich . . . wenn ich einmal heirate, so . . . so nahe bei euch bleiben will als möglich — das habe ich längst überlegt."

„Also du hast bereits wirklich und tatsächlich über das Heiraten nachgedacht?" rief Klaus. „Das hätte ich dir gar nicht zugemutet. Sieh mal, sieh — was alles in den Kindern steckt."

Seine Stimme klang kälter als sonst. Sie empfand den Ton derselben als eine Rüge.

„Nachgedacht . . ." wiederholte sie verlegen, „nachgedacht — Papa . . . ich meinte nur . . . manchmal, wenn du mir ein besonders schönes Gedicht vorlasest oder eine Geschichte, in der sich zwei Menschen sehr lieb haben — da sagte ich mir, es . . . es müsse schön sein . . . und ich fragte mich, — ob mich jemand überhaupt — so lieb haben könnte — aber das war ja nur so — wie man sich's Paradies vorstellt — im weiten — weiten Feld!"

„Aber das Paradies war's doch!" murmelte er.

„Sieh mich nicht so finster an, Papa," bat sie ängstlich, zärtlich und legte den Arm um seinen Hals. „Wenn ich nicht einen finde, der dir sehr — sehr ähnlich sieht, so nehme ich ihn doch nicht. Überhaupt . . ." jetzt standen ihr die großen Tränen in den Augen, „ich kann mir kein Leben vorstellen, in dem du nicht die Hauptperson bleibst für mich. Nein — nein! Ich heirate nie!"

Sie war jetzt niedergekniet neben ihm, sie umschlang ihn mit beiden Armen und drückte ihr Köpfchen an seine Brust.

Er hob sie auf seinen Schoß und flüsterte ihr kleine plattdeutsche Kosenamen zu. Er geriet immer ins Plattdeutsch hinein, wenn ihm etwas sehr nahe ging, und

Nina lächelte gerührt und freute ſich daran, daß die zwei Menſchen, die ihrem Herzen am nächſten ſtanden, einander gegenſeitig ſo lieb hatten, und dachte nach, ob Litzi ein anſtändiges Kleid habe für Hamburg.

* * *

Eine volle Woche verſtrich, ehe das von Klaus aufgeworfene Hamburger Ausflugsprojekt zur Ausführung kam. Nina verbrachte dieſelbe hauptſächlich mit Toilettenſorgen für Litzi — damit, ſich zu fragen, ob ſie nicht ſchrecklich hinter den jetzigen Anſprüchen zurückgeblieben ſei, trotz gewiſſenhaften Abonnierens der „Modenwelt“; an die Ausſchmückung ihrer eignen Perſon dachte ſie längſt nicht mehr — ſie, die ehemals ſo eitle Nina Jewitſch. Seit dem großen Unglück, das ihren Stolz gedemütigt und ihre Exiſtenz gebrochen, hatte ſie für ihre eigne Perſon ſehr wenig Intereſſe mehr gehabt. Aber das Kind! Nina wurde ganz aufgeregt und verdrießlich bei dem Gedanken, die Kleine könne irgendetwas Sonderbares, Auffälliges an ſich haben, etwas, über das man ſpötteln könnte bei ihrem Eintreffen in Hamburg.

„Ich wär deſperat,“ äußerte ſie ſich ſchließlich in ihrer öſterreichiſchen Manier gegen Klaus, „wenn ich merken möcht, daß ſich die Leut nach ihr umſchauen!“

„Umſchauen werden ſich die ‚Leut‘ nach ihr ganz gewiß, Nina,“ gab er ihr lachend und ihren Accent ein wenig nachahmend, zur Antwort, „aber nicht wegen irgendeines unweſentlichen, kleinen Anachronismus in ihrer Toilette, ſondern weil die guten Hamburger ſelten etwas Hübſcheres geſehen haben werden als unſern Wildling. Das behalten wir übrigens, deiner Anſicht nach, glaube

ich, lieber für uns, denn da kommt sie. Mädy! was sagst du dazu?" rief er der Kleinen zu. „Die Mama will nicht mit dir nach Hamburg, weil sie findet, du habest kein genügend schönes Kleid, sie hat Angst, die Leute könnten sich nach dir umsehen wie nach einer Vogelscheuche." Und da Litzi ein wenig betroffen zu ihm emporblickte, nahm er ihr schmales Gesichtchen gutmütig zwischen den Daumen und Zeigefinger seiner großen Hand, „knutschte" es ein wenig ab, und sich schließlich nach Nina umwendend, meinte er: „Ich weiß wirklich nicht, was du hast — die Kleine kann ja gar nicht netter aussehen!"

Und Nina mußte sich selber fragen, ob irgendetwas das Kind herziger schmücken könne, als ihr glatt um die schlanken Glieder herabfließendes, dunkelblaues Perkalkleidchen, ihre um die Taille einfach mit einem gelben Ledergürtel zusammengehaltene Bluse und ihr breiter weißer Matrosenkragen, mit geklöppelten Holsteiner Bauernspitzen besetzt.

„Mir gefällt sie so eigentlich auch," gestand sie Klaus nach eingehender Musterung ihrer kleinen Person zu, „ich habe nur Angst, daß du allerhand an uns herumzukritteln finden wirst, sobald du uns zwischen den modernen Hamburgerinnen siehst — die sollen ja immer so furchtbar aufgedonnert sein, neben denen werden wir dir gar nicht gefallen."

„Meinst du, Mama?" rief Litzi übermütig. „Ich habe keine Angst — wenn wir schließlich gar zu sehr hinter den aufgedonnerten Hamburgerinnen zurückstehen sollen, so täten wir Papa höchstens leid, und dann wäre er noch zweimal so lieb mit uns als sonst!" Sie sprang an ihm hinauf und gab ihm einen Kuß.

„Die kleine Katze kennt mich besser als du," lachte Klaus.

„Das wollen wir dahingestellt sein lassen," sagte Nina innig; „dieselben Gelegenheiten wie ich hat sie doch nicht gehabt, dich kennen und schätzen zu lernen!"

„Ich hab ihn erraten," rief Litzi lachend und triumphierend, und dann sprang sie davon, um einen wollenen Unterrock zu holen, den sie heute fertig gehäkelt und den sie einer alten Freundin bringen wollte — einer gewissen Mutter Erichsen, die an Rheumatismus und Halluzinationen litt. Sie war mit ganz Elmstadt befreundet, die kleine, herzige Litzi, und sprach plattdeutsch und friesisch mit schwindelnder Geläufigkeit — freilich immer mit dem gewissen Fremdartigen im Accent, das in dieser oder jener Form ihr ganzes Wesen durchschillerte.

„Kommst du mit, Papa?" fragte sie, als sie, ein mächtiges Paket im Arm, einen großen Strohhut auf dem Kopf, in den Garten zurückkehrte, in dem das kleine Gespräch stattgefunden hatte.

„Wohin?" fragte Klaus, der, in einem Klappstuhl liegend, die Zeitung las.

„Zu Mutter Erichsen!" rief Litzi.

„Nein, ich bitte, mich zu entschuldigen," bemerkte humoristisch Klaus; „Mutter Erichsen besteht darauf, mich für ihren Sohn Will zu halten, der vor zwanzig Jahren ertrunken ist und mich demgemäß, sobald sie mich erblickt, zu umarmen und zu würgen, als ob ich aus fernen Landen und großen Gefahren eben erst heimgekehrt wäre. Den Teufel auch! Ich habe große Sympathie für Mutter Erichsen, aber ihren Zärtlichkeiten setz ich mich nicht gerne aus, ganz abgesehen davon, daß es

einem Unglück bringen soll, für einen Ertrunkenen gehalten zu werden. Es deutet einem die Vorausbestimmung an zu einem feuchten Grab."

„Papa!" rief Litzi entsetzt und griff unwillkürlich nach seinem Arm.

„Mein Kleines, bist du töricht!" rief er ihr zu. „Du denkst doch nicht, daß ich auf den dummen Aberglauben was gebe? Hüpf nur hinüber zu Mutter Erichsen, sobald du wieder kommst, spielen wir eine Partie Schach zusammen. Ist dir das recht?"

Sie lachte ihn aus großen, zärtlichen Augen an, worauf sie mit ihrem Bündel verschwand. Im Davonhuschen sang sie. Klaus summte die Melodie nach, die sie vor sich hinträllerte.

„Süßer, kleiner Schelm!" murmelte er vor sich hin, dann zu Nina, die, mit einer Handarbeit beschäftigt, ihm gegenübersaß: „Den Mann werd ich mir dreimal ansehen, der sie uns nimmt."

„Was ist Neues in der Zeitung?" fragte Nina, von ihrer Arbeit aufblickend.

„Nichts sehr Schönes," meinte Klaus. „Die Pariser müssen natürlich die russische Mode mitmachen und haben die Cholera bei sich; in Rußland wütet sie überall. Wenn sie uns nur nicht auch heimsucht. Hamburg ist ein so bequemes Absteigquartier dafür."

„Warum sollte sie kommen?" meinte Nina beruhigend; „seit Jahren spukt sie in Europa herum, aber an Deutschland hat sie sich nicht herangetraut — in Hamburg war sie, denke ich, seit 1873 nicht."

„Ich bin nicht ganz sicher," murmelte Klaus; „einiges, was mir meine Matrosen erzählten, gab mir zu denken. In diesem Jahre scheint freilich noch alles ruhig zu sein."

„Fürchteſt du dich vor der Cholera?“

„Fürchten?“ er lächelte übermütig und ein wenig ſpottend. „Fürchten? Wie kann man einem Mann eine ſolche Frage ſtellen? Welcher würde dir wohl eine ſo entwürdigende Schwäche eingeſtehen. Fürchten . . . Anno ſechsundſechzig — damals lebten wir in Kiel — ſtarben mein Vater, ein alter Diener und ein Hausmädchen von uns im Laufe von vierundzwanzig Stunden. Das iſt immerhin eine drückende Erinnerung. Im übrigen,“ er ſtreckte ſich ein wenig und rieb ſich träge die Augen, „habe ich mich Anno dreiundſiebzig, wo wir die Cholera an Bord hatten, nicht im mindeſten vor unſern Kranken geſcheut. Ich hatte öfters die Inſpektion, und da war der Aufenthalt unter den Kranken nicht ſehr erquicklich. Aber ſchließlich ausſuchen kann man ſich's nicht immer im Leben.“

„Sind viele geſtorben bei euch?“ fragte Nina weiter.

„Von der Mannſchaft, zehn bis fünfzehn, genau weiß ich's nicht mehr,“ erwiderte Klaus; „krank waren ſie faſt alle, ſie goſſen ſo maſſenhaft viel Branntwein in ſich hinein, daß häufig der Katzenjammer von einem Choleraanfall nicht zu unterſcheiden war. Zum Staunen war das nicht. Die Kerls kannten ſich nicht vor Angſt — dieſelben braven Matroſen, die bei einem Seeſturm, als wir knapp am Unterſinken waren, nicht die Farbe gewechſelt hatten. Was uns anbelangt — ich meine, uns Offiziere und diejenigen, die es zu werden hofften, — ſo tranken wir Rotwein und hielten uns mäßig, weshalb wir faſt gänzlich verſchont blieben. Nur ein Kadett ſtarb — ein lieber guter Junge, mit großen Rehaugen wie Litzi. Den pflegte ich bis zum letzten Augenblick. Armer Junge . . . brr!“ Klaus ſchüttelte ſich. „Mag

man seinen Heldenmut rühmen, wie man will, aber eine gemütliche Krankheit ist es nicht."

„Bei uns in Österreich haben wir uns nie gefürchtet," meinte Nina.

„So; nun, dann seid ihr zu beneiden," sagte Klaus trocken. „Ich gestehe es offen, wenn die Seuche hier auftauchen sollte, hätte ich entsetzliche Angst um das Kind. An vernünftige, kräftige Menschen in unsern Jahren wagt sich das Gespenst nicht so leicht."

„Wir reisen ja nach Steiermark für den Sommer," sagte Nina.

„Ja, richtig, wir reisen nach Steiermark," wiederholte Klaus — dann seufzte er, legte die Zeitung nieder und sagte: „Wo nur das Kind bleibt? Ich will ihr ein Stückchen entgegen gehen."

* * *

„Und was machen wir heute?" fragte Klaus fröhlich, in Hamburg im Hotel am zweiten Tag ihres Aufenthaltes.

Der erste Tag war angenehm und ereignislos verlaufen.

Anfänglich hatte das Gleißende, Aufdringliche, hohl Hinlärmende der Großstadt peinlich auf Litzis Nerven gewirkt, so daß sie, als sie von ein paar Kommissionen, die sie mit Nina besorgt hatte, in das Hotel zurückkehrte, in Tränen ausgebrochen war. Aber Klausens liebkosende Neckerei hatte sie bald beruhigt, und über eine Flasche Sekt, die er bei Tisch servieren ließ, um das kleine Mittagsmahl ein wenig zu beleben, wurde sie ganz aufgeräumt, benahm sich aber so artig, ein wenig schüchtern,

und ganz allerliebst, daß Klaus gar nicht müde werden konnte, sich an ihr zu freuen.

Abends hatte man noch eine Ausfahrt nach Blankenese gemacht und war zum Schluß ziemlich zeitlich zu Bett gegangen. Man war auch zeitlich aufgestanden — das war man von Elmstadt gewöhnt.

Infolgedessen hatte man den Speisesaal für sich allein. Klaus hatte eines der Fenster geöffnet. Litzi saß ein wenig vorgebeugt, ganz in den Anblick der glorreichen Schönheit des Alsterbassins versenkt.

Sie freute sich jetzt an allem, naiv staunend, neugierig beobachtend. Die innere Erregung belebte ihr Gesichtchen. Sie wurde mit jeder Minute hübscher.

„Ich habe alles besorgt, was wir brauchen, nur an dem Kleid, das ich für Litzi gekauft, waren ein paar Änderungen zu machen. Es saß nicht ganz. Um zwölf Uhr soll es hier eintreffen. Vor zwölf Uhr möchte ich die Kleine noch gerne photographieren lassen," sagte Nina.

„So, da möchte ich dabei sein," erklärte Klaus. „Ich will dann zusehen, daß sie so aufgenommen wird, wie sie mir und nicht so, wie sie dem Photographen gefällt."

„Soll ich sie mit der neuen Frisur aufnehmen lassen oder mit dem hängenden Zopf?" fragte Nina.

„Es kleidet sie beides, aber diese neue Stadtfrisur ganz besonders, sie sieht so ‚erwachsen' darin aus," scherzte Klaus. „Überhaupt erkenne ich meinen Wildling gar nicht mehr — im Handumdrehen wird eine große Dame aus ihr geworden sein."

„Aus wem?" fragte Litzi aus ihrer Bewunderung des Alsterbassins. Wie es da lag! So gelbgoldig, sonnendurchleuchtet, wie ein ungeheurer geschliffener

Topas, und dort links, das Waſſer umſäumend, dunkel gegen den hellen Himmel — die hohen Bäume.

„Aus wem?“

„Aus dir, Litzi.“

„Unſinn, Papa; aber bekommen wir noch nichts zu eſſen, ich bin ſo hungrig.“

„Ich verſpüre auch ſchon ein menſchliches Rühren,“ meinte Klaus, ſich zurückbeugend und nach der Tür umſehend. „Man ſcheint auf ſo frühes Aufſtehen nicht vorbereitet zu ſein. Ach endlich!“

Der erwartete Tee kam in Begleitung von Weißbrot, Butter und Schinken.

Nina ſchenkte für Klaus und Litzi Tee ein, nahm aber keinen, aß nur ein ſehr kleines Stückchen Weißbrot. Sie machte den Eindruck einer ganz alten Frau — unbeholfen, umſtändlich, mit abgeſtumpften Intereſſen und einer Art verdrießlicher Ungeduld allem gegenüber, was ihren Gewohnheiten zuwider lief. Die Hotelkoſt ſchmeckte ihr nicht, und der Gedanke, welches Sündengeld Klaus dafür ausgab, hörte nicht einen Augenblick auf, ſie unangenehm zu beſchäftigen. Sie hatte in ihrem ausgezeichneten Bett ſehr ſchlecht geſchlafen und ganz im Gegenſatz zu Litzi, fühlte ſie ſich matter, eingeſchüchterter, entmutigter, als den erſten Tag; die Symptome einer Migräne fingen an ſich bei ihr zu melden.

Als Klaus ſagte: „Was machen wir nachmittag?“ erwiderte ſie raſch: „Nachmittag könnten wir eigentlich nach Hauſe, meinſt du nicht?“

„Ich dachte, du wollteſt eine alte Freundin aufſuchen, von der du erfahren, daß ſie hier verheiratet ſei?“ bemerkte Klaus, der ſich wohl zu fühlen begann,

und dem es darum zu tun schien, Gründe zu finden, die Rückkehr nach Elmstadt hinauszuschieben.

„Die gute Jaworsky!“ sagte Nina. Ich habe erfahren, daß sie sich mit einem hier lebenden Arzt verheiratet hat. Aber zu was die alten Beziehungen aufwärmen, wir erkennen einander ja kaum mehr.“

„Wir könnten noch eine Fahrt in den Hafen machen,“ bemerkte kleinlaut Klaus. Da steckte Litzi ihre Hand einschmeichelnd in die seine und flüsterte:

„Papa, heute wird Lohengrin gegeben — ich habe es auf dem Flur am Anschlagszettel gelesen.“

„So, du Schelm — den möchtest du gern sehen?“ meinte Klaus.

„Für mein Leben gern,“ versicherte Litzi halblaut, mit possierlicher Begeisterung.

„Und du, mein Altes?“ fragte Klaus und legte seiner grauhaarigen Frau leise die Hand auf den Arm. Sie tat ihm heute sehr leid, und wenn sie ihm leid tat, wurde er immer zärtlich.

„Ach, mich laßt aus dem Spiel,“ entgegnete Nina in dem gereizten Ton einer müden Person, der man zumuten will, sich zu unterhalten. „Für mich ist das alles nichts mehr.“

„Ist dir nicht wohl, Nina?“ fragte Klaus teilnehmend.

„Ich fange an, Kopfschmerzen zu haben,“ erwiderte Nina; „jetzt ist es noch nicht arg, aber jedenfalls werde ich mich früh zu Bett legen müssen.“

„Arme Nina, wie schade!“ bedauerte Klaus; „dann ist es nichts mit dem Theater, Mädy, quälen wollen wir die Mutter nicht.“

„Ich will euch einen Vorschlag machen,“ meinte Nina, tief gerührt von der Herzlichkeit ihres Mannes.

„Laßt mich mit dem Halbvieruhrzug nach Elmstadt fahren und bleibt ihr beide hier.“

Klaus und Litzi sahen einander an.

„Sollen wir die Mama allein fahren lassen?“ fragte Klaus.

„Wird dir nicht zu bange sein in Elmstadt allein, ohne uns?“ fragte Litzi brav und opfermutig.

„Bist du nicht zu unwohl, um allein zu fahren?“ drang Klaus in sie. „Es könnte dich eine Ohnmacht befallen.“

„Aber mein Alter!“ rief Nina gutmütig, fast lachend, „nichts wird geschehen; zu Hause angelangt, werd ich mich ins Bett legen, und morgen früh werd ich wieder frisch sein und mich auf euch freuen.“

„Papa!“ bettelte Litzi leise.

„Nun, wenn du versprichst, das Programm einzuhalten, mein Altes, so wollen wir der Kleinen den Willen tun,“ meinte Klaus. „Sag übrigens, hat Litzi ein Kleid für die Oper? Man pflegt sich doch immer aufzuputzen in die Oper, nicht?“

„Was soll ich denn davon wissen,“ entgegnete ihm, die Achseln zuckend und etwas traurig, Nina. „Du redest, als ob ich das alles aus Erfahrung kennen müßte. Zu meiner Zeit erschienen allerdings die Damen in den Logen mit bloßen Schultern in der Oper in Paris — in den Plätzen, die mir zu Gebote standen, hüllte man sich bis an die Nasenspitze ein. Litzi hat das weiße Kreppkleid, das zu Mittag kommen soll, das ist jedenfalls hübsch genug, selbst für die besten Plätze, und ich weiß ja, daß du einer von denjenigen bist, die nicht begreifen, wie man eine Dame auf andre führen kann!“

Damit war die Sache abgetan.

* * *

Die Familie speiste um ein Uhr, alter guter Elmstadter Gewohnheit gemäß, worauf Klaus und Litzi Nina auf den Bahnhof hinaus geleiteten.

Sie nahmen zärtlichen Abschied von ihr, Klaus küßte ihr zu wiederholten Malen die Hand und stieg selbst in ihr Coupé, um das Handgepäck für sie zu ordnen. Litzi umarmte sie mit Rührung und Tränen — aber wie der Zug davon brauste, fühlten sie's beide, als ob man einen Druck von ihnen genommen hätte. Eine ausgelassene Fröhlichkeit hatte sich ihrer bemächtigt, sie hatten Mühe, ruhig zu gehen und nicht zu laufen. Dann wieder gingen sie plötzlich sehr langsam. Sie teilten einander ihre Beobachtungen gegenseitig mit über die Passanten, sie blickten einander in die Augen und lachten. Er war, wenn auch offenbar ausgezeichnet gelaunt, doch wortfaul und bekundete in allen seinen Bewegungen eine gewisse vollblütige Trägheit — in Litzi hingegen fieberte es, ihre Zunge stand nicht still, sie wurde nicht müde, ihm allerhand vorzuerzählen. Er neigte sich zu ihr nieder, freute sich an ihrer Schönheit, an ihrem originellen Wesen, lächelte — er achtete nicht immer auf das, was sie sagte, aber die Musik ihrer weichen Stimme tat ihm wohl. Er hatte sie gefragt, wo sie hingehen wolle. Das wußte sie nicht, nur gehen wollte sie überhaupt, die hübschen Läden sehen. Manches Mal blieb er vor einer Auslage mit ihr stehen und forderte sie auf, einen Wunsch zu äußern. Sie hatte sehr kleine, rührend anspruchslose Wünsche, in denen sich aber fast nie eine Geschmacklosigkeit verriet. Schließlich führte er sie zu einem Juwelier, dort kaufte er ihr ein Armband, eine dicke goldene Kette mit einem Anhängsel in Form eines Herzens, das sich öffnen ließ.

Sie war selig.

„In das Herz will ich Haare hinein tun von dir und . . . Mama," murmelte sie.

Dann wanderten sie weiter, nur um zu gehen, von den vornehmen Straßen hinweg in die malerischen, durch ganz Hamburg versprengten, älteren Stadtteile, in denen die Häuser Litzi an alte englische Stahlstiche aus der Hogarthschen Schule erinnerten.

Wie alle Holsteiner, hatten die Oldens stets vielfache Beziehungen zu England gehabt, und Klaus besaß eine große Anzahl interessanter, illustrierter erster Auflagen aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Litzi war ganz entzückt von diesen Häusern, in denen ein Stockwerk vor dem andern vorsprang und ein Fenster neben dem andern stand — knapp nebeneinander — nichts als Fenster bis in die äußerste Spitze der breiten hohen Giebel hinauf — und in den Fenstern, vor altväterisch dichten weißen Gardinen aus glatter, mit schmalen Spitzen besetzter Leinwand, bunte Blumentöpfe, und dazwischen ein in einer fremden Sprache krächzender Papagei, dessen Anblick Litzi plötzlich nach Elmstadt zurück versetzte.

Hier und da ragte, ganz wie auf den englischen Illustrationen, ein eiserner Arm in die Straße hinein, an dem sich ein schwarzer Stiefel oder ein messingenes Barbierbecken schwang, um die Werkstatt eines Schusters oder eines Baders zu bezeichnen.

Für ihr Leben gern hätte Litzi einen Blick hinter diese altväterischen, dichten Vorhänge getan. Sie dachte sich die Bewohnerinnen in Kleidern aus buntgeblumtem Kattun mit über der Brust gekreuzten weißen Batisttüchern und hohen, um Stirn und Nacken mit Falbeln

garnierten Hauben — die Männer in Kniehosen und mit bis in den halben Schenkel herabreichendem Wams. —

Leider stimmte dasjenige, was sie von der Bevölkerung auf der Straße sah, gar nicht mit diesen poetischen Vorstellungen überein. Die Frauen, die wenigen, denen man begegnete, trugen den grellsten, geschmacklosesten, modernen Putz, und die Männer, schöne, große, hellblonde Menschen waren's, nur fast alle — mit etwas Schwerfälligem um Hüften und Knie —, die machten sich ja schließlich in ihren verfärbten Arbeitskitteln gut genug . . . aber . . . Litzi konnte sich nicht darüber täuschen — mehr als einer, dem sie begegneten, war betrunken, was Litzi hochgradig sensitiv und, zu jeder Art Ekel geneigt, einen peinlichen Eindruck machte.

Überhaupt merkte Klaus plötzlich, daß er die Topographie von Hamburg nicht mehr so genau inne hatte, wie er es gewähnt, und daß er sich in seinem Ausspähen nach malerischer Architektur in Gegenden verirrt, die er vielleicht gut getan hätte, zu meiden. Dies vergegenwärtigte ihm hauptsächlich der Umstand, daß auf einem sehr „hogarthisch" aussehenden Platz in der Hafengegend sich plötzlich eine ganze Rotte von Matrosen versammelte, die ihrer Bewunderung für Litzi in kräftigem Platt Ausdruck gab. Ein einziger Blick von ihm genügte zwar, sie in gehöriger Distanz zu erhalten — nichtsdestoweniger beeilte er sich, den Rückzug anzutreten. Litzi, die er am Arm führte, schmiegte sich ein klein wenig enger an ihn als früher.

„Weißt du, was ich für ein Gefühl hatte," murmelte sie, „während ich mit dir zwischen den sonderbaren

Burschen hinwanderte? Fast dasselbe, wie manches Mal in der Nacht im Walde. Ach, es tut so wohl, sich in deinem Schutz ein wenig zu fürchten."

* * *

„Bist du fertig, Litzi?" fragte Klaus, indem er an die Verbindungstür zwischen seinem und dem Zimmer des jungen Mädchens klopfte. „Wir müssen fahren."

Seit einer Stunde waren sie in dem Hotel zurück. Die anfänglich projektierte Fahrt in den Hafen hinaus hatten sie, dank ihrer Entdeckungsreise nach Hogarthscher Architektur, versäumt. Klaus hatte väterlich vorsorglich darauf bestanden, Litzi müsse zur rechten Zeit heimkehren, um sich vor dem Theater ausgiebig zu stärken und ein wenig auszuruhen. Sie entwickelte bei dem reich mit kaltem Fleisch garnierten Nachmittagstee, den er ihr servieren ließ, denselben kräftigen Appetit — den Appetit ihrer ungebrochenen Gesundheit und fröhlichen Unschuld, wie beim Mittagsmahl. Er aß nichts. Dabei hätte er nicht zu sagen gewußt, was ihm fehlte — er fieberte ein wenig. Den Grund erriet er nicht. Wenn's ihm jemand gesagt hätte, daß ihn die frechen Männerblicke aufgeregt, die sich während des kleinen Spaziergangs an Litzi geheftet, hätte er eine solche Vermutung als etwas geradezu zynisch Beleidigendes abgewehrt.

„Bist du fertig?" rief er noch einmal durch die Tür.

„Ja, Papa — komm nur herein, du kannst schon hereinkommen," rief sie ihm munter zu.

Er trat ein . . . nicht ohne eine gewisse zögernde Befangenheit. Woher kam die denn so plötzlich? Der Atem stockte ihm fast bei dem Anblick des jungen Mädchens.

So oft er sich an dem süßen Gesichtchen seines Wildlings gefreut — wie schön die Kleine war, hatte er doch nie gewußt bis jetzt!

Das einfache weiße Kreppkleid mit den malerischen, an die Tracht der dreißiger Jahre erinnernden Ärmeln, saß ihr vortrefflich. Ihr dunkles Köpfchen mit dem Goldschimmer um Schläfen und Nacken ragte mit geradezu bezauberndem Liebreiz aus der duftigen Hülle hervor.

Sie stand gerade im Begriff, die Armkette an ihrem Handgelenk zu befestigen, als er eintrat, und von dieser Beschäftigung aufsehend, fragte sie ihn:

„Bin ich dir so recht, Papa?"

„Allerliebst siehst du aus," murmelte er mit schwerer Zunge. Er hielt einen Strauß Rosen in der Hand, die er für sie bestellt hatte, um ihr eine kleine Freude zu machen — es fiel ihm schwer, ihn ihr anzubieten, es kam ihm mit einem Male alles zu schlecht für sie vor.

„Willst du die Blumen haben?" fragte er fast schüchtern.

„O, Papa!" rief sie, „wie lieb du bist!" Sie nahm seine Hand und küßte sie zwei-, dreimal und hielt sie schließlich an ihre glatte, weiche Wange.

„Meine Schwestern pflegten sich manches Mal eine Blume vorzustecken, wenn sie ins Theater gingen, oder sonst unter Menschen," murmelte Klaus. „Ich weiß nicht, ob es noch Mode ist, aber es sah hübsch aus."

Litzi nahm ein paar von den Rosen — es waren schöne, blaßgelbe Marschall Niel mit saftigen, dunkelgrünen Blättern, und befestigte sie hinter dem blaßblauen Gürtel ihres Kleides.

„So, das macht sich gut, Papa, nicht wahr? Ich ... seh ich wirklich nett aus?" rief sie fragend, etwas

beklommen und trat vor einen großen Stehspiegel, der ihr Zimmer schmückte.

„Ach, ich bitte dich, Papa, schieb die Gardine ein wenig zurück, damit ich mich besser sehen kann.“

Er tat ihr den Willen. Sie betrachtete sich nun in dem Spiegel mit fast feierlichem Wohlgefallen.

„Ich weiß nicht, Papa . . . kommt's mir nur so vor . . . oder bin ich wirklich hübsch?“ fragte sie.

„Mir gefällst du jedenfalls ausnehmend,“ gab er ihr zur Antwort.

Sie sprang an ihm empor, schmiegte sich an ihn und küßte ihn.

„Das will noch nicht viel sagen,“ meinte sie. „Die eignen Kinder gefallen einem immer — und doch . . . wenn ich dir gefalle, gilt's mir mehr, als alle andre Bewunderung auf der Welt.“

„Du hast noch keine andre gekostet,“ murmelte er.

„Das ist freilich wahr,“ lachte sie. „Aber wir wollen's ruhig darauf ankommen lassen.“ Wieder küßte sie seine Hand. Ihre innere Erregung gab sich heute beständig in derartigen kleinen Ausbrüchen von Zärtlichkeit kund, die sonst gar nicht in ihrem Wesen lagen. Trotz ihrer schwärmerischen Liebe für Klaus hatte sie sich, wenn nicht irgend eine momentane Rührung ihr Gefühl auf die Spitze trieb, was den Austausch von Zärtlichkeiten anlangte, bis jetzt mit einem herzlichen „Guten Morgen=“ und „Gute Nachtkuß“ begnügt. Ein Mißbehagen, eine Beklemmung, über deren Ursprung er sich nicht klar wurde, umfing Klaus plötzlich. Er entzog ihr seine Hand.

„Nun ist's wirklich Zeit,“ mahnte er.

Sie gingen.

Seltsam! Litzi, die ihr erster Zusammenprall mit der lärmenden, nüchternen Wirklichkeit so peinlich verstimmt — fand sich merklich schnell zurecht in dem Märchenleben des Theaters.

Den Text hatte ihr Klaus am Nachmittage erzählt, während sie sich mit Tee und Schinken für den Genuß des Abends stärkte. Die Musik kannte sie zum größten Teil aus dem Klavierauszug. Freilich trat die Schönheit derselben ganz anders hervor, da sie von den stark vibrierenden Instrumenten des Orchesters belebt wurde. Diese Musik versetzte sie in eine Art Rausch, in eine Begeisterung, die sie gänzlich aus der Wirklichkeit heraushob in den Mittelpunkt der Legende hinein, die sich vor ihr entrollte.

Klaus hatte noch nie jemand so zuhören sehen wie Litzi, mit diesem fast tragischen Anteilnehmen an der Situation!

Für sie war es eine wirkliche Begebenheit, der sie beiwohnte. Bei dem Schwanenchor fing sie an zu zittern, und als der Schwanenritter auf der Bühne erschien, fuhr sie mit einem kleinen Ausruf zusammen.

Der Lohengrin wurde von einem Ausländer gegeben, den man um eine fast lächerlich hohe Summe für diesen Abend gedungen. Ein großer, denkender Künstler war's aus der Bayreuther Schule und unter Bayreuther Einfluß stehend, was seine Auffassung der Rolle in jeder fein hervorgehobenen Einzelheit verriet. Es war nicht der schwerfällige, väterliche, langweilige Lohengrin, den wir alle kennen — der Lohengrin, der nicht einen Augenblick der von ihm eingegangenen Mesalliance vergißt und das seiner irdischen Laufbahn gesetzte baldige Ende mit praktischer Menschenkenntnis vorausseh end, der

kleinen sentimentalen Episode in seiner erhabenen Gralsritterexistenz eine recht phlegmatische Gleichgültigkeit entgegenbringt — nein, eine Art Erzengel war's, der, nachdem er einmal seine ihn von der Menschheit Freud und Leid scheidende Verklärung abgestreift, sich dann dem „süßen Schmerz" irdischer Existenz mit Leib und Seele hingab.

Die äußere Erscheinung des Künstlers entsprach offenbar seinem eignen ästhetischen Ideal nicht. Sein Körper war schwerfällig und das bartlose Gesicht zwischen den langen blonden Erzengellocken rund und ausdruckslos. Trotzdem sah man, wo er hinauswollte, und rechnete ihm hoch an, daß er sich ein so hohes, edles Ziel gesteckt. Sein wahrhaft großartiger Gesang, sowie der Zauber der Musik, trugen die Zuhörer binnen kurzem gänzlich über die Mängel seiner Erscheinung hinweg. Zum mindesten erging es Litzi so. Das Köpfchen leicht über die Logenbrüstung vorgeneigt, hingen ihre großen Augen gläubig an seinen Lippen. Sie wurde abwechselnd blaß und rot.

Als er das erstemal mit strengem, fast grausamem Ernst Elsa sein sprichwörtlich gewordenes: „Nie sollst du mich befragen," zurief, als er es ihr ein zweites Mal, bereits von menschlichem Verlangen angewandelt, klagend zärtlich, um ihre Antwort besorgt, wiederholte, atmete sie schwer — und als er dann Elsa mit einem Jubelruf echten, seligen Menschenglücks an die Brust zog, stürzten ihr die Tränen über die Wangen.

„Nimm dich zusammen, ich möchte wissen, warum du weinst," wies sie Klaus mit scharfer Stimme zurecht. Sie sah etwas betroffen zu ihm auf, dann mitten durch die Tränen hindurch lachte sie. „Verzeih, Papa!" flüsterte

sie wieder ganz munter und kindlich. „Glücklicherweise bin ich nicht die einzige, die weint.“ Sie blickte sich im Kreise nach den andern ersten Ranglogen um, in denen sich einige reifere Wagnerenthusiastinnen ganz energisch die Augen wischten und schneuzten.

Klaus sah ein, daß er sie zu heftig angefahren — er hatte nicht mehr an sich halten können. Von dem Auftreten Lohengrins bis zum Schluß des ersten Aktes hatte er Folterqualen ausgestanden. Die Begeisterung, mit der Litzis Augen an dem Sänger hingen, war ihm als etwas geradezu Anstößiges erschienen. Er hätte sie schlagen mögen dafür. Für ihn war dieser Lohengrin doch nur ein geschminkter Komödiant, die unbeholfene, fast groteske Verkörperung der sagenhaften Heldengestalt.

Die Exaltation der andern reifen Damen, auf die ihn Litzi aufmerksam machte, trug, anstatt seinen Verdruß zu dämpfen, noch alles dazu bei, ihn zu erhöhen. „Ja, du bist offenbar nicht die einzige, der er's angetan hat,“ stieß er mißmutig hervor.

„Nun, angetan hat er mir's gerade nicht,“ meinte Litzi sehr einfach und ohne sich im mindesten über diese Zumutung aufzuregen. „Ich fand seinen Gesang nur sehr schön — verstehen tu ich freilich nichts davon, es ist der erste Tenor, den ich höre — vielleicht kräht er für dich nicht besser als ein Hahn. Schade, daß er so häßlich ist.“

Jedes Wort, das sie sprach, nahm ihm etwas von der Last, die sich auf seinem Herzen gesammelt; es kam ihm jetzt nicht nur höchst widerwärtig, sondern geradezu absurd vor, daß er sich über ihre Begeisterung aufgeregt hatte; er sagte sich, wie unfähig ein Mann ist, der Reinheit eines noch gänzlich unberührten Mädchenherzens nachzufühlen und stellte unwillkürlich Betrachtungen darüber

an, wie es kommt, daß Männer, die in der Beurteilung reiferer Frauen mit ihrem Idealismus so oft weit über das Ziel schießen, in ihrer Beurteilung von Mädchen fast immer unter der Wirklichkeit zurückbleiben. Und er seufzte darüber, daß das Schönste im weiblichen Herzen so kurz währt, ja, daß es eigentlich nur aufblüht, um gebrochen zu werden. Zugleich wurde er sich dessen unangenehm bewußt, auf was sein Verdruß zurückzuführen war. Er hatte es dem „dicken, geschminkten Hanswurst“ nicht gegönnt, daß gerade er ihrem Herzen das erste, intensive Gefühl entlockt, daß erst dieser Fremde es ihm, Klaus Olden, hatte beweisen müssen, wie tief das junge Herz war, und bis zu welchem unheimlichen Grad von Leidenschaft es sich unter Umständen würde erwärmen können!

Sie war um ein Jahr älter geworden in der letzten Stunde — ihr Gesichtsausdruck war ein ganz andrer.

Klaus merkte, daß ihre Schönheit hier in dem glänzend besuchten Hause dasselbe Aufsehen erregte, wie zwischen den Matrosen draußen am Hafen. Ein Opernglas nach dem andern zielte nach der Loge hin, in der er allein saß mit Litzi. Die Menschen zupften und stießen einander gegenseitig, um einander auf die Fremde aufmerksam zu machen.

Litzi achtete auf das alles nicht, sie sog bedächtig den säuerlichen Duft der gelben Rosen ein, die sie in der Hand hielt, dann dieselben auf die Logenbrüstung niederlegend, meinte sie:

„Eigentlich sollte er aussehen wie du, Papa.“

„Wer, Litzi?“

„Dieser Lohengrin . . . dann wäre er vollkommen.“

* * *

„Bist du nicht hungrig, Litzi, oder durstig, soll ich dich zum Büfett führen?“ fragte Klaus im zweiten Zwischenakt. Da, ehe Litzi geantwortet, öffnete sich die Tür, und herein trat ein vertrocknet aussehender gelber Mann mit spärlichem, grauschwarzem Haar und einer eigentümlich humoristischen Schlauheit um die kleinen, von scharfen Fältchen umkritzelten Augen.

Sein Anblick rief irgend eine unangenehme Erinnerung in Klaus wach, ohne daß er anfänglich festzustellen imstande gewesen wäre, welche! Da streckte der Fremde die Hand nach ihm aus und sagte dänisch:

„Erkennst du mich nicht, Klaus Olden?“

Das ganze Theater wirbelte wie irrsinnig um Klaus herum, das Parkett stieg zu den Logen hinauf, die Galerie sank hinunter ins Parkett — der Schweiß stand ihm auf der Stirn, während er murmelte:

„Jens — Jens Larsen!“

„Derselbige,“ erwiderte dieser — dann mit einem Seitenblick auf Litzi, setzte er humoristisch hinzu: „Stör ich sehr?“

„Wie solltest du mich stören — ich freue mich, dich endlich einmal wiederzusehen.“

„Na, das ist so nebenbei,“ lachte der Däne; „das kennen wir — der beste Freund stört auf der Hochzeitsreise — und daß du dich auf der Hochzeitsreise befindest, das, mein Lieber, hat dir das ganze Theater angesehen.“

Das Blut stieg Olden bis in die Haarwurzeln hinauf. „Das ganze Theater irrt sich,“ brachte er mühsam und heiser heraus, und dann plötzlich deutsch sprechend, setzte er hinzu: „Gestatte, daß ich dich meiner Tochter vorstelle — Herr Jens Larsen, ein Jugendfreund von mir — meine Tochter, Félice!“

Nun war's an Jens, zusammenzufahren. Er verbeugte sich vor Litzi und sagte: „Das war ein hübsches Quidproquo — ich habe Sie für die Gattin meines alten Freundes gehalten, gnädiges Fräulein."

Litzi, die indes, ein feindseliges Element in Jens ahnend, mit der Unvertrautheit eines scheuen, halbwilden Geschöpfes näher an Klaus herangerückt war und schutzflehend seine Hand erfaßt hatte, lachte unbefangen.

„Ich hatte verstanden," sagte sie, „ich kann dänisch, Papa hat mich's gelehrt. Zu komisch!" und sie lachte wieder.

Klaus hatte den Jugendfreund aufgefordert, sich niederzusetzen. Aber die Stimmung blieb gezwungen. Jens hatte nicht an Zartheit zugenommen — er konnte sich nicht entschließen, seinen kleinen Irrtum einfach auf sich beruhen zu lassen. Immer wieder kam er darauf zurück.

„Das ganze Theater blickt sich die Augen aus nach dem jungen Paar."

„Junges Paar . . . macht sich gut, was den männlichen Teil des Paares anbetrifft," sagte Olden grollend, ungeduldig.

„Nun, weißt du, mein Lieber — es läßt sich nicht leugnen, du siehst noch immer sehr gut aus, dürftest dir noch die Jüngste leisten, nimmt's so leicht keiner mit dir auf. Ha! ha! Hast noch immer denselben hochtragischen Gesichtsausdruck wie sonst. Weißt du noch, wie ich dich damals in St.-Valery aufgefordert hatte, mir zu meinem Erzengel zu stehen. Ganz herrlich hättest du dich ausgenommen. Und . . . und, die hübsche Witwe, oder was war es denn — zwei Damen mit einem Kind — die hatten's dir alle drei angetan — das Kind war hübsch. Was wohl aus dem kleinen Ding geworden ist?"

Klaus saß da wie mit Brennesseln gepeitscht, so elend, daß er sich gewünscht hätte, das Haus möchte einstürzen, um ihn und Litzi zu begraben.

Jens Larsen strich indessen den dünnen, spitzigen Schnurrbart und lachte. Es war herabgegangen mit ihm, seitdem ihn Klaus das letztemal gesprochen. Der Anblick des ehemaligen Freundes wäre diesem, ganz abgesehen von dem eigentlichen Grund seiner Verstimmung, peinlich gewesen. Larsens Gesundheit war offenbar nicht die beste. Er hatte allerhand rote Flecke im Gesicht. Seine Augen waren sehr glänzend — er hüstelte und roch aufdringlich nach heißem Rum. Offenbar hatte er soeben an dem Büfett ein Glas sehr steifen Grogs geleert.

Mit der plötzlichen Eingebung und Taktlosigkeit von nicht ganz nüchternen Menschen griff er sich an die Stirn und rief:

„Hör mal, Klaus — da hast du mir offenbar irgend einen kolossalen Bären aufgebunden. Das, von dem ich sprach, ist ja alles kaum sechzehn Jahre her, wie soll denn das gnädige Fräulein deine Tochter sein? Du meintest wohl, deine Stieftochter?"

Über die Mutmaßung, daß sie die Frau des Papa sein sollte, hatte Litzi nur gelacht, recht kindisch und herzlich. Das war ihr über alle Maßen komisch vorgekommen. Das Wort Stieftochter traf sie wie eine Beleidigung. Sie wiederholte es mit grollend empörtem Ausdruck.

„Stieftochter!" rief sie aus. „Welch ein Einfall!"

Und Klaus sagte mit dem bißchen Fassung, das er auftreiben konnte: „Ich kann dir nicht helfen, es ist meine wirkliche Tochter."

Jens rückte ein wenig vor, starrte Litzi voll an. Ein Licht schien in seiner Seele aufzudämmern.

Da bemerkte Klaus, mit einem Blick auf ein sehr auffällig gekleidetes Frauenzimmer, das einmal schön gewesen sein mochte und durch ein lebhaftes Mienenspiel die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken suchte:

„Wenn ich nicht irre, gelten die drübigen Aufmerksamkeiten dir. Laß die Dame nicht länger schmachten; 's ist, wenn ich nicht irre, dein Genre."

Deutlicher konnte man einem Menschen die Tür nicht weisen. Larsen folgte dem Wink um so eher, als die Anlockungen der Dame in der gegenüberliegenden Loge wirklich ihm galten und nicht ohne Reiz für ihn waren. Er hatte in ihr die Frau eines deutschen Künstlers erkannt, der er kürzlich in Paris die Honneurs gemacht. Sie war eine der gewissen hysterischen Wagnerschwärmerinnen par excellence, die nach der Vorstellung hinter die Kulissen laufen und Tenöre umarmen, für Nietzsche schwärmen, über alles und jedes in Ekstase geraten, sich für große Genies halten — nur weil es ihnen an gesundem Menschenverstand fehlt — und von jungen Maëstros angebissene Butterbrote in ihren Reliquienschreinen aufbewahren.

„Wer war denn der garstige Mensch?" fragte, als der Däne sich zurückgezogen, Litzi mit aufgeregt zitterndem Stimmchen.

„Ein Jugendfreund von mir, aus dem nichts Gutes geworden ist," murmelte Klaus.

„Was fiel ihm denn ein zu behaupten, ich könne nur deine Stieftochter sein!" ärgerte sich Litzi.

„Das war allerdings stark," sagte Klaus; „aber

wie du selber gemerkt haben wirst, war er nicht ganz nüchtern."

Kaum hatte Klaus, und zwar mühsam genug, diese Worte herausgebracht, als ihm's war, als ob ihn ein Nadelstich ins Gesicht träfe. Er blickte auf. Die Augen Jens Larsens waren's, die aus der Loge drüben zu ihm herüber spähten — mit kleinlicher, humoristischer Schlauheit. Dann setzte Jens das Opernglas an die Nase, die Dame neben ihm tat desgleichen — beide zielten damit nach den Oldens. Dann begannen die beiden lebhaft zu flüstern. Dem armen Klaus fing das Blut an in den Adern zu sieden bei den Gedanken, was die beiden wohl zusammenkombinieren mochten!

* * *

Die Vorstellung war vorüber. Durch das kleinmütig menschliche Mißtrauen Elsas aus den Reihen der Sterblichen verscheucht, hatte sich der verliebte Held von neuem zum Gralsritter verklären müssen.

Mit einem tiefen Seufzer hatte er das Geständnis eingeleitet, das ihn für ewig von dem schmerzdurchwürzten Glück der Menschen trennen mußte. Allen Theaterhabituétraditionen gemäß war natürlich die Hälfte des Publikums noch vor der Beichte Lohengrins hinausgelaufen — die Hälfte, welche blieb, war bis ins Mark erschüttert.

Daß Litzi die hellen Tränen über die Wangen heruntergelaufen waren, das versteht sich einfach von selbst. Aber selbst in Klaus Oldens Seele waren ganz eigentümliche Dinge vorgegangen. Er hatte sich schließlich gestehen müssen — daß die Leistung des „feisten Hans-

wurstes" eine ernste und großartige gewesen — bei der Beichte Lohengrins, der erklärenden Erzählung des Gralsritters, hatte er, Klaus Olden, sich eine Träne aus den Augen gewischt.

„Komm, Litzi!" rief er, kaum, daß der Vorhang gefallen war; während, was an Publikum noch in dem Theater verblieb, dem Künstler mit endlosen Beifallssalven huldigte, schlich er mit Litzi die Treppe herab. Eine tiefe Niedergeschlagenheit hatte sich seiner bemächtigt. Wortkarg saß er Litzi im Hotel während des Soupers gegenüber, und war froh, als er sich endlich zurückziehen und ruhig in seinem Bett ausstrecken durfte.

Empfindungen, die er längst erstorben gewähnt, zitterten wieder sehnsüchtig auf in seinem Herzen. Er war wieder jung geworden an diesem Abend — er kam zum Bewußtsein, daß er eigentlich nie aufgehört hatte, es zu sein. Daß die Zufriedenheit, mit der er die große Leere in seinem Innern übertüncht, nichts gewesen war als eine Lüge, zu der sein Gewissen geschwiegen. Es gibt — so seltsam es scheinen mag — Lügen, die unserm Gewissen bequem sind — Lügen, die uns die Pflichterfüllung erleichtern!

Eine große Unruhe meldete sich in ihm. Ein Frühlingsföhn war über die Eiskruste geglitten, die den Strom gefangen hielt — das Eis krachte und barst.

Wehe dem armen Strom, der, allzu lange gefangen gehalten, nicht Raum genug mehr findet in seinem engen Bett für seine hochanschwellende Kraft! Es treibt ihn hinaus über die Ufer — ihm ist's, als müsse er das Weltall umfangen — um dann schließlich in die alten Grenzen zurückzukehren — nur getrübt und mit dem Bewußtsein begangener Zerstörung . . .

Armer Strom!

Klaus war nie leichtſinnig geweſen — er war es vielleicht zu wenig geweſen. Die paar Hafenabenteuer, die vor ſeiner Begegnung Ninas die Summe ſeiner Erfahrungen ausgemacht, waren ziemlich oberflächlicher Natur. Dem Begeiſterungsdrang ſeines Herzens, dem Hang nach Romantik, nach ſtarkem, ſchwungvollem Empfinden war nie Rechnung getragen worden.

Er hatte ſich ſo feſt eingeredet, daß er damit längſt fertig ſei! Und jetzt . . . jetzt war er beinahe neunundbreißig Jahre alt — der Mann einer grauhaarigen Frau, gekettet an Händen und Füßen — und die alte Sehnſucht übermannte ihn wieder, heißer, drängender, als ſie ihn in den Jünglingsjahren beherrſcht.

Vergeblich ſagte er ſich, daß das alles Torheit — daß es krankhaft, oder wenigſtens knabenhaft unreif, unvernünftig ſei, was ihn quälte — daß uns das Glück nie ſo heiß und ſchön aus dem Leben entgegen pulſiert, wie aus einem Gedicht! Die große Unruhe legte ſich nicht. Immer wieder kam ihm die Frage: warum gerade er in ſeinem Leben die große Begeiſterung entbehrt habe, jenen Paroxismus ſchmerzdurchdrungener Erdenſeligkeit, der den Neid der Engel heraufbeſchwört! Warum hatte gerade er, der reicher war, als ein andrer, ſeinen Reichtum immer für ſich behalten müſſen! Es hatte Tage gegeben, wo er verſucht hatte, ihn ſeiner Frau vor die Füße zu ſtreuen. Ihn ſchauderte, wenn er ſich des gänzlichen Unverſtändniſſes erinnerte, das Nina ſeiner Überſchwenglichkeit entgegengebracht hatte.

Er gedachte des Ausſpruchs Jens Larſens in St.-Valery: „Es iſt gräßlich, ſo ein paar gebrochene Flügel durchs Leben zu ſchleppen, die man nicht los werden kann!“

Kaum war ihm der Gedanke an Jens Larsen gekommen, so mischte sich in sein Gefühl schwermütiger Unruhe ein dumpfes, drückendes Mißbehagen! Unsinn! Er ballte die Fäuste und grub sich die Zähne in die Lippen — er mußte eben fertig werden mit sich. Seufzend erhob er sich, um die Lichter neben seinem Bett zu verlöschen — da durchfuhr's ihn plötzlich vom Scheitel bis zur Sohle.

Im Zimmer daneben hörte er ein leises, weiches Singen. Es war Litzi, welche die Melodie des Duetts aus dem Brautgemach vor sich hinsummte:

„Atmest du nicht die süßen Düfte . . ."

Er horchte — horchte!

Da klopfte es leise an die Tür.

„Darf ich herein, Papa?" rief ein feines Stimmchen. „Liegst du schon im Bett?"

„Ja!"

Die Türe öffnete sich — Litzi trat ein. Sie trug einen sehr hübschen weißen Unterrock und ein weißes Frisierjäckchen oder Mäntelchen, das mit schmalen Kanten besetzt war. Ihr volles Haar hing ihr offen um die Schultern herab, und sie stand im Begriff, es mit einem breiten Schiltpattkamm zu strählen, was ihr des großen Reichtums des Haares halber schwer zu fallen schien.

Klaus hatte sie oft in diesem Aufzug gesehen mit demselben offenen Haar und denselben, aus den weiten Ärmeln ihres Frisiermäntelchens hervorschimmernden, runden, schlanken Armen.

Zum erstenmal machte es ihm einen Eindruck — zum erstenmal beunruhigte es ihn. Jens Larsen fiel ihm ein — das Wort „Stieftochter". Es wollte ihm als etwas Unzukömmliches, ja geradezu Unschickliches er-

ſcheinen, daß ſie ſich unter den Umſtänden bei ihm aufhielt. Er hatte nicht das Recht auf all dieſe ſüße, kindliche Vertraulichkeit, auf den lieblichen Anblick, den ſie ihm ſo gewährte in dieſem intimen Anzug mit dem herrlichen, offenen Haar.

Ihre grenzenloſe Zutraulichkeit, Ungeniertheit, war die Frucht einer ſeit ihrer Kindheit in ihr großgezogenen Täuſchung, einer Lüge! Was würde ſie ſagen, wenn ſie einmal ein Zufall über dieſe Täuſchung aufklärte?

Sie würde ſich halb tot ſchämen! Sein Atem kam ſchwer.

Indes trat ſie ruhig auf ihn zu. Sie ſetzte ſich auf den Rand ſeines Bettes und fuhr fort, ihr langes Haar zu ſtrählen. Ihm ſtieg das Blut zu Kopf — es droſſelte ihn an der Kehle! Ja, was ſollte denn das fremde Mädchen bei ihm mitten in der Nacht?

Und wieder zuckten die Augen des Dänen vor ihm auf mit ihrem kleinlich ſchlauen, mißtrauiſchen Blick!

„Brauchſt du etwas?“ fragte er heiſer.

„Nein, Papa,“ ſagte das ‚fremde Mädchen‘. „Aber ich merkte, daß du noch wach ſeiſt, da wollt ich noch ein wenig mit dir plaudern. Es war zu ſchön, und ich möchte nicht zu Bett gehen, ohne dir gedankt zu haben.“

„Aber für was denn, kleiner Schafskopf?“ murmelte er, indem er unwillkürlich in ſeinen üblichen Ton mit ihr verfiel.

„Dir gegenüber weiß ich freilich nicht, wofür ich dir zuerſt danken ſoll! Erſtens fürs Leben — und zweitens fürs Glück! Ich höre von ſo vielen Menſchen, die das Leben traurig finden — ich — habe noch nicht einen traurigen Tag — ja, nicht eine traurige Stunde gehabt. Und das — dank ich alles — alles dir!“

„Und der Mama," sagte er mühsam.

„Nun ja, freilich — freilich — aber das ist doch nicht dasselbe," meinte Litzi. „Die Mama ist ja gut und lieb mit mir, man kann ja gar nicht zärtlicher und geduldiger und besser sein. Aber sie ist doch schließlich nicht meine wirkliche Mama."

Klaus schrak zusammen.

„Wer hat dir denn das beigebracht?"

„Ach, ich weiß es schon lange, Mutter Erichsen hat mir's zuerst mitgeteilt. Ich habe nie mit Mama darüber gesprochen, um sie nicht zu kränken."

Klaus war sprachlos. — Litzi zerrte indessen noch immer an ihrem überreichen Haar.

Ihm wurde sehr unheimlich zumute.

„Sieh, daß du dich niederlegst, es ist schon spät," mahnte er sie.

„Ja, ja, Papa, sobald ich mit meinem Haar fertig bin, aber ich kann gar nicht zurechtkommen damit. Mama, die gute, liebe Mama, kämmt mich alle Tage, ich hab's noch nie selbst gemacht, drum bin ich so ungeschickt, es verwirrt sich immer mehr — aber es ist auch zu dick, schau, greif da hinein."

Sie schob ihm den ganzen Pack weichen, duftigen braunen Haares hin. Er griff hinein, langsam zog er die Hand wieder heraus.

Dann fuhr Litzi fort:

„Es plaudert sich so gut mit dir — mir ist heute so zumute wie noch nie. Es war zu schön heute im Theater, die Musik pocht mir noch im Herzen, im Kopf, überall. Aber so schrecklich traurig war's. Ach . . ." Ein geradezu großartiger Zorn sprühte aus den Augen des jungen Mädchens. „Wie konnte sie . . ."

„Wer?“ fragte er zerstreut.

„Elsa . . . ihn so quälen mit ihrem Mißtrauen! Siehst du, Papa, die ganze Welt glaubte an ihn, nur ein geächtetes, böses Weib wagte ihn zu verdächtigen, und auf das Wort dieses Weibes hin verlor Elsa ihr Vertrauen, verlor den Mut zu glauben. Papa, wenn die ganze Welt gegen dich wäre — die ganze Welt — und brächte alle menschenmöglichen — Beweise gegen dich vor — ich glaubte doch nur deinem Wort!“

Immer noch zerrte sie an ihrem Haar. „Und das sage ich dir, Papa, es gibt nichts auf der Welt — das anscheinend Ungeheuerlichste, was ich nicht täte, wenn du's von mir verlangtest. Wenn ich draußen stünde auf der Klippe, dort, wo sie am höchsten ist, und du riefest mich von unten, ich solle herunterspringen zu dir, ich überlegte mir's keinen Augenblick, ich wüßte, wie tief auch der Sprung wäre, du fingest mich doch in deinen Armen auf.“

Er hob den Blick zu ihr, ihre großen Augen strahlten aus ihrem vor Begeisterung blassen Gesicht heraus. Sein Atem kam immer langsamer, immer schwerer!

„Und zu denken, daß es ein Gefühl auf der Welt geben soll, das stärker ist als mein Gefühl zu dir . . .“ murmelte Litzi nachdenklich. „Ein Gefühl, das mich weglocken könnte von dir . . .“

„Aber daran glaubst du ja nicht, du behauptetest ja neulich, du könntest dir kein Leben denken ohne mich,“ sagte Klaus schneidend.

„Freilich, Papa . . . aber . . .“

„Nun, was aber?“

„Mich hat heute so eine Ahnung erfaßt, daß es Dinge geben muß auf der Welt, von denen ich mir bis

jetzt nichts träumen ließ. Verstehen freilich kann ich's noch nicht — wenn ich meinem Herzen glauben wollte, so würde ich viel eher begreifen, daß ich um deinetwillen die ganze Welt verließe, als daß ich dich verlassen könnte um eines andern willen. Dich verlassen — ohne dich leben — dich nicht alle Tage sehen, mich nicht mehr auf deinen Schritt freuen, wenn du heim kommst, nicht bei allem, was ich Hübsches sehe oder lese, denken — das muß ich dem Papa zeigen, das muß ich dem Papa erzählen . . . Nein, Papa, nein — du brauchst keine Angst zu haben, ich könnte an keinem andern so hängen wie an dir!" Die Tränen laufen ihr über die Wangen. Er atmet kaum mehr!

Glücklicherweise ist sie mit ihrem Zopf endlich fertig geworden.

„Und jetzt schlaf recht gut, Papa," sagt sie; „verzeih, daß ich dich so lange wach geplaudert hab." Sie kniet nieder neben seinem Bett, schiebt ihren Arm unter seinen Nacken, küßt ihn einfach und innig. „Gute Nacht, du Lieber, Gott behüte dich, und noch einmal vielen Dank."

Damit schwebt sie zum Zimmer hinaus. Die Tür hat sich hinter ihr geschlossen — er ist wieder allein.

Im Nebenzimmer hört er sie noch ein wenig herumwirtschaften, hört sie ihre Gebete murmeln — dann hört er ihren unschuldigen, gleichmäßigen Atem — sie ist eingeschlafen.

Er schlief nicht — er wußte es jetzt, daß er nie mehr ruhig schlafen würde in seinem ganzen Leben!

Der Blick Jens Larsens, dieser kleinlich schlaue, nüchterne Blick hatte auf ihn gewirkt wie das Licht, das man plötzlich einem sicher am Rande eines Abgrundes hinschreitenden Schlafwandler vor die Augen hält!

Der Schlafwandler war erwacht und hatte den Abgrund erblickt — ihn schwindelte — er wußte, daß ihm von nun an immer schwindeln würde!

Und was er am Boden des Abgrundes ahnte, war so entsetzlich, daß er nicht wagte, sich klar darüber zu werden — einen Blick hinunter zu tun!

* * *

Er war derselbe Mensch nicht mehr, als er nach Elmstadt zurückkehrte; doch war in den ersten Tagen die Veränderung, die sich mit ihm zugetragen, nicht sehr auffälliger Natur. Nur etwas unruhig war er, hielt sich weniger im Hause auf als früher. Unfreundlich zeigte er sich gegen seine Hausgenossen nicht — gegen Nina war er sogar zärtlicher, aufmerksamer als sonst. Nur mit Litzi war er anders, schlug, wenn er mit ihr sprach, einen herausfordernd spöttelnden Ton an, der ihm sonst fremd gewesen war, und kürzte die Zeit seines Beisammenseins mit ihr auf das möglichste ab. Dabei blieb er noch immer gut und rücksichtsvoll. Sie dachte sich, daß seine Verstimmung irgend einen auswärtigen, mit ihr keineswegs zusammenhängenden Grund habe, bedauerte ihn heimlich und wartete ab, bis sich seine unangenehme Aufregung gelegt haben würde.

Als es aber mit der Zeit, anstatt besser, immer schlimmer wurde, als er ihr auf ihre schüchtern vorgebrachte Bitte, sie bei einer Segelpartie oder einem Spaziergang mitzunehmen, immer schroffer abschlägige Antworten gab, da wurde sie sehr traurig.

Dazu kam noch, daß er schlecht aussah und sich sein peinlicher Gemütszustand trotz aller Selbstbeherrschung

die er sich auferlegte, von Tag zu Tag deutlicher verriet.

Jeden Tag kehrte er mit derselben mühsam hinaufgeschraubten Laune zum Mittagstisch heim — prahlte mit seinem kolossalen Hunger, und saß, nachdem er die ersten Löffel Suppe heruntergeschluckt, vor seinem gefüllten Teller, ohne die Speise weiter anzurühren, stumm, mit stierem Blick und zitternden Händen da.

Und wenn sie ihn so sah, da quoll Litzis weiches, junges Herz über vor Mitleid, sie wußte gar nicht mehr, daß er unangenehm gegen sie war, nur daß er litt, wußte sie noch. Es war rührend, was sie alles für kleine Aufmerksamkeiten erfand, um ihm eine Freude zu bereiten.

Während er fort war, schlich sie sich in sein Arbeitszimmer hinein, ordnete es und stellte seine Lieblingsblumen auf seinen Schreibtisch, sie erinnerte Nina an alle seine kleinen kulinarischen Liebhabereien — das sollte die Mama doch für ihn bereiten lassen — oder jenes — vielleicht würde ihm das doch schmecken — und abends, wenn sie ihn im Garten wußte, und ihm angemerkt hatte, daß das Reden ihm peinlich war, setzte sie sich in dem hübschen, auf den Garten hinausmündenden Wohnzimmer an den Bechstein, den er ihr zu ihrem fünfzehnten Geburtstag geschenkt, und spielte weich und leise die Stücke, die er am liebsten von ihr gehört, süße, einschmeichelnd schwermütige Wiegenmusik, das Andante aus der Pathétique und den letzten Satz der E moll Sonate op. 91 von Beethoven und das Nachtlied von Schumann.

Einmal merkte sie, daß er sich vor die Türe des Gartenzimmers gesetzt hatte und horchte. Ihr Herz klopfte vor Freude auf. Sie spielte weiter, immer leiser und

inniger. Sie spielte ungewöhnlich schön für ihre Jahre und in Anbetracht des Umstandes, daß sie ihren Geschmack an keinem großen künstlerischen Beispiel hatte bilden können. Nach einem Weilchen fühlte sie, daß er sich ihr genähert habe. Sie sah sich um. Er stand in der Türe des Zimmers. Durch die das Tageslicht nur leise dämpfende Dämmerung des langen Holsteiner Frühlingsabends lächelte sie ihm zärtlich zu.

„Spiel weiter," murmelte er, und seine Stimme klang heiser.

„Macht's dir ein klein wenig Vergnügen?" flüsterte sie leise.

„Ja," sagte er kurz.

Das war genug. Sie spielte weiter.

Nach einer Weile sah sie sich um — er hatte seinen Korbstuhl ganz nahe an die Türe geschoben und saß, den Ellbogen auf die übereinander geschlagenen Knie, den Kopf in die Hand gestützt, mit rundem Rücken in sorgenvoller Haltung da.

Sie trat hinaus, setzte sich leise neben ihn, ohne sich so nahe an ihn heranzuschmeicheln wie sonst. Sie hatte gemerkt, daß ihn ihre Zärtlichkeiten ärgerlich aufregten, und wollte ihm nicht zur Last fallen damit. Sie legte nur ganz bescheiden die Hand auf die Seitenlehnen seines Stuhls.

„Papa!" flüsterte sie leise.

„Was, Litzi?" fragte er nicht so schroff, wie es jetzt mitunter bei ihm vorkam, sondern nur gräßlich müde.

Unwillkürlich rückte sie ein wenig näher an ihn heran. „'s ist fürchterlich vermessen von mir, daß ich dich frage, Papa," murmelte sie; aber ich möchte wissen, was dich quält, ich möchte dir deinen Jammer tragen helfen."

„Mich quält ja nichts," entgegnete er, sich mühsam aufrichtend und zusammennehmend. „Du hast dir da Hirngespinste in den Kopf gesetzt."

„Hirngespinste . . . O, Papa!" Sie sah ihn aus ihren großen, von Tränen überquellenden Augen traurig und zärtlich an. „Das sagst du mir, Papa . . . Wenn ein Mann wie du, ein Mann mit deinem unerschöpflich guten Herzen einen Tag nach dem andern vorbeigehen läßt, und es nicht über sich gewinnt, den Menschen . . . den Menschen, deren Sonne er ist, die durch ihn allein Licht und Wärme beziehen, ein freundliches Wort zu sagen, dann weiß ich, daß er unglücklich sein muß, fast bis zum Wahnsinn!"

Unwillkürlich sah er zu ihr auf. War das ein Kind, das zu ihm sprach? War das der süße Schelm, der neckische Kamerad, mit dem er sonst bei schönen Mondscheinnächten die langen Spaziergänge über die silberig schimmernde graue Heide gemacht? Nein, von einem Kind hatte sie nichts als die bodenlose Reinheit und Unschuld! In allem andern war sie ein durch tiefe Gemütsbewegung plötzlich herangereiftes, hoheitliches, großherziges Weib!

„Ich weiß, du hast Angst, mich zu betrüben, du willst lieber alles allein aushalten, als einen Schatten werfen auf meine eigne Fröhlichkeit. Ja, mein Gott, kannst du's denn verhindern? Das herbste Leid trag ich lieber, als dich, dich so stumm und hoffnungslos abquälen zu sehen. Wenn ich dir dein ganzes Leid nicht abnehmen kann, so teilen wir wenigstens — die Hälfte ich — die Hälfte du — es trägt sich leichter zu zweien und nach und nach trösten wir uns gegenseitig beide. Papa, ich bitte dich, was fehlt dir?"

„Ja, wenn ich's dir sagen könnte, da wär mir geholfen!"

stieß er hervor, rauher als je. Ihre Zärtlichkeit, die Süßigkeit ihrer Stimme, die Schönheit ihres blassen, tränenüberströmten Gesichts brachten ihn außer aller Fassung.

„Und du kannst es nicht," murmelte sie.

„Nein, und frag mich nicht mehr danach, hörst du — nie, nie!" rief er heftig — dann mit etwas Schneidendem, Spottendem in der Stimme: „Denk an Elsa von Brabant!"

„Papa — um Gottes willen ... ist's denn etwas ... müßtest du von uns gehen, wenn du's mir gesagt hättest?"

„Das müßte ich ganz entschieden!" rief er und lachte häßlich.

Sie erschrak vor ihm — nur einen Augenblick erschrak sie, dann kam das Mitleid wieder zehnfach verstärkt.

Er hätte sich umbringen mögen für die törichten Worte, die ihm entschlüpft waren, wie einem Sterbenden ein Röcheln entschlüpft. Eine wahnsinnige Angst ergriff ihn, sie könne sein Geheimnis erraten. Erst nachträglich sah er ein, wie töricht unter den Umständen seine Angst war!

Er hatte sich aufgerichtet, er zitterte am ganzen Leib, in seinen Augen war der Blick eines müde gehetzten Tieres, das, von allen Seiten umstellt, keinen Ausweg sieht.

Einen Moment schwieg sie, dann sagte sie feierlich: „Ich frage nie mehr, Papa!" Dann warf sie sich schluchzend an seinen Hals, und ihn mit beiden Armen umschlingend, als wollte sie sich zwischen ihn und alles Leid der Welt stürzen, rief sie:

„Ach, du armer, Lieber ..."

Da kannte er sich nicht mehr ... ihm schwindelte ... nur eine Sekunde lang. Dann faßte er sie so heftig an, als ob ihm vor ihr graute und stieß sie von sich.

Sie taumelte zurück, griff sich an die Stirn, sah ihn an mit einem stieren, hilflosen Blick, in dem alles Licht gestorben war, dann mit schweren, langsamen Schritten schlich sie von ihm fort.

Er hatte sie von sich gestoßen, als ob ihm vor ihr graute ... Er ... sie ...

Ihm graute nur vor sich selbst!

* * *

Seit jenem Tage schleppte sich Litzi herum wie gestört. Sie beklagte sich über nichts, sprach sich nicht aus über das, was in ihr vorging.

Sie sprach überhaupt nicht mehr und aß noch weniger als Klaus. Bei den Mahlzeiten saß sie stumm und geduldig vor ihrem Teller, den sie füllte, um kein Aufhebens, kein Zureden heraufzubeschwören, auf dem sie aber die Speisen fast gänzlich unberührt ließ.

Sie wurde täglich magerer und blasser, und der Blick in ihren Augen wurde starrer, der arme, gerade vor sich hinspähende Blick, der die Lösung eines schrecklichen Rätsels zu suchen schien. Sie begriff nicht — aber sie starb langsam daran, daß sie nicht begreifen konnte!

Die Veränderung, welche mit Klaus und besonders in seinem Benehmen gegen Litzi vorgegangen, war jetzt so auffälliger Natur geworden, daß sie selbst einer noch weniger scharfsinnigen Frau wie Nina nicht entgehen konnte. Doch hatte diese sehr bald gefunden, was, wie sie wähnte, für das veränderte Wesen des Gatten reichlich Erklärung bot.

Ganz oberflächlich, und ohne irgendwie Gewicht darauf zu legen, hatte Litzi nach ihrer Rückkunft aus Hamburg, noch ehe sich die Situation tragisch zugespitzt — Jens Larsens erwähnt, und der zudringlichen Fragen, die er gestellt. Nina, welche die rasende Empfindlichkeit ihres Mannes kannte, dachte nicht anders, als daß die Neugier des Dänen, dessen sie sich von St.-Valery erinnerte, Klaus peinlich an ihre traurige Vergangenheit und infolgedessen daran erinnert habe, daß Litzi das Kind eines andern und die Frucht einer Sünde sei.

Sie sagte sich, daß dies ihm nicht zu verdenken, daß dies der natürliche Lauf der Dinge sei. Früher oder später hatte das so kommen müssen! Aber, warum hatte er denn das Kind gar so verwöhnt, daß dem armen Ding infolgedessen seine abwehrende Härte als doppelt verletzend erscheinen mußte. Der plötzliche Umschwung seines Gefühls nach so geringfügigem Anlaß war ihr immerhin befremdlich. Anbetracht der grenzenlosen Zartheit, die er bis jetzt in jeglicher Lage bewiesen, solange sie ihn kannte, stockte hier ihr Verständnis. Aber — an diesem Punkte zuckte sie traurig die Achseln. Offenbar hatte ihn plötzlich ein Grauen vor dem Kinde gepackt. Das mußte wohl in der männlichen Natur begründet sein. Sie kannte das Leben und die Menschen so wenig, daß sie sich das weitere Nachdenken über dieses Mysterium ersparte und alles einfach so über sich ergehen ließ. Mit ihm darüber zu sprechen, wagte sie nicht. Sie nahm sich's täglich vor — im letzten Augenblick, wenn sie bereits im Begriff gewesen, eine Auseinandersetzung mit ihm heraufzubeschwören, schlossen sich ihre Lippen, sie vermochte nicht, dieselben zu öffnen.

Indessen gestaltete sich Litzis Zustand immer bedenk-

licher, und Nina sah wohl ein, daß etwas zur Erleichterung des armen Kindes geschehen müsse, sollte dasselbe nicht einfach zugrunde gehen.

* * *

Klaus sah es auch, aber vergeblich zerbrach er sich den Kopf darüber — was.

Solange er irgend konnte, hatte er es unterlassen, das Schreckliche beim Namen zu nennen, dem Abgrund, vor dem ihm schwindelte, auf den Boden zu sehen. In den ersten Tagen nach seiner Rückkehr von Hamburg hatte er noch gehofft, es handle sich um eine vorübergehende Krise, etwas Abscheuliches, das einfach auf überreizte Nerven zurückzuführen sei. Ihm, dem jede sittliche Unlauterkeit einen grenzenlosen Abscheu einflößte, ekelte vor sich selbst. Er war von einer Art hilfloser Verzweiflung darüber erfüllt, daß sein Martyrium gerade diese Form angenommen, seine Phantasie gerade diesen Weg eingeschlagen hatte. Von einem Tage zum andern hoffte er, es würde besser werden — aber es wurde nicht besser, und seit dem Tage, da Litzi ihn mit, von Tränen überquellenden Augen gebeten, sein großes Leid mit ihr zu teilen, seit der Zeit, wo sie die Arme um ihn geschlungen und er sie von sich gestoßen, als ob ihm vor ihr graute — ihm ... vor ihr! — da brannte das Feuer in ihm ununterbrochen bei Tag und bei Nacht.

Er hielt sich fast gar nicht mehr zu Hause auf und auch seine Navigationsschule vernachlässigte er. Die ganzen langen Frühlingstage, aus denen Sommertage zu werden anfingen, verbrachte er draußen auf dem Ozean in seinem kleinen Segelboot. Immer mehr nahm er die Gewohnheit an, allein hinauszutreiben, ohne den

Matrosen, der, in seinen Diensten stehend, ihm sonst behilflich war!

Die Seeleute warnten ihn und sagten ihm, es sei gefährlich für ihn, sich allein herumzutummeln mit seiner Nußschale auf den Wellen — bei schönem Wetter ginge es noch, aber, wenn sich ein Sturm erhöbe . . .

Er lachte über sie und ließ sich's nicht anfechten. Für ihn gab's keine Gefahr auf der See.

Draußen auf der See dachte er nur an sie!

Ein ganzes Dutzend verschiedener Litzis tauchte vor ihm auf — Litzi mit nackten, zerkratzten, runden Beinchen, eine weit vorspringende Helgoländer Haube um das süße Gesicht, ihm zujauchzend, auf ihn zurennend und seine Kniee umfassend in St.-Valery.

Litzi, fünfjährig, in langen schwarzen Strümpfen und in einem lose um die Hüfte umgürteten, dunkelblauen Kleid, wie sie ihn, leise mit ihren zarten Händen anfassend, an den Tisch heranzog, auf dem sie mit dem Buchstabentäfelchen, das er ihr geschenkt, den ersten zusammenhängenden Satz gebildet: „Ich habe meinen Papa sehr lieb!" Wie deutlich er sie vor sich sah! Ihr Kopf hatte nur gerade über die Tischplatte hinaufgeragt. Wie sie ihn angeblickt, feierlich, triumphierend, des Lobes gewärtig, das er ihrem Meisterwerk zollen würde, und auch wieder mit einer gewissen schelmischen Koketterie — sie wußte es ganz gut, daß ihre Zärtlichkeit ihn rührte. Wie er sie damals zwischen beide Hände gefaßt und sie abgeküßt und hoch in die Luft geschwenkt! Wie sie gejauchzt und gelacht hatte vor Freude! Er hörte sie noch, und als sie schließlich müde war, machte sie sich's auf seinem Arm recht bequem, umfaßte seinen Hals mit beiden Ärmchen, schmiegte ihren

Kopf zwischen seine Schulter und Wange und murmelte schalkhaft und schläfrig in seinen Hals hinein: „Ich habe meinen Papa sehr lieb!“

Er sah sie vor sich an traulichen Winterabenden — draußen toste das Meer — Nina nickte in einem Lehnstuhl, die Strickerei auf den Knieen, unter der Hängelampe. Ihm gegenüber in dem traulichen Speisezimmer mit den roßhaarbespannten Mahagonimöbeln saß Litzi. Ihr großer, begeisterter Blick hing an seinen Lippen, während er ihr die schönsten Stellen, alles, was ihr junger Geist bereits erfassen konnte, aus seinen Lieblingsdichtern vorlas!

Er sah sie vor sich schwer krank, halb Kind, halb Backfisch — in ihrem weißen Bettchen liegend, hohläugig, mit glänzendem Blick und fieberig gerröteten Wänglein.

Wie viele Nächte hatte er damals neben ihr verbracht, während Nina erschöpft auf einem Ruhebett im Nebenzimmer schlief.

Er sah sie vor sich als Rekonvaleszentin, in ihren Kissen aufgestützt in ihrem Bettchen sitzend, die Haare schlicht gescheitelt, einen dicken Zopf über jede Schulter herabhängend auf ihre Brust — mit schmalen Wangen und gesprungenen Lippen und abgemagerten, aus den Ärmeln ihres Nachthemdchens hervorsehenden Händen, ein verfärbtes, blaßblaues Seidentüchlein um den Hals, ein aufgeschlagenes Buch vor sich auf der Decke.

Und das entzückte Lächeln, mit dem sie ihn bei seinem Eintritt begrüßte! Was hatte er ihr nicht alles vorgelesen und erzählt. Und dann, als die Genesung sich in die Länge zog, der Arzt dringend verlangte, sie möge alle Tage ein paar Stunden an die Luft, hatte Klaus

sie stets in seinen Armen heruntergetragen und behutsam auf das Ruhebett niedergelegt, das man an das duftigste, luftigste Plätzchen in dem Garten gestellt. Er hatte sie auch jeden Abend wieder hinaufgetragen in ihr Stübchen, wo sie dann Nina aus seinen Armen nahm.

Ja, er hatte sie gehätschelt, gehütet, gepflegt, als ob sie seine eigne Tochter gewesen wäre — aber — es war nicht seine Tochter! Der kleinlich mißtrauische Blick Jens Larsens hatte seine Beziehungen zu ihr entweiht — die träumerische Dämmerung war verschwebt — die Wahrheit lag vor ihm!

Und das Kind versank in die Vergangenheit — er sah ein junges Mädchen vor sich, herrlich erblüht, mit großen tiefen Augen in einem vor Begeisterung blassen Gesicht.

Immer wieder hörte er sie sagen: „Und wenn ich auf der Klippe draußen stünde und du riefest mich — ich überlegte mir's keinen Augenblick und spränge herab zu dir!"

Wie dem zumute sein würde, dem sie sich einmal in die Arme warf! Wie sie jenem andern alles das würde geben können, nach dem er sich sein Leben lang gesehnt — das er sein Leben lang entbehrt hatte! —

Er legte sich auf den Rücken und ließ sein Schifflein treiben! Es trieb weiter — immer weiter — er ließ es treiben, wohin es wollte. Und wenn es scheiterte, was lag ihm daran!

Für ihn gab's nur eine Klippe, die er fürchtete!

Und wenn er weit war von ihr, recht weit — wenn das Meer und sein Herrgott zwischen ihm und der Versuchung standen, da gab er manchmal todesmüde den Kampf auf gegen sich — er ließ seiner Einbildungskraft

freien Lauf, er dachte sich's aus, wie das alles so gekommen wäre, wenn . . .

Nein, er dachte sich's nie . . . nie ganz — etwas in seiner Natur sträubte sich dagegen — im letzten Moment schlugen seine Gedanken eine andre Richtung ein! Dann sah er Litzi vor sich, wie sie jetzt zu Hause hinschlich, bleich, elend, mager! Das war fürchterlich — das war das Ärgste!

Mein Gott! Seinen Zustand wollte er noch ertragen, aber sie so elend hinkümmern zu sehen, und nicht die Hand ausstrecken zu dürfen, um ihr zu helfen. Das — das . . . Wenn ihm der Gedanke kam, da legte er den Arm über die Augen und schluchzte, röchelnd, mühsam, wie ernste, reife Männer schluchzen!

Er suchte einen Ausweg — krampfhaft suchte er ihn — für sie — eine Heilung, eine Beruhigung . . . aber wo . . .

* * *

Eines Tages brachte er, als er sich mit Nina allein befand, von selbst das Gespräch auf den österreichischen Reiseplan. Wann wollte Nina reisen? drang er in sie. Sie sah ihn groß an.

„Es war ja ausgemacht, daß wir Anfang Juli reisen sollten," meinte sie und dann setzte sie hinzu: „Ich fürchtete, du habest die Lust verloren."

„Ich . . . ich reise nicht mit, auf keinen Fall," hatte er ihr schroff zur Antwort gegeben.

„Aber, Klaus — ich hab es dir schon einmal auseinandergesetzt — ich kann ja doch unmöglich nach Hause zurückkehren ohne dich!" entgegnete ihm Nina.

„Das sehe ich nicht ein — das sehe ich durchaus

nicht ein," ereiferte sich Klaus; „im Gegenteil finde ich, du solltest abreisen — sobald als möglich — der . . . der . . . dem Kind wird's auch gut tun, sie sieht elend aus!"

„Das tut sie, daran ist nichts zu ändern," sagte Nina traurig. „Glaubst du, es wird besser werden, wenn ich ihr mitteile, wir sollen nach Österreich reisen, sobald als möglich — ohne dich? Glaubst denn du, daß sie nicht klug genug ist, sich zu sagen, wir sind dem Papa lästig, er will uns aus dem Wege schieben? Sie ist dir zuwider, von einem Tag zum andern ist sie dir zuwider geworden — sie fühlt's — davon sieht sie schlecht aus — aus keinem andern Grund."

„Zuwider, zuwider!" murmelte Klaus, „das ist so ein Wort — sie macht mich manchmal nervös — das ist alles!"

„Nervös!" erwiderte Nina nicht ohne Bitterkeit; „sie hat dich früher nie nervös gemacht. Solange du mit uns und dem lieben Gott allein warst, war alles gut. Kaum haben dich zwei freche Menschenaugen angesehen, so fiel alles in sich zusammen. Du schämtest dich — jetzt, nach fast sechzehn Jahren, lerntest du dich deiner Güte schämen. Du schämst dich für das Kind, gerade wie du dich schämst dafür, daß du . . . ach, Klaus — Klaus, war's wohl der Mühe wert, uns fünfzehn Jahre lang den Himmel auf Erden zu schaffen, um uns schließlich so elend zu machen? Ich kann's mir nicht recht mit dir zusammenreimen — dein jetziges Wesen. Manchmal denk ich, 's ist ein böser Geist hineingefahren in dich!"

Er räusperte sich ein paarmal, wie um etwas zu sagen — aber er brachte nichts heraus. Schließlich ver-

ließ er sie, ohne gesprochen zu haben. Sie hörte ihn mit schweren Tritten die Treppe hinaufsteigen in sein Arbeitszimmer, sie hörte, wie er den Schlüssel im Schloß umdrehte hinter sich.

* * *

Es war am Abend nach dieser Szene gegen zehn Uhr — blasse, durchsichtige, nordische Sommerdämmerung überall — am östlichen Horizont ein Vollmond, der, wie eine große rote Scheibe hinter grauen Wolken draußen schwebend, noch nicht leuchtete.

Klaus ging allein im Garten spazieren. Da trat Nina an ihn heran. „Klaus!“ sagte sie leise bittend.

„Was gibt's?“ fragte er. Er bemühte sich immer noch, mit ihr sanft zu sein.

„Ach, Litzi verursacht mir unaussprechliche Sorgen. Ich will dir keine Vorwürfe machen, ich sehe ja, wie schwer du mit dir kämpfst, daß du dich bemühst, deinen Widerwillen nicht zu zeigen. Aber dieser Widerwille ist da. Wenn du sie doch früher nicht so rasend verwöhnt hättest, da würde sie den Abstand jetzt nicht so stark empfinden. Aber so . . . Sie stirbt ja dran.“ Nina brach in Tränen aus.

„Meine arme Nina . . . du siehst zu schwarz — die Kleine wird sich erholen — es ist eine kleine Verstimmung, weiter nichts.“

„Eine kleine Verstimmung, weiter nichts . . .“ Nina rang die Hände. „Heute nach dem Abendessen habe ich versucht, ihr beizubringen, daß wir nach Österreich reisen sollten ohne dich! Jetzt kauert sie draußen auf dem Kirchhof auf dem Grabe deiner Schwester! Dreimal war ich dort, um sie nach Hause zu holen, sie folgt nicht.

Ich kann sie nicht wegbringen. Ich bitte dich, Klaus, geh und hole sie."

Er blieb stehen mitten in dem von Fliederbüschen besetzten Gartenweg, den er mit Nina entlangging. Sie sah, wie er zusammenschrak.

„Ich kann nicht," murmelte er; „man darf ihrem Eigensinn nicht nachgeben!"

„Eigensinn . . ." wiederholte Nina, an ihren Händen zerrend. „Eigensinn . . . Das arme Ding ist einfach verzweifelt! Ich weiß ja nicht mehr, was ich mit ihr anfangen soll. Von einem Tag zum andern fürchte ich, sie kommt um den Verstand, oder sie tut sich ein Leids an. Merkst du's denn nicht, Klaus, du, der du sonst der zartfühlendste, warmherzigste Mensch warst auf der ganzen Welt?"

Er stand da wie versteinert.

Mit aufgehobenen Händen drang sie weiter in ihn: „Klaus — ich bitte dich, tu's nicht mir, nicht ihr — tu's dir selbst und deinem Gott zuliebe, überwinde dich — nur noch ein paar Tage — sei ein wenig freundlich mit ihr. Sobald du sie nur halbwegs beruhigt hast, reise ich mit ihr ab — ich lüg ihr vor, daß du nachkommst — was du willst, lüg ich ihr vor — ich will ruhig die Demütigung auf mich nehmen, ohne dich zu den Meinigen zurückzukehren — aber hab nur ein wenig Erbarmen mit dem armen Kind! Geh, ich bitte dich, Klaus, geh und bring sie nach Hause!"

Noch einen Augenblick stand er da, stumm, mit stierem Blick. Dann ging er langsam, zögernd. Er nahm einen Umweg, den längsten, den er nehmen konnte, um das Seitenpförchen in der Gartenmauer zu erreichen, das auf die Straße hinausführte — aber endlich erreichte er das Pförtchen.

Nie hatte Nina einen Menschen gesehen, dessen Haltung ein so schreckliches Widerstreben ausdrückte! Fast hätte sie ihn zurückrufen wollen. Würde er das Kind mißhandeln — es mit Gewalt wegreißen wollen von dem Grabe? Vielleicht hatte sie unrecht gehabt, ihn zu etwas zu zwingen, das er offenbar so sehr ungern tat!

Schon wollte sie ihn zurückrufen — das Pförtchen hatte sich hinter ihm geschlossen.

Mit einemmal fing ihr Herz an stark zu klopfen — etwas Schreckliches, Dumpfes, Atemraubendes, eine dämmerige, schauerlich erklärende Ahnung umfing sie!

* * *

Vor dem breiten, niedrigen, weiß angestrichenen Lattentürchen des Kirchhofs war Klaus stehen geblieben und blickte hinüber. In eine nach Rosen duftende Dämmerung eingehüllt lag der Kirchhof vor ihm — eine durchsichtige, weißliche Dämmerung, fast wie sie am Frühmorgen im Sommer dem verklärenden Glanz des Sonnenaufgangs vorangeht.

Dort zwischen den kalten Grabsteinen und Kreuzen, um welche die Rosen- und Jasminbüsche blühten, lag halb auf, dem Grab seiner Schwester etwas, dessen Umriß man nicht genau sah.

Klaus streckte den Kopf vor, ob er nicht ein Wimmern, ein Schluchzen vernehmen würde. Nein . . . Oder der Erde war es still wie in den Gräbern, er hörte nichts, als hin und wieder das Zusammenschauern einer verwelkten Rose, die ihre Blätter auf den Boden streute, und aus der Ferne eintönig ansteigend und fallend die ewige Klage des Meeres!

Das helle Etwas neben dem Grabe seiner Schwester war stumm!

Eine gräßliche Angst überkam ihn. „Félicie!“ rief er. Es rührte sich nichts. „Félicie — Litzi — Mädy!“ Keine Bewegung — kein Laut. Da schob er das Pförtchen zurück und trat ein. Der Kies knirschte unter seinen Füßen. Wie er sich der hellen Gestalt neben dem Grabe näherte, gewann er immermehr den Eindruck von etwas unsäglich Traurigem, Dürftigem, körperlich Elendem. „Litzi!“ murmelte er heiser. Keine Antwort! Da bückte er sich nieder zu ihr und faßte sie beim Arm. Der ehemals so runde, kräftige junge Arm schmolz sozusagen in seiner Hand zusammen, so abgemagert war er. Das Fleisch hing schlaff und lose am Knochen.

Ein rasendes Mitleid übermannte Klaus. Der Wahn war von ihm gewichen! In diesem Augenblick erschien ihm seine ganze durchgemachte Qual ein letztes Mal nicht anders als das Blendwerk einer überreizten Phantasie — als etwas sehr Häßliches, Widerwärtiges, das aber nie eine ernste Bedeutung gehabt hatte!

Jetzt war es verschwunden — er hatte das Gefühl nicht mehr in sich finden können, wenn er es gesucht! Nur die alte, warme, schützende, reine Zärtlichkeit empfand er noch, oder empfand sie vielmehr von neuem!

„Aber, Litzi — mein armes, kleines Gör!“ flüsterte er weich; „sei doch nicht so unvernünftig — komm nach Hause, mein Liebling!“

Er bückte sich zu ihr nieder und hob sie sanft und fest vom Boden auf. Sie war ganz leicht geworden, das arme Gesicht schmal, fast eingefallen — besonders um die Augen.

Die öffnete sie jetzt langsam und blickte ihn mit

einem starren, staunenden, sich langsam verklärenden Blick an. „Bist du's wirklich, Papa — du — bei mir?“ Sie schmiegte sich müde in seinen Arm und lehnte den Kopf an seine Schulter.

„Hast du mich denn nicht rufen gehört, hast du meinen Schritt nicht mehr erkannt?“ fragte er zärtlich, vorwurfsvoll.

Sie seufzte tief auf. „Ich glaubte meinen Ohren nicht mehr und meinem Herzen auch nicht. Einen Augenblick sagte ich mir, ich träume, und den nächsten sagte ich mir, ich sei tot und im Himmel. Ich lag da wie erstarrt! Erst als ich deine Berührung fühlte, wurde ich wieder lebendig.“

Er fuhr ihr liebkosend über die Wangen, über das Haar.

„Mein Liebling!“ flüsterte er zärtlich; „mein süßes, kleines Gör!“

Er hatte alles vergessen, er hatte das Gefühl einer Befreiung, eines Aufatmens, wie nach schwerer, mit abscheulichen Fieberphantasien verbundener Krankheit.

„Und es war alles nur ein böser Traum — jetzt ist's vorüber. Du hast mich wieder lieb — du wirst mich immer lieb haben?“ flüsterte sie.

„Ich habe nie aufgehört, dich lieb zu haben,“ versicherte er ihr; „nie — das war ja etwas ganz andres — ich hatte einen andern Kummer.“ Er schauderte zusammen. „Frage mich nicht danach.“

„Wie sollt ich, du hast mir's ja schon einmal verboten,“ sagte sie einfach; „aber nun ist's vorbei?“ Sie blickte ihn besorgt an.

„Ja, Mädy, es ist vorüber!“

Armer Klaus!

„Und jetzt komm nach Hause, mein Liebling, die Mama erwartet uns, sie ist um dich besorgt," drang er in sie.

„Sie ist nicht um mich besorgt, wenn sie dich bei mir weiß — da ist sie nie besorgt," versicherte ihm Litzi feierlich. „Daß du mir kein Leid zufügen läßt, das weiß sie. Bleib noch ein Weilchen, ich bitte dich, Papa — nur einen Augenblick bleib, setz dich mit mir auf die Kirchenstufen hier. Wir waren schon lange nicht mehr beisammen, du und ich."

Er tat ihr den Willen, setzte sich neben sie auf die grauen, flachen, weit in den Kirchhof vortretenden Steinstufen, neben denen rechts und links zwei große Rosenbüsche in voller Blüte standen, der eine rot, der andre weiß.

Sie saß stumm neben ihm in seinen warmen Arm geschmiegt, den Kopf an seiner Schulter, mit einem wundersamen, müden, fast schläfrigen Gefühl seliger Geborgenheit.

Endlich hob sie an: „Weißt du noch, vor fünf Jahren, als ich so sehr, sehr krank war, da kam eine Nacht, wo ich nicht mehr sitzen, nicht liegen konnte — der Atem kam nicht mehr, die Glieder schmerzten mich, ich fürchtete mich vor dem Sterben, und das Leben tat mir weh! Und da hast du dich an mein Bett gesetzt und mich in deinem Arm aufgerichtet — und da war mir's, als fiele die Krankheit langsam, langsam von mir ab. Ich schlief ein. Als ich erwachte — war ich gesund. Gerade so wie damals ist mir heute!"

„Mein Liebling!" flüsterte er leise und streichelte ihre Wangen, dann küßte er sie. Er fürchtete sich nicht mehr — es war vorbei für immer!

Mit einemmal, während er seine Lippen auf ihre geschlossenen Augen drückte, benahm ihm's den Atem. Ihm schwindelte. Er löste den Arm von ihr ab, richtete sich auf. „Komm nach Hause," rief er, „komm!"

Seine Stimme war verändert, er war wieder totenblaß — das große Entsetzen war in seinen Augen.

Sie merkte es sofort. Und wieder umschlang sie ihn, als wollte sie sich zwischen ihn werfen und alles Leid der Welt, wie an jenem Abend, da sie ihn zum erstenmal vergeblich nach dem Grunde seines Jammers gefragt und ihn aufgefordert hatte, seinen Kummer mit ihr zu teilen.

Diesmal stieß er sie nicht von sich — das brachte er nicht über sich. Nein . . . und eh er sich's versah, hielt er sie fester an sich und küßte sie, bis ihr das Atmen verging.

Mit einem kleinen Schrei wehrte sie ihn von sich ab.

„Aber, Papa, du tust mir ja weh!" rief sie.

Sofort kam er zu sich. Er zitterte jetzt am ganzen Leib, und sein Gesicht drückte eine so unaussprechliche Seelenpein aus, daß Litzi alles darüber vergaß.

„O, du Armer!" rief sie. „Nein, so traurig darfst du nicht aussehen — da bring mich lieber um als das. Ach, Papa!" wieder schmiegte sie sich an ihn.

Der Mond war jetzt der alten Schule, die nach Osten zu den Kirchhof abschloß, über das hohe Dach gestiegen. Er schien voll in den Kirchhof hinein auf die Blüten und Kreuze und Gräber. Die Dämmerung teilte sich in Licht und Schatten.

An der Kirchhoftüre neben einem hohen Fliederbusch erblickte Klaus eine weibliche Gestalt in einem dunkeln

Kleid. Das Mondlicht fiel voll auf ihr graues Haar. Es war Nina! Sie mochte schon lange da gestanden haben!

„Weißt du noch, wie du mir diesen Winter das schöne Märchen vorgelesen hast, das vom armen Heinrich — in dem das junge Mädchen sich das Herz aus der Brust schneiden läßt, um ihn zu heilen? Wenn ich dich damit von deinem Kummer befreien könnte, tät ich's gern!" flüsterte sie.

Litzi hatte die Mutter nicht bemerkt — ihre Augen hingen in Mitleid vergehend an Klaus.

„Es gibt keinen Tod, den ich nicht willig stürbe für dich!" flüsterte sie.

Er wußte, daß sie die Wahrheit sprach. Einen Moment blieb er stumm, von Rührung übermannt. Dann ihr innig in die Augen blickend, murmelte er: „Wenn einer für den andern sterben müßte, so wäre wohl die Reihe an mir!" Er holte tief Atem und mit fester, völlig veränderter, fast alltäglicher Stimme setzte er hinzu: „Und jetzt komm nach Hause, die Mama ist schon da, uns zu holen."

Sie gingen — sie waren sehr still alle drei.

Als er im Hausflur am Fuß der Treppe von Litzi Abschied nehmen wollte, sagte sie:

„Ach, Papa, ich bin heute so schrecklich müde. Nachdem ich so krank gewesen war, damals vor fünf Jahren, da trugst du mich jeden Morgen die Treppe herab aus meinem Zimmer und jeden Abend wieder hinauf. Da war mir's jedesmal, als trüge mich ein Engel ins Paradies. Trag mich noch einmal über die Treppe hinauf, als ob ich ein Kind wäre! Ich bin kaum schwerer als damals."

Er tat's. Fest und sicher trug er sie über die Treppe hinauf. Vor ihrer Türe stellte er sie nieder.

Da legte sie in ihrer alten kindlichen Art ihre Hände auf seine Schultern und bog das Köpfchen zurück, um sich zur Gutennacht küssen zu lassen.

Er küßte sie herzlich und innig — wie er sie als Kind geküßt, zum Schluß küßte er noch ihre Hand, was er sonst nie getan.

„Gott schütze dich!" sagte er. „Vergiß es nie mehr, Litzi, daß du mir immer die größte Freude meines Lebens gewesen bist, das Liebste auf der ganzen Welt!" Er sah sie noch einmal an, dann wandte er sich rasch — und ging die Treppe hinab. An der Schwelle ihres Zimmers stehend, blickte sie ihm nach, bis er an der Biegung der Treppe verschwand.

Er sah sich nicht mehr um!

* * *

Nina stand am Fuß der Treppe und erwartete ihn. „Geh hinauf," sagte er, ohne sie anzusehen; „bring sie zu Bett."

Sie ging. Eine Viertelstunde später kam sie wieder zu ihm. Sie fand ihn im Eßzimmer, er hatte sie erwartet. Er saß an dem großen Speisetisch unter der Hängelampe, die blakte. Nina drehte sie herab. Er blickte auf — ihre und seine Augen trafen ineinander. Er wußte, daß sie sein Geheimnis erraten, daß eine deutliche Auseinandersetzung zwischen ihr und ihm nicht mehr aufzuschieben sei. Er fragte sich nur, in welcher Form sie statthaben — wie Nina sein Unglück auffassen würde. Nicht, daß dadurch irgend etwas an seiner Lage geändert werden konnte — aber unwillkürlich fürchtete

er sich vor etwas Grellem, Schneidendem, wie ein Sterbender sich vor einem schrillen Laut fürchtet, der seinen Todeskampf stört!

Aber nein! Nina hielt sich musterhaft. Nicht einen Augenblick dachte sie an sich, nur an ihn dachte sie. Noch den Griff der Lampe in der Hand, sah sie ihm ein Weilchen stumm in die geschärften, starren Züge.

Dann schritt sie auf ihn zu, legte ihm die Hand auf den Kopf und sagte sehr traurig:

„Mein armer, unglücklicher Klaus!“ Das war alles!

Der lange, ununterbrochene Verkehr mit ihm hatte entwickelt, was an guten und edeln Keimen in ihr vorhanden war. Im übrigen mochte der Umstand, daß sie ihn trotz allen warmen, an Verehrung grenzenden Empfindens, das sie ihm entgegengebracht, nie wirklich geliebt, wie ein Weib einen Mann lieben kann, dazu beitragen, sie vor jeder mißtrauischen oder eifersüchtigen Regung zu bewahren!

Sie empfand nur Mitleid, reines, selbstloses Mitleid mit ihm. Er zuckte unter der Last ihrer Güte zusammen, fast, als ob er sich ihrer unwürdig gefühlt hätte. Und doch wußte er, daß er so unschuldig war, als es ein Mann sein kann, dessen Seele Tag und Nacht von einer unlauteren Sehnsucht gequält wird!

Als sie die Hand langsam von seinem Kopf auf seine Schulter niedergleiten ließ, nahm er sie in die seine und führte sie an seine Lippen.

„Mein braves Weib,“ murmelte er; „Gott segne dich!“

„Gottes Segen prallt ab an mir und an denen, die ich liebe,“ sagte sie matt, „und wer soll uns helfen ohne ihn.“

Er hatte die Hände vor sich ausgestreckt auf dem dunkeln Eichenholz des Tisches, er ballte die Fäuste und öffnete sie wieder.

„Wir müssen uns eben selber helfen," sagte er.

„Aber wie?" Sie setzte sich jetzt nieder an den viereckigen Tisch, um die Ecke herum, so daß sie ihm beim Reden ins Gesicht sehen konnte.

Darauf gab er ihr keine Antwort.

Später sagte sie sich, daß er in jenem Moment bereits einig gewesen sein mußte mit sich. Damals ahnte sie nichts.

„Aber etwas muß doch geschehen," murmelte sie tonlos; „so können wir nicht weiterleben."

„Ja," wiederholte er noch matter; „etwas muß geschehen!"

„Ich werde mit der Kleinen nach Österreich abreisen."

„Sie wird nicht reisen ohne mich!" erwiderte er und schüttelte trostlos den Kopf.

„So . . ." Nina fuhr sich mit beiden Händen in das graue Haar; „so werde ich sie aufklären über unsre Lage. Ich, selbst wenn ich mich völlig bloßstellen muß dadurch vor ihr. Ich muß sie aufklären."

„Aufklären, über was?" fragte er rasch.

„Darüber — daß du nicht ihr Vater bist," erwiderte Nina — sie stöhnte es fast.

Er blickte sie scharf an.

„Nie!" rief er heftig, dann etwas ruhiger setzte er hinzu: „Was übrigens sollte es nützen?"

„Nun, sie würde sich natürlich in ihrem Benehmen ändern, zurückhaltender sein gegen dich. Du hättest es leichter."

Gut und selbstlos war Nina geworden an seiner Seite — wirklich feinfühlend im höchsten Sinne des Wortes nicht — das konnte sie nicht werden.

„Ja, ich hätte es leichter," stieß er hervor; „aber —" er zuckte mit den Achseln — „aber . . . sie!"

Daran hatte Nina nicht gedacht — eine lange, drückende Pause folgte.

Es war Klaus, der das Gespräch von neuem aufnahm.

„Nein," sagte er, immer gedämpft, leise, zwischen jedem Wort auffahrend, als ob er Angst hätte, das Kind könne ihn hören — „nein, Litzi darf's nie erfahren, daß ich nicht bin, für was sie mich hält. Es brächte sie um. Ich kenne sie besser als du. Vielleicht hatten wir unrecht, sie in einer Täuschung zu erziehen — nun es soweit gekommen, müssen wir ihre Täuschung hüten bis zum Schluß. Versprich mir, Nina, daß du's ihr nie mitteilst, was ihr bis jetzt verborgen war!" Er streckte ihr die Hand hin.

Sie legte die ihre hinein. „Ich verspreche es dir, wenn du es wünschest. Dann aber sehe ich keinen Ausweg — keinen . . . Unter den obwaltenden Umständen kannst du die Qual nicht bis ins Unabsehbare hinein aushalten — früher oder später wirst du davon verrückt, und dann . . ." Sie schauderte.

Da traf sie ein furchtbarer Blick von ihm.

„Und du glaubst, ich würde es darauf ankommen lassen?" fragte er.

Was hinter den Worten verborgen lag, verstand sie nicht, aber das eine begriff sie, daß seine Natur von einer Tiefe und Zartheit war, die sie nie ganz ergründet, zu der ihr das Maß fehlte. Sie schlug die Augen nieder und schämte sich.

Plötzlich fing sie an zu schluchzen.

„Meine Mutter hatte recht!“ rief sie; „ich hätte dich nie heiraten dürfen. Sie sagte es immer, nur Unheil könne daraus entstehen.“

„Sei nicht töricht, Nina,“ entgegnete er ihr sanft. „Dich trifft keine Schuld. Du bist mir ein braves, treues Weib gewesen volle fünfzehn Jahre lang. Ich habe dir nur zu danken für deine unermüdliche, liebevolle Sorgfalt und Güte. Daß es kommen würde, wie es gekommen ist, konnte niemand voraussehen. Ich bin — ohne eignes Hinzutun — der einzige Schuldige und ich muß sehen, wie ich die Sache in Ordnung bringen kann! Vor allem müssen wir darauf achten, daß das Kind so wenig leidet als möglich, ganz können wir ihr's nicht ersparen. Armer, süßer Schelm!“ Wieder ballte er die Faust, öffnete sie, dann stieß er einen langen, tiefen Seufzer aus.

„Ich bin müde,“ sagte er und erhob sich. Sie folgte seinem Beispiel. Zu sagen war nichts mehr!

* * *

Stunden und Stunden vergingen, ohne daß Nina in dieser Nacht die Augen schloß. Der Mond schien in ihr Zimmer. Silberig grau schimmerte sein Licht durch die herabgelassenen Gardinen. Eine schreckliche Unruhe plagte sie. Einmal stand sie auf, öffnete die Türe des Zimmers ihres Mannes, das an das ihre stieß und blickte hinein. Er lag gerade ausgestreckt in seinem Bett, den rechten Arm über den Augen wie ein Mensch, der sich vor dem Licht fürchtet.

Das Zimmer war voll grellen Mondscheins. Sie sah sein Gesicht genau, was er davon nicht versteckt hielt.

Wie schön und jung er noch war, sagte sie sich, und was ihm das Leben noch alles hätte bieten können unter andern Umständen!

Es zog ihr das Herz zusammen. Sie merkte, daß er die Rollvorhänge nicht heruntergelassen hatte, trat an eines der Fenster und wollte es für ihn tun.

Da nahm er den Arm von den Augen und sagte: „Laß es sein, Nina, ich will das Licht nicht hinaussperren!“

„Aber ... vielleicht könntest du doch eher einschlafen, wenn es nicht gar so hell wäre,“ meinte Nina.

„Ich glaube nicht,“ antwortete er; „übrigens ...“ er brach ab.

Sie trat von dem Fenster an sein Bett — einen Augenblick blieb sie neben ihm stehen — sie wagte nicht, ihn zu berühren, glättete nur leise sein Polster, dann zog sie sich seufzend in ihr Zimmer zurück.

In ihrer Seele klang's noch lange nach, das müde, gebrochene „übrigens“, das jeden Versuch, ihm Erleichterung zu schaffen, abschnitt. Es war das letzte Wort, das sie ihn je sagen hören sollte!

Gegen Morgen schlief sie ein. Im Traum war ihr's, als höre sie unten die Haustüre gehen, doch wachte sie nicht völlig davon auf und schlief weiter. Als sie aufstand, war Klaus fort. Durch die Dienstleute hatte er sagen lassen, er wolle eine Segelpartie machen, man möge ihn nicht zum Mittagessen erwarten.

Er war in letzterer Zeit fast täglich hinausgesegelt, daran war nichts Auffälliges — dennoch beschlich Nina ein kaltes, zusammenkrampfendes Angstgefühl.

Litzi stand spät auf an dem Tage, sie hatte sehr gut geschlafen, ihr Schritt war leichter, ihre Augen heller als

seit langem, wie sie in das Eßzimmer herunterkam, wo Nina sie mit dem Frühstück erwartete. Sie trug ein paar weiße Rosen an der Brust.

„Schon im Garten gewesen, Mädy?“ fragte Nina, der ein Zentner auf dem Herzen lag.

„Nein,“ erwiderte die Kleine mit einem seligen Lächeln; „die Rosen hat mir der Papa an die Türklinke gebunden, ehe er fort ist.“

„Wie weißt du, daß es der Papa war?“ fragte Nina rasch.

„Weil er die Blumen mit dem Halstuch angebunden hat, das er gestern trug,“ sagte Litzi. „Es ist doch zu lieb, daß er an mich gedacht hat,“ setzte sie, zärtlich auf die Rosen niederblickend, hinzu, „wecken mochte er mich nicht, und doch wollte er mir einen Gruß hinterlassen, ehe er sich auf seine Segelpartie begab. Meta erzählte mir, daß er hinausgesegelt sei. Aber was hast du, Mama? Du bist ja totenblaß,“ rief die Kleine, besorgt aufspringend. Einen Augenblick wähnte sie, Nina würde vom Sessel sinken. —

Doch schon hatte sich Nina gefaßt.

„Es ist nichts,“ sagte sie; „eine Anwandlung von Schwindel — jetzt ist's vorbei.“ Und sie schenkte Litzi den Tee ein.

Nach dem Frühstück erkundigte sie sich bei den Leuten, ob Klaus seinen Matrosen mitgenommen habe. Nein!

Von dem Augenblick an hatte sie keine Hoffnung mehr.

Unter dem Vorwande einer Migräne hielt sie sich in ihrem Zimmer. Litzi kam ein paarmal nach ihr sehen — teilnehmend und betrübt.

„Du wirst doch wohl genug sein, den Tee mit uns zu nehmen, wenn der Papa zurückkommt?“ fragte sie.

„Ja, ja, Mädy!“

„Wenn er keinen Gegenwind hat, so muß er um sechs zu Hause sein,“ plauderte Litzi weiter; „ich werde im Garten decken lassen zum Tee.“

„Ja — ja, Mädy! Aber laß mich jetzt.“

„Arme Mama!“ Litzi küßte ihre Hand und hüpfte leicht wie ein Vogel davon.

Der Tag war sehr heiß, gegen drei Uhr erhob sich ein starker Wind, dann ging ein Gewitter nieder. Um fünf Uhr war alles hell.

Der Sonnenschein glänzte auf den nassen Blättern. Nur ein paar Blüten hatte der Guß heruntergeschlagen, im übrigen war die Erde nach dem kurzen Unwetter schöner als vorher.

Noch immer saß Nina in ihrem Zimmer, die Hände im Schoß gefaltet. Ihr Herz wurde schwerer und schwerer mit jeder Stunde. Es schien ihr zu wachsen in der Brust.

Von unten drang durch die offenen Fenster der weiche Duft des regenerfrischten Sommertages zu ihr hinauf und das Zwitschern des Kindes, das seit langer Zeit zum ersten Mal wieder fröhlich war.

Litzi traf allerhand zärtliche, kleine Vorbereitungen für den Papa. Sie deckte den Tisch für ihn mit Meta und schmückte ihn mit Rosen; sie pflückte eine große Schüssel Erdbeeren im Garten und bestellte Schlagsahne dazu, sie verschaffte sich frisches Bauernschwarzbrot, weil er es gern mochte; heute würde er gewiß wieder Hunger haben, wenn er heimkehrte von der See.

Um sechs Uhr lief sie hinunter, gegen den Strand zu, wo er kommen mußte.

Nina hörte sie davoneilen. Sie stand auf, sie strich sich mit beiden Händen die Haare aus den mit kaltem

Schweiß bedeckten Schläfen — sie hätte sich aus dem Fenster werfen mögen vor Verzweiflung!

Eine Stunde verging — er kam nicht! Seit früh sagte sie sich, sie habe keine Hoffnung mehr, und dennoch tobte in ihr eine Unruhe, in der die Hoffnung immer noch versteckt war. Wieder und wieder horchte sie auf — sie legte die Hand auf ihr laut klopfendes Herz, damit es sie nicht im Horchen störe — nichts — nichts!

Noch eine Stunde verging. Sie hielt es nicht mehr aus in ihrem Zimmer, sie ging Litzi nach, hinaus auf den Strand.

Was hätte sie nicht darum gegeben, wenn ihr jetzt die beiden entgegengekommen wären, Litzi fröhlich plaudernd an seinem Arm! Und doch . . . doch . . .

Sie ging und ging! Dort stand Litzi an der Treppe, die von dem Küstenplateau herunterführte auf den Strand. Sie war totenblaß — sie hielt die Hand über den Augen, ihr Blick spähte ins Weite.

„Ich begreife gar nicht, daß der Papa so lange ausbleibt," murmelte sie, als sie Nina kommen hörte; „die andern sind schon alle zu Hause — die, die mit ihm zugleich ausgefahren sind. Er muß die Richtung verloren haben — er ist an einer andern Küste gelandet."

„Ja, Litzi, das glaube ich auch," sagte Nina dumpf; „sonst müßte er längst zu Hause sein — er ist an einer andern Küste gelandet." Ihre Stimme zitterte.

„Mutter, du hast Angst!" rief Litzi heftig, fast zornig. Sie wollte nicht glauben, daß eine Angst nötig sei.

„Angst . . . Angst!" murmelte Nina, sich mühsam zusammennehmend. „Wenn man so viel Trauriges erlebt hat wie ich, so kommt einem alles mögliche in den

Kopf — es ist immerhin merkwürdig, das er so lang ausbleibt!"

„Merkwürdig . . . merkwürdig . . ." stieß Litzi heraus. „Solche Sachen kommen vor — er wird die Richtung verloren haben — während des Gewitters; wenn sich ein Sturm erhebt, ist es schwer für einen einzelnen Menschen, zugleich mit den Segeln fertig zu werden und zu steuern — aber er ist so stark und geschickt — er wird einfach an einem andern Ort ans Land gestiegen sein, gewiß . . . Mütterchen, sieh nicht so traurig aus — es kann ihm nichts geschehen sein. Das bißchen Sturm war nicht der Rede wert — ja, an einem andern Ort wird er gelandet sein! Aber, da er weiß, wie töricht wir sind, und . . . daß wir doch Angst haben, wo keine Angst nötig ist, so wird er sich einen Wagen nehmen und so schnell als möglich über Land zu uns kommen — und dann — dann werden wir uns an ihm freuen — und lachen über die Angst, die wir ausgestanden — und lachen — ja, denn es ist unvernünftig, sich so zu fürchten — er wird uns schelten, recht lieb und zärtlich . . . in einer halben Stunde muß er hier sein — so muß es ja kommen, ich weiß, daß es so kommen muß, nicht wahr, Mama — er . . ." Ein halb irres Lächeln zuckte ihr um Mund und Augen, während sie sprach. Mit einemmal hielt sie sich beide Hände vors Gesicht und brach in ein rasendes, krampfhaftes, röchelndes Schluchzen aus.

„Komm nach Hause," sagte Nina weich; „komm, wir versäumen ihn sonst — du hast ganz recht, er muß über Land gefahren sein!"

* * *

Die Nacht legte sich Litzi nicht zu Bett. Sie stand an ihrem Fenster, bis sich die Dämmerung im Mondschein auflöste — bis der Mondschein dem mächtigen Glanz der Sonne wich.

Sie spähte nach der Richtung, aus der er kommen mußte!

* * *

Und endlich kam er — zwei Tage später — über Land kam er, wie Litzi erwartete. Ein schwerer Bauernwagen brachte ihn!

Ja, er hatte die Richtung verfehlt — und war an einer andern Küste gelandet!

* * *

Sie legten ihn auf sein Bett und falteten ihm die Hände über der Brust und zündeten zwei Kerzen an zu Häupten des Bettes neben einem Kruzifix!

Litzi befand sich nicht zu Hause, als sie ihn brachten — sie war im Dorf. Alte Seeleute, denen sie in ihrer Todesangst leid tat, erzählten ihr Geschichten von Schiffern, die eine Woche, vierzehn Tage ausgeblieben, und dann doch ganz frisch und fröhlich heimgekommen waren. Hatte man einmal die Richtung verloren, so war nicht weiter abzusehen, wo man hintrieb.

Sie ging von einem zum andern, um sich das erzählen zu lassen, immer wieder wiegte sie ihre verzweifelte Angst mit Märchen ein.

Als sie nach Hause kam, begegnete ihr Nina im Flur. In ihren Augen war der Blick, in dem die letzte Unruhe der Hoffnung erstorben ist.

„Der Papa ist zurück?“ fragte Litzi schroff.

„O, Mädy!“ Nina wollte das Kind in ihre Arme ſchließen, ſie vorbereiten. Es war nicht mehr möglich — Litzi hatte erraten — ſofort. Sie wehrte Nina von ſich ab, und ohne ein weiteres Wort ſtieg ſie in Klaus Oldens Zimmer hinauf.

„Papa . . .“ ſchrie ſie laut.

Sie ging auf das Bett zu, wo er lag. Ja, das war er! Seine Leiche, die bei einem Dorf drei Stunden weit von Elmſtadt ans Ufer geſchwemmt worden war.

Einer ſeiner ehemaligen Schüler hatte ihn erkannt.

Man hatte das Licht hinausgeſperrt, ſo gut man konnte, in das Halbdunkel flackerte die rötliche Flamme der Kerzen neben ſeinem Bett.

Aber ſie ſah ihn deutlich trotz des unſicheren Lichts. Er war nicht ſtark entſtellt, nur leicht aufgequollen war die Leiche.

Auf dem ſchönen Geſicht lag ein Ausdruck von Müdigkeit, den er im Leben nie gekannt — aber auch der Ausdruck maßloſer Herzensgüte, der im Leben ſein hauptſächlichſtes Kennzeichen geweſen war.

Mit zitternden Händen ſchob Litzi den Nachttiſch zurück mit dem Kruzifix und den brennenden Kerzen, und neben dem Bett niederknieend, legte ſie ihren Kopf auf das Kiſſen, ihre Wange berührte ſeine Wange. Die Kälte drang ihr bis ins Mark — aber ſie zuckte nicht zurück, ſie harrte aus neben ihm.

Nina war draußen geblieben vor der Tür. Sie wagte es nicht, die beiden zu ſtören in ihrem letzten Beiſammenſein. Ihre Knie ſchwankten — ſie kauerte ſich nieder an der Türſchwelle. Sie dachte an jene ſchreckliche Nacht in St.-Euſèbe, wo ſie ebenſo auf einer Schwelle gekniet, die ſie nicht zu überſchreiten wagte,

während ihr Kind dahinter mit dem Tode rang. Damals hatte sie dem Kinde nicht helfen dürfen, man hatte sie hinausgewiesen wie eine Fremde . . . und jetzt . . .

Eigentlich . . . eigentlich . . . im Herzen ihres Kindes war sie die Fremde immer geblieben!

Sie wartete, wartete stundenlang! Endlich öffnete sie die Tür. Dort, neben dem Bett knieend, das Köpfchen auf dem Kissen, ihre Wange an der des Toten, war Litzi eingeschlafen! Sie schlief zum erstenmal, seit Klaus das Haus verlassen hatte.

Und Nina mußte sie wecken!

* * *

Wie es eigentlich geschehen, konnte sich keiner zusammenreimen. Alle wiederholten sie's, wie oft sie den Herrn gewarnt, allein hinauszufahren zur See. Den eigentlichen Sachverhalt streifte keiner mit einem Verdacht. Nur Nina wußte, warum er nicht mehr lebend zurückkehren wollte in sein Heim!

Sie behielten die Leiche nicht lange. Die erfahrenen alten Seeleute sagten, es sei nicht gut, so schön und unversehrt sie auch aussah — das Fleisch könne sich plötzlich von den Knochen lösen. Das sei bei Ertrunkenen so!

Bis in die Nacht hinein hämmerten sie an dem Sarg, und den nächsten Morgen begruben sie ihn, an derselben Stelle, wo Litzi des Abends so oft auf ihn zu warten gepflegt — in dem Grab seiner Lieblingsschwester!

Ein wundervoller Junitag war's. Ein starker, fruchtbarer Regenschauer war über die Erde niedergegangen, kurz, ehe die Begräbnisglocke zu läuten begonnen hatte. Aber, als die sechs seiner Schüler, welche ihn aus dem

Hause getragen, die Bahre mit dem Sarge hinstellten neben das offene Grab, fing der Himmel bereits an, aus den Wolken zu blauen.

Die Hütten und Häuser von Elmstadt standen leer an diesem Tag. Wer sich nur auf den Füßen halten konnte, war auf dem Kirchhof. Mit gefalteten Händen umstanden sie das offene Grab.

Ein dunstiger Geruch von warmem, regengekräftigtem Pflanzenleben schwebte über allem. Nur aus dem Grabe heraus stieg es kalt und moderig, aber in dem trüben Tümpel, der sich am Boden desselben gesammelt, spiegelte sich der Himmel.

Nina hatte Litzi daran verhindern wollen, dem Begräbnis beizuwohnen — darauf hatte Litzi nicht einmal eine Antwort gegeben. Blaß und starr stand sie neben dem Grab zwischen ihrer Mutter und dem Pfarrer, während sich die Glocken in dem alten Kirchturm ruhelos hin und her schwangen.

Ihr Blick war stier und gläsern, als ob sie nichts sähe — und doch sah sie alles — den Pfarrer, die weinenden Menschen — das schwarze, gähnende Grab, auf dessen Boden sich der Himmel spiegelte, dort auf dem Haufen Erde, neben dem Grab, den kleinen Kindersarg, in dem man die in dem Grabe aufgefundenen Knochenreste gesammelt, und auf der Bahre daneben den großen, langen Sarg.

Alle weinten, nur sie weinte nicht, aber etwas so Trauriges wie sie hatte noch keiner gesehen auf der Welt. — Blaß, steif und unbeholfen stand sie da in einem alten, schwarzen Kleide ihrer Mutter, das man ihr in Ermangelung einer ordentlichen Trauer, die man nicht die Zeit gehabt, herzustellen, über Nacht zurechtgeschneidert

hatte. An die Befolgung des selbstverständlichsten Zeremoniells mußte sie erinnert werden. Aller Augen hingen an ihr. Die Menschen vergaßen den Schmerz um den Toten in ihrem Mitleid mit seinem überlebenden Kinde. Man zeigte sich sie — das war sein Töchterchen!

Der Pfarrer machte es so schnell als möglich um ihretwillen. Er hielt eine kurze, sehr schöne Leichenrede, in der er die edeln Eigenschaften des Verstorbenen hervorhob. Noch ein „Vaterunser" — dann — da kam's — der Moment, wo der schwere Sarg, schauerlich knarrend an den dicken Stricken, hinabgesenkt wurde ins Grab.

Litzi beugte sich vor mit gespanntem Blick, die Lippen halb geöffnet — sie streckte die zitternden Arme aus.

Es war geschehen — er war unten! Der Pfarrer neigte sich zu ihr nieder und forderte sie auf, die erste Handvoll Erde auf den Sarg zu streuen. Erst verstand sie nicht, dann bückte sie sich mühsam — eine ganz kleine Handvoll Erde nahm sie — beugte sich vor . . . dann, ohne den Mund zu öffnen, stieß sie einen schwachen, kläglichen Laut aus, schwankte, und fiel um! Der Pfarrer hielt sie in seinen Armen, sonst wäre sie ins Grab gestürzt.

* * *

Die Menge zerstreute sich, die Sonne schien jetzt wieder voll! Die Regentropfen hingen noch überall an Blättern und Büschen; aber in ihrem feuchten Glanz brach sich das neue Licht. Es war, als ob die ganze Erde geweint hätte um ihn — aber eine Art Verklärung schimmerte bereits über diesen Tränen.

Auch bei den Leidtragenden war es so. Sie fingen

an, einander von ihm zu erzählen, was für ein herrlicher Menſch er geweſen, wie viel Gutes er ihnen getan!

Nur ein armes, junges Geſchöpf gab es, in dem alles dunkel geworden war — Litzi!

Man hatte ſie bewußtlos nach Hauſe bringen müſſen aus dem Kirchhof.

* * *

Anfangs fürchtete man um ihr Leben — ſpäter fürchtete man um ihren Verſtand. Zwei, drei Wochen lag ſie in ihrem Bett, müde, teilnahmlos. Sie weinte nicht einmal und alle Nahrung wies ſie von ſich ab! Wie ſich auch Nina mit Liebkoſungen und freundlichen Zureden um ſie abmühte — es nützte alles nichts. Sie lag immer gleich weiß und ſtill da und ſchien nicht zu wiſſen, ob es Tag war oder Nacht.

Der erſte, welcher ein wenig Licht in ihre Augen zu locken vermochte, war der Pfarrer. Er hatte ſich von Nina die Erlaubnis erbeten, die Kleine beſuchen zu dürfen.

Nachdem er einmal gekommen, kam er alle Tage.

Er war des Verſtorbenen Freund geweſen. Anfangs erzählte er der Kleinen unaufhörlich von ihm. Erſt lieh er dem Schmerz Worte, den ſie nicht mehr ausdrücken konnte, und dann — dann ſchmeichelte er ihn langſam, langſam zur Ruh mit den Tröſtungen des Glaubens — die dort anfangen, wo des Menſchen Weisheit zu Ende geht!

Erſt lag ſie, während er zu ihr ſprach, faſt ſo apathiſch und teilnahmlos da, wie wenn Nina ihr zuredete, einen Löffel Suppe zu ſich zu nehmen; nach einer Weile horchte ſie — horchte mit Intereſſe, faſt mit einer

Art Gier. Er ſprach von einer Auferſtehung der Toten, von einem künftigen Leben. Was hätte er auch anders finden ſollen, um ſie zu tröſten!

Ihr Unſterblichkeitsglaube, der übrigens noch völlig unberührt geblieben war, nahm jetzt die feſtumriſſene Form einer Art Wahnvorſtellung an. An dieſem Wahn richtete ſie ſich auf!

War es ein Wahn? Oder hatten ihre durch den Schmerz verfeinerten Organe ein Ahnungsvermögen erreicht, das robuſten Alltagsmenſchen fehlt?

Wer von uns kann's entſcheiden. Die Vorſehung hat es offenbar nicht wollen, daß der Schleier, der das große Geheimnis verhüllt, durch Menſchenhände gelüftet werde — weil mit der endgültigen Löſung des großen Rätſels die zweifelnde Unruhe von der Welt verſchwinden müßte, welche die Menſchheit zum Fortſchritt treibt!

Eines Tages verließ Litzi ihr Bett, ohne daß man ſie dazu aufforderte. Ihr erſter Weg war in den Kirchhof zu dem Grab. Als ſie noch kaum den Kopf heben konnte aus den Kiſſen, hatte ſie bereits den Pfarrer gebeten, den ſchweren, flachen Grabſtein nicht wieder auf das Grab legen zu laſſen. Sie hatte das Gefühl, als könne er den Entſchlafenen drücken. Der Pfarrer hatte ihrem traurigen Wunſch entſprochen. So kauerte ſie ſich jetzt nieder neben dem kahlen Erdhügel und ſchmiegte ſich daran und lehnte das Köpfchen an denſelben, als ob es ein lebendiger Menſch geweſen wäre, fuhr mit ihren dünnen, abgemagerten Händen darüber hin und murmelte kleine, zärtliche Worte in die Erde hinein.

Nina war ihr nachgeſchlichen. Sie ſtand an dem weißen Pförtchen des Kirchhofs und blickte hinüber zu

dem Kinde. Lange ſtand ſie da — endlich rief ſie Litzi zärtlich zu, nach Hauſe zu kommen.

Litzi hob das Köpfchen mühſam, ſah ſich nach der Mutter um und fing plötzlich an, heftig zu ſchluchzen. Es war das erſtemal, ſeitdem ſie Gewißheit erlangt hatte über das Schickſal Klaus Oldens, daß ſie Tränen fand!

Seit jenem Tage trat eine auffällige Beſſerung ein in ihrer Geſundheit. Sie ſtand jetzt regelmäßig auf, wie alle andern Menſchen, ſetzte ſich zu ihren Mahlzeiten, ja ſie fing an, manchmal ein klein wenig wähleriſch zu werden in bezug auf ihre Nahrung, es war ihr nicht mehr gleichgültig, was ſie zu ſich nahm. Ihr ganzes Denken drehte ſich dabei ausſchließlich um den Toten. Sie verbrachte faſt ihre ganzen Tage auf dem Kirchhof, beſchäftigte ſich damit, das Grab zu ſchmücken und die Blumen zu pflegen, welche ſie darauf gepflanzt hatte.

War das Wetter ſo ſchlecht, daß ſie das Haus nicht verlaſſen konnte, ſo hielt ſie ſich hauptſächlich in dem Zimmer Klauſens auf; ſie berührte alle Gegenſtände darin mit einer Zärtlichkeit, als ob ſie lebende Weſen geweſen wären, ſie las die Bücher wieder, die er mit ihr geleſen hatte, und manchmal drückte ſie einen Kuß auf die von ihm angeſtrichenen Stellen. Ihr herber Schmerz hatte angefangen, ſich in Wehmut aufzulöſen, und die qualvolle Sehnſucht nach dem Dahingeſchiedenen beruhigte ſich langſam in einem ſchwermütig ſüßen Traum!

Anfangs war Ninas Verzweiflung ſo groß, daß ſie die des Kindes begriff. Nach und nach vergaß ſie in ihrer Beſorgnis um die Lebende den Schmerz um den Toten. Und als Wochen vergingen und Litzis ganzes Denken und Fühlen immer noch ausſchließlich einem

Grab und einer Erinnerung galt, da regte sich die Eifersucht in ihrem Herzen, und sie fing an, dem Toten die schwärmerische Liebe ihres Kindes zu mißgönnen. Es war ja doch ihr Kind — er war ein Fremder!

Dabei bediente, pflegte, hätschelte sie Litzi von früh bis abend — und Litzi war sich ihrer Güte vollständig bewußt, war ihr dankbar dafür, war ihr gegenüber immer sehr aufmerksam und lieb — aber nie — nie schmiegte sich ihr Köpfchen an die Schulter der Mutter mit derselben müden Zärtlichkeit, wie sie es manchmal an den Grabhügel schmiegte nach Sonnenuntergang, wenn die Dämmerung Licht und Schatten ausgelöscht hatte, und die Rosen stärker dufteten. Es war die Zeit, wo er sie immer abzuholen gepflegt, um sie nach Hause zu holen. —

Und das Leid und die Bitterkeit sammelten sich an in Ninas Herzen, wenn sie, an dem weißen Pförtchen des Kirchhofs stehend, dem Treiben des Kindes zusah. Und oft hatte sie Mühe, Litzi nicht ein scharfes, eifersüchtiges Wort zuzurufen, ihrer armen, blassen, schwachen Litzi, die jedes harte, rücksichtslose Wort zu Boden gefällt hätte wie ein Schlag.

Sie überwand sich, aber sie wurde fast wahnsinnig darüber, und ihr Wesen dem Kinde gegenüber büßte dadurch etwas von der Weichheit ein, die das Kind brauchte — und statt sich ihr zu nähern, entfremdete sich ihr die Kleine immermehr.

Nina beriet sich mit dem Pfarrer und dem Arzt, klagte ihm über Litzis „Wahn", der bei ihr jegliche Teilnahme an den Dingen des Lebens auslösche.

Arzt und Pfarrer sagten gleichermaßen, daß daran gegenwärtig nichts zu ändern sei. Man solle an den be-

sänftigenden Träumen, in die sich die traurige Seele eingesponnen, nicht rütteln — mit der nüchternen Wirklichkeit könne sich das arme Geschöpf nicht abfinden, das sei nicht zu verlangen von ihm.

So mußte Nina denn alles gehen lassen wie es ging. Aber die Bitterkeit schwoll immer herber an in ihrem Herzen — und die Eifersucht wuchs der Liebe über den Kopf. Sollte sie denn immer die zweite bleiben in dem Herzen des Kindes?

* * *

Mittlerweile waren Briefe angelangt aus Österreich — Briefe voll warmer Teilnahme von allen Angehörigen, von der Schwester und den beiden Brüdern. Am spätesten kam der Brief der Mutter.

Als er endlich eintraf, war er von Tränen verwischt, unsicher in den Schriftzügen, tastend im Ausdruck. Mit fast schwärmerischer Rührung erwähnte die alte Frau des Verstorbenen, und die Teilnahme an dem Schmerz der Tochter war so innig als möglich — aber diese Teilnahme hatte etwas Übertriebenes, Unheimliches — das Wort: „Gott helfe dir", kam zu oft in dem Briefe vor, und mehrere Stellen waren ausgestrichen. Zum Schluß als Postskriptum hatte die alte Frau noch eine Bitte hinzugefügt, um genaue Einzelheiten über den Tod ihres lieben Schwiegersohns.

Nina fühlte wohl, daß die Mutter eine Ahnung von dem Sachverhalt hege, wenigstens eine Ahnung davon, daß Klaus nicht unfreiwillig aus dem Leben geschieden war — aber sie wußte auch, daß die Mutter ihrer Vermutung gegen niemand Worte leihen würde.

Dieſem Brief folgten andre, immer herzlicher und teilnahmsvoller, in denen Mutter und Geſchwiſter Nina drängten, mit ihrem Töchterchen nach Öſterreich zu kommen. Nina würde in der Heimat — die Kleine in einer neuen Umgebung — das große Leid am eheſten verwinden.

Die Sehnſucht nach der Heimat bemächtigte ſich des ganzen Seins der Witwe; in dieſe Sehnſucht miſchte ſich der dringende Wunſch, Litzi loszulöſen von dem Grab, das ſie ſo gänzlich in Anſpruch nahm.

Als Nina das erſtemal das Reiſeprojekt vorbrachte, fing die Kleine ſo heftig an zu zittern, ſo krampfhaft zu weinen, daß es Nina ins Herz ſchnitt.

Die Eiferſucht erſtarb für den Augenblick in zärtlichem Mitleid. Sie nahm die Kleine auf ihre Knie. Ach, wie federleicht die ehemals ſo kräftige Litzi geworden war! Sie küßte, ſie ſtreichelte ſie — ja für einen kurzen Augenblick gewann ſie faſt die Wärme und Weichheit, die das Weſen des Verſtorbenen ſo unwiderſtehlich gemacht, und zum erſtenmal fühlte ſie die mageren Arme um ihren Hals, die ſchmale Wange an ihrer Schulter mit der ſchutzflehenden, alles vergeſſenden Zärtlichkeit, nach der ſie ſich ſo lange vergeblich geſehnt.

Dieſer eine Moment war der ſeligſte in ihrem ganzen Leben!

Er ſollte nicht wiederkehren!

Von dem Augenblick an unterjochte die Sehnſucht nach der Alleinherrſchaft in dem Herzen des Kindes ihr ganzes Sein! Es war zu ſchön geweſen, endlich dieſe Zärtlichkeit zu genießen! Sie mußte ſie für ſich erobern, mochte es koſten, was es wolle, ſagte ſie ſich.

Sie fragte den Arzt, ob er die Reiſe nach Öſterreich ratſam fände für Litzi.

Er meinte, unter Umständen, wenn man Litzi dazu bewegen könne, ohne ihrem Gemüt Gewalt anzutun, ohne ihr zartes Empfindungsvermögen zu verletzen, erachte er die Luftveränderung ebenso wie einen völligen Wechsel ihrer Umgebung als ratsam für sie — über das Knie brechen dürfe man nichts.

Nun wendete Nina alle ihre Schlauheit — und von der hatte sie im gegebenen Moment immer eine große Dosis aufzubringen gewußt — daran, das Kind zu überreden.

Immer wieder berief sie sich auf den Toten, den sie im Herzen ihres Kindes verdrängen wollte, um ihren Willen bei dem Kinde durchzusetzen.

„Nur für ein paar Wochen solle Litzi Elmstadt verlassen," schmeichelte sie; „nur um ihre Gesundheit ein wenig zu kräftigen — das hätte der Papa gewiß selber gewünscht. Die Vorstellung, daß die Toten uns nur an der Stelle nahe seien, wo sie begraben lägen, sei eine irrige und kleinliche. Ihre Seele umschwebe uns überall."

So drang sie in das Kind, bis Litzi endlich — endlich nachgab.

Die Reise nach Österreich wurde für das Ende August festgesetzt.

* * *

Die Zeit des Aufbruchs nahte.

Nina hatte noch einige nötige Besorgungen zu machen und wollte behufs dieser nach Hamburg fahren. Ein schrecklicher Widerwille, Litzi einen ganzen Tag allein zu lassen, plagte sie. Sie hätte den Pfarrer gebeten, über das Kind zu wachen, der aber war momentan für acht Tage verreist. So entschloß sie sich, Litzi mitzunehmen.

Am Abend vor der projektierten Fahrt nach Hamburg verweilte Litzi etwas länger neben dem lieben Grab als gewöhnlich.

Die Nacht, die darauf folgte, war dumpf und schwül. Litzi schlief jetzt in dem Zimmer der Mutter.

Plötzlich mitten in der Nacht erwachte Nina von einem leisen Geräusch. Sie richtete sich auf und erblickte Litzi, die aus dem Bett gestiegen war, und neben dem Fenster stand, das über die Straße hinüber auf den Kirchhof hinaussah. Sie hatte den Rollvorhang halb emporgezogen und blickte hinüber.

„Litzi, was hast du, was tust du dort?“ fragte Nina entsetzt. Sie sprang aus dem Bett und umschlang die mageren Schultern des Kindes.

„Hast du nichts gehört, Mama?“ fragte Litzi beklommen.

„Nein, was sollte ich gehört haben?“

„Der Papa hat mich gerufen,“ sagte Litzi feierlich, und ihre Augen strahlten durch die Dämmerung groß und verklärt!

„Ach, Kind! Das bildest du dir ein,“ suchte die Mutter ihr einzureden und streichelte ihr Haar.

„O nein!“ entgegnete ihr Litzi und schüttelte den Kopf. „Ganz deutlich hab ich's gehört, es war seine Stimme . . . ‚Félicie . . . Litzi . . . Mädy!‘“

„Komm, mein Liebling! Komm, leg dich nieder,“ bat Nina.

Zögernd, mit einem langen Seufzer, wendete sich Litzi von dem Fenster ab und ließ sich zurückführen in ihr Bettchen. Die Mutter setzte sich neben sie, wie um den Gespensterspuk von ihr fernzuhalten, und behielt die schmalen, kalten Händchen des Kindes in den ihren.

„Es war so," erzählte Litzi leise; „ich hatte einen fürchterlichen Traum gehabt — ich hatte mich verirrt auf einem Kirchhof — aber auf einem Kirchhof, den ich nicht kannte — und da irrte ich herum zwischen Särgen und frisch aufgewühlten Gräbern — und aus den Särgen stiegen Leichen, die streckten kalte, feuchte Hände nach mir aus. Ach, ich erstickte fast vor Angst und Grauen! Da hör ich plötzlich die Stimme Papas: ‚Félicie — Litzi — Mädy!' Und alles Grauen ist verschwunden — ich bin wieder zu Hause, und er streckt die Arme nach mir aus. Ach, Mutter! wie mir zumute war, als er mich an sich schloß — so selig — so wohl — nur einen Augenblick . . . da wachte ich auf. Es war schrecklich, das Aufwachen! Mir war's, als sollte mir das Herz noch einmal brechen. Da hörte ich's wieder deutlich, vom Kirchhof herüber kam's: ‚Félicie — Litzi — Mädy!' Da bin ich aus dem Bett gesprungen und hab hinausgeschaut. Er war nicht dort — aber das Mondlicht fiel auf das weiße Kreuz zu Häupten seines Grabes und mir war's, als könne ich die Inschrift lesen: ‚Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen — du bist mein!'"

Sie stockte, dann nach einem Weilchen zog sie die kalten Händchen aus den Händen der Mutter und dieselben faltend, flüsterte sie leise, fast andächtig:

„Ja, er hat mich beim Namen gerufen — ich bin sein!"

„Kind! Kind! Du hast geträumt!" rief sehr beunruhigt die Mutter.

„O nein — o nein, Mama!" Litzi schüttelte den Kopf. „Er hat mich gerufen — ich sagte es ihm immer, wenn er mir vorstürbe, würde ich seine Stimme hören

bis über die große Kluft hinüber! Er hat mich gerufen," und noch einmal, kaum hörbar, wiederholte sie: „ich bin sein!"

Kurz darauf schlief sie.

* * *

Als Litzi aufwachte, fühlte sie sich wohler denn sonst. Nina hatte ihr ihre Sächelchen zurechtgelegt für den Ausflug und kleidete sie selber an mit zärtlichster Sorgfalt.

Litzi ließ alles zerstreut geschehen mit einem gewissen seltsamen, großen, über die Gegenwart hinüber träumenden Blick.

Im letzten Moment meldete sich ein geradezu peinliches Widerstreben bei ihr gegen die Ausfahrt, sie bat mit aufgehobenen Händen, zu Hause bleiben zu dürfen. Aber nach der vorangegangenen kleinen nächtlichen Episode konnte Nina sich weniger denn je entschließen, das Kind allein zu lassen.

Sich eigensinnig den Wünschen der Mutter zu widersetzen — war sie nicht mehr imstande, dazu reichten ihre Kräfte nicht aus. So fügte sie sich geduldig und traurig und fuhr mit ihrer Mutter auf die Bahn. Die Fahrt dauerte fast eine Stunde durch Wiesenland und Felder. Die Ernte war reif.

Nina bestellte den Wagen für eine bestimmte Stunde zum Abholen, dann stiegen sie in den Zug.

Etwa elf Uhr war's, als sie in Hamburg anlangten. Auf dem Bahnhof schlug ihnen ein unangenehmer Geruch von Karbol und Phenol entgegen — etwas geradezu Überwältigendes, Widerwärtiges. Eine eigentümliche Gedrücktheit schien auf den Menschen zu lasten. Ein Träger rief dem andern zu: „Dreihundertundfünfzig!"

Ein andrer verbeſſerte ihn: Jetzt ſchon Vierhundertundzwölf!“ Dabei ſpie er aus, ſchüttelte ſich und trat an das Büfett, um ſich einen Kognak geben zu laſſen.

Nina achtete nicht darauf — das alles hatte für ſie gegenwärtig keinen Sinn. Sie hatte ſeit Wochen keine Zeitung angerührt — ſie ahnte nicht, von was die Rede war.

Als ihr die Worte ſpäter von neuem ins Gedächtnis traten, nahmen ſie eine fürchterliche Bedeutung an.

Um Litzi jegliche Ermüdung zu erſparen, nahm ſie ſofort einen Wagen und fuhr mit ihr bis an den Alſterpavillon, wo ſie Litzi eine Taſſe Bouillon ſervieren ließ. Es fiel ihr auf, daß ihre kleine Beſtellung Aufſehen erregte — daß man gleichſam erſtaunt war, eine Fremde zu ſehen. Sie erklärte ſich das durch die vorgerückte Sommerſaiſon, in der ja faſt alle großen Städte ſehr leer werden. Dann ging ſie mit Litzi zu Fuß, ein paar Einkäufe zu machen.

In Elmſtadt war es warm geweſen — hier in Hamburg war die Hitze drückend und qualvoll, dazu kam noch der widerliche Geruch von Karbol, der alle Straßen verpeſtete.

Nina bekam ſofort Kopfſchmerzen davon und drang in Litzi mit Fragen, ob ſie ſich nicht unwohl fühle.

Aber Litzi ſchüttelte den Kopf, ſtill und blaß ging ſie neben der Mutter her und klagte über nichts.

Die Stadt war wie ausgeſtorben; um ſo mehr fiel es Nina auf, als ſie, im Begriff in einen Handſchuhmacherladen mit Litzi zu treten, mitten in der leeren Straße einen Zuſammenlauf von etwa zwanzig Perſonen bemerkte.

Zwei Ladenmädchen ſtanden in der Tür mit totenbleichen, angſtvoll vorgeſtreckten Geſichtern. Sie antwor-

teten erſt nicht auf die Frage Ninas nach dem Grunde des Zuſammenlaufs, und als Nina ihre Frage wiederholte, blinzelten ſie einander vielſagend an, dann ſagten ſie, es ſei nichts, man habe einen Hund überfahren, worauf ſie mit Nina in den Laden traten, um ſie zu bedienen.

Da Litzi, ohne zu klagen, immer bleicher wurde, führte Nina ſie in ein Hotel zum Speiſen. Das Hotel war gänzlich leer. Die Kellner ſchienen ebenſo überraſcht von dem Erſcheinen der beiden Damen, wie die drüben im Alſterpavillon es geweſen waren.

Eine ſehr lange Zeit verſtrich, ehe das von Nina beſtellte einfache Mahl erſchien. Als ſie zum Nachtiſch Eis verlangte, ſahen die Kellner einander groß an und flüſterten.

Nun waren ſie allein. Nina fühlte ſich aufgeregt von der Hitze, der Kopf ſchmerzte ſie. Eine krankhafte, nervöſe Gereiztheit, in der ſie ihrer nicht mehr recht mächtig war, gärte in ihr. Der Umſtand, daß Litzi während der Mahlzeit ein wenig aufgetaut war, vermochte nicht, ſie zu erheitern — im Gegenteil verdroß es ſie, daß Litzi fortwährend von dem Verſtorbenen ſprach. Ja, durch die Umgebung angeregt, in der ihr alles den Toten ins Gedächtnis zurückrief, hatte das arme, ſtille, blaſſe Geſchöpf angefangen zu plaudern. Sie erzählte Nina von ihrem letzten Zuſammenſein mit dem Papa in Hamburg, von ſeiner unermüdlichen Güte und Vorſorglichkeit, und was er bei dieſer Gelegenheit geſagt — und was bei jener.

Als ſie merkte, daß Nina ſtumm blieb, faßte ſie dieſelbe zutraulich bei der Hand und ſagte:

„Du mußt mich nicht für undankbar halten, weil

ich beſtändig an ihn denke. Gewiß, ich kann dir's gar nicht ſagen, wie ich deine Güte empfinde! Nie, nie einen Augenblick haſt du mich's fühlen laſſen — daß ich nicht deine wirkliche Tochter bin!"

Da aber ſprühten Ninas Augen Feuer. Die Eiferſucht loderte in ihr auf und verdunkelte ihren Verſtand völlig.

„Und weſſen Kind ſollteſt du denn ſein, wenn nicht meines?" rief ſie aus.

„Nun, Papas Tochter bin ich — wer mein Mütterchen war, weiß ich nicht — ich habe nie gewagt, ihn danach zu fragen, da es ihm peinlich zu ſein ſchien," ſagte Litzi. Die Rauheit Ninas hatte ſie verletzt. „Daß du nicht meine eigentliche Mutter biſt, weiß ich ſchon lang!"

„Ich bin deine Mutter!" rief jetzt Nina bis aufs äußerſte gereizt; „er war nicht dein Vater!"

Kaum waren die Worte geſprochen, ſo hätte ſie ſterben mögen, um ſie mit ihrem Tod zurückkaufen zu können. Sie erinnerte ſich ihrer letzten Unterredung mit Klaus und des Verſprechens, das ſie ihm gegeben, Litzi nie über die Wahrheit aufzuklären. Es war zu ſpät!

Litzi war zuſammengefahren, als ob man ſie auf den Kopf geſchlagen. War ſie früher blaß geweſen, ſo wurde ſie jetzt fahl, faſt grün!

„Nicht mein Vater?" murmelte ſie heiſer; „nicht mein Vater — er nicht? Aber er hatte mich doch lieb — ja, er hatte mich doch lieb — noch am letzten Abend, damals, als er mir vor meiner Tür den letzten Gutenachtkuß gab, ſagte er, ich ſolle es nie vergeſſen, daß ich ihm das Liebſte auf der ganzen Welt geweſen, nie! Nicht mein Vater!"

Nina rückte näher an das Kind heran.

„Grüble nicht weiter darüber nach, Litzi," redete sie ihr zu; „es ist ja schließlich von wenig Belang, ob er dein leiblicher Vater war oder nicht. Er hatte dich lieb wie sein eigenes Kind und wünschte sehr, du mögest es nie erfahren, daß er nicht dein Vater sei!"

„Warum also hast du mir's gesagt?" fragte Litzi und sah die Mutter mit einem dunkeln, feindlichen Blick an.

„Ach, es ist mir so entschlüpft — aber es ist ja wirklich von keinem Belang."

„Von keinem Belang . . ." murmelte Litzi. Ihre Augen waren starr geworden — sie versank in tiefes Nachdenken.

In dem Moment trat der Kellner herein und an das Fenster heran, neben dem die beiden saßen. Er ließ den Rollvorhang nieder. Nina blickte auf. Es fuhr etwas rasch am Fenster vorbei — ein schwarzes Etwas, dessen Umrisse sie nicht genau ausnehmen konnte: dann hörte man auf der Straße ein Surren von gedämpften Menschenstimmen, wie wenn das Unglück vorbeigegangen ist.

„Was war's!" fragte Nina.

„Ach, nichts," sagte der Kellner gleichgültig: „die Sonne schien nur zu stark herein."

Nina war viel zu viel mit Litzi beschäftigt, um weiter in ihn zu dringen.

Was in Litzi vorging in der Stunde, die nun folgte, das erfuhr sie nie. Litzi äußerte sich nicht mehr!

Nina hatte noch eine kleine Besorgung zu machen. Aus der verhältnismäßigen Kühle des Hotelspeisesaals traten sie von neuem hinaus in die drückende Hitze, in den widerlichen Karbolgeruch.

Nina glaubte ihres Weges ganz sicher zu sein. Mit einem Male stellte es sich heraus, daß sie sich geirrt habe. Sie konnte den Laden, den sie suchte, nicht finden.

Litzi schlich neben ihr her, stumm, mit starren Augen, in ihr großes Nachdenken versunken, und eine furchtbare Vermutung durchzuckte die Mutter. War das Kind im stande, sich's zusammenzureimen, was Klaus in den Tod getrieben hatte?

Mit einemmal fing Litzi an, die Füße zu schleppen.

„Bist du sehr müde?" fragte Nina besorgt.

„Mir schwindelt," sagte Litzi matt.

„Mein armer Liebling — warte, setze dich in einen Laden, ich will indessen einen Wagen holen," meinte Nina. Aber wie sie sich umsah, war kein Laden da — sie waren in eine ganz stille Straße geraten — mitten in die malerische Hogarthsche Architektur hinein. Von außen sah alles reinlich aus, traulich einladend, hübsch. Ein kühler Flur mündete auf die Straße hinaus.

„Hier setze dich einen Augenblick," bat Nina, „auf die Stufe, ich komme gleich mit dem Wagen, um dich zu holen. Da setz dich auf mein Tuch." Sie breitete das schwarze Tuch unter sie. Sie küßte die Kleine, dann eilte sie fort.

Es dauerte eine sehr lange Weile, ehe sie den Wagen fand — es war, als ob keine Wagen mehr zu finden seien in Hamburg. Einen Augenblick hielt sie sich auf, um eine Ananas zu kaufen für Litzi, deren Lieblingsfrucht das war.

Endlich fand sie die Wagen. Der erste, an den sie herantrat, und dem sie den Namen der Straße nannte, den sie sich vorsorglich eingeprägt, weigerte sich schlechtwegs, sie hinzuführen — er sei für eine andre Fahrt

bestellt, behauptete er. Schließlich fand sie einen, der sie führte.

„Das ist das Haus," rief sie.

Er hielt — sie sprang heraus.

„Litzi!"

Litzi war fort.

Sie war starr — sie sagte sich, daß sie sich in der Straße geirrt haben müsse — nein, da in dem Flur lag das schwarze Tuch — Litzi war fort!

Eine gräßliche Angst packte sie am Herzen, an der Kehle — dann suchte sie eine Erklärung — offenbar hatte Litzi ihr langes Ausbleiben nicht begreifen können — sie war ihr nachgeeilt, hatte sie gesucht, verfehlt — aber wo sie wieder finden?

Litzi hatte Geld bei sich. Sie hatte sich, als sie im Mai in Hamburg gewesen, einmal auf der Straße verloren — da hatte Nina gesagt: „Wenn das Ärgste zum Ärgsten kommt, so nimm einen Wagen und fahr ins Hotel. Es ist ja nicht wahrscheinlich, daß wir einander verlieren, aber es kann vorkommen."

„Ins Hotel wird sie nicht gefahren sein, aber vielleicht auf die Bahn," sagte sie sich. Indessen wartete sie noch eine Weile, schrie:

„Litzi — Litzi!"

In einem der Fenster zwischen einer Reihe verdorrter Blumenstöcke, die man vergessen haben mußte zu begießen, schwang sich ein Papagei wie wahnsinnig auf dem Ring in seinem Käfig hin und her und krächzte unheimlich.

In einem andern Fenster drückten sich ein paar bleiche Gesichter gegen die Scheiben.

Antwort erfolgte keine! Sie fing an, den Verstand zu verlieren . . .

Sie fuhr auf die Bahn — Litzi war nicht da. Sie erblickte den Träger, der sie am Morgen bedient — ob er ihre Tochter nicht gesehen habe, drang sie in ihn — ein junges Mädchen in Trauer mit einem schwarzen Matrosenhut.

Er sagte: „Ja — er glaube, ja — sie sei soeben mit dem Zug abgefahren — ja — ja, er erinnere sich, nach — nach X=burg.“ Es war die Station vor Elmstadt.

Nina klammerte sich an die Hoffnung, Litzi könne aus irgend einem Grunde vorausgefahren sein. Sie wartete auf den nächsten Zug.

Eine solche Menge, wie sich nun auf dem Bahnhof zusammenstaute, hatte sie in ihrem ganzen Leben nicht gesehen — dagegen waren die Vergnügungszüge an Sonntagnachmittagen in Paris leer! Es war, als ob ganz Hamburg auswandere. Sie hörte nichts, sie sah nichts als ein wirres Menschengewühl, in dem Litzi nicht war!

Endlich konnte sie einsteigen. Nach anderthalb qualvollen Stunden erreichte sie ihr Ziel. Auch hier fragte sie auf der Station nach Litzi. Auch hier wollte man sich erinnern, ein junges Mädchen in Schwarz gesehen zu haben mit einem Matrosenhut — sie war mit dem Fünfuhrzug gekommen und mit der Doktorin nach Elmstadt gefahren. Die Doktorin kannte man auf der Station gut.

Nina atmete auf — das mußte Litzi sein, Litzi die den Kopf verloren hatte und nach Hause geflüchtet war.

Wie das zugegangen war, konnte sie sich freilich nicht erklären — aber sie gab sich die Unwahrscheinlichkeit nicht zu. Sie hatte den Wagen später bestellt. Erst nach längerem Suchen fand sie ein Gefährt, das sie nach

Elmstadt beförderte. Sie hatte sich in den Wahn hinein geredet, daß sie Litzi zu Hause antreffen müsse.

Mitten in ihrer Angst kam ihr ein Zorn über den gräßlichen Schrecken, welchen das Kind ihr eingejagt — wenn sie sie wohlbehalten anträfe zu Hause, so wollte sie — sie ausschelten, ja schrecklich schelten würde sie die Kleine — o, nein, nein, sie würde doch nur vor ihr niederknieen und ihr Hände und Füße küssen und Gott danken . . .

Und rings herum war es heiß und still. Und durch die Stille hörte man das schneidende Geräusch der mähenden Sensen und das müde Niederrauschen des reifen Getreides.

Ninas Herzschlag stockte! An was erinnerte sie das?

An den heißen Augusttag in St.-Eusèbe — an die Angst um ihr krankes Kind — und dann an etwas — etwas Entsetzliches, das der Krankheit vorangegangen war . . . Etwas . . . was war es . . . was?

Wie aus einem dunkeln, schauerlichen Grab stieg es empor — die Erinnerung an den fürchterlichen Wunsch, der sich aus ihrem Herzen losgerungen, damals in Paris, ehe sie den Brief erhalten, der ihr die Krankheit des Kindes anzeigte:

„Möchte es sterben! — möchte es doch sterben!"

Der Wagen hielt — sie stieg aus — trat in das Haus. Im Flur war niemand.

„Meta!" schrie sie.

„Gottlob, gnädige Frau — endlich!" rief Meta aus dem Garten und kam auf sie zu.

„Ist Litzi nach Hause gekommen?"

„Nein, gnädige Frau."

„Aber sie muß doch gekommen sein, mit dem Fünfuhrzug — mit der Doktorin?"

„Nein, die Doktorin ist gekommen mit ihrer Nichte, die vor zwei Tagen Vater und Mutter an der Cholera verloren hat.“

„An der Cholera?“ Nina taumelte zurück.

„Ja, hat denn die gnädige Frau nichts gehört davon? Dreihundertundfünfzig Menschen sind daran gestorben in Hamburg, gestern,“ erzählte Meta; „von heute über Nacht bis Mittag über vierhundert. Die Doktorin hat die Nachricht gebracht — es stand schon gestern in der Zeitung — wir haben es heute mit der Köchin nachgelesen —, aber wie schrecklich es zugeht, das steht in der Zeitung nicht. In den ärmeren Straßen werfen die Menschen die Leichen aus den Fenstern auf die Straßen — auf die Hausflur schieben sie sie hinaus —, die Krankenwagen fahren Tag und Nacht durch die Straßen, lesen die Toten und Kranken auf, wo sie sie finden. Viele hundert Leichen liegen unbegraben. Aber wo ist das Fräulein?“

Statt aller Antwort stieß Nina einen krächzenden, grauenvollen Schrei aus — sie wich zurück, so daß sie gegen die Wand anprallte.

Dann wollte sie die Treppe hinaufeilen — sie konnte nicht. Zwischen jedem Wort stockend, rief sie:

„Meta, holen Sie mir das Paket Photographien von Litzi — das auf meinem Schreibtisch — rasch — fliegen Sie!“

Meta flog die Treppe hinauf — Nina stand da wie benommen. Ein süßer Duft drang aus dem Garten zu ihr. Halb mechanisch machte sie zwei Schritte vor.

Da breitete sich der Garten aus in seiner ganzen friedlichen Schönheit, nur wenig von der drückenden Augusthitze versengt.

Und vor dem Hause stand der Tisch, traulich gedeckt, mit Blumen geschmückt, ihrer und Litzis harrend.

Jetzt erst merkte sie, daß sie die Ananas, die sie für Litzi gekauft, noch immer krampfhaft im Arme hielt. Die stellte sie auf den Tisch hin — ein Nebel hatte sich über ihr Bewußtsein gebreitet — ihr war plötzlich, als sei alles nur ein böser Traum, mit dem sie rang — sie mußte erwachen — Klaus war nicht tot — Litzi nicht verschwunden — sie würden sich alle zusammen niedersetzen um den hübschen gemütlichen Tisch zum Abendessen und sich gegenseitig necken und lieb haben — und Pläne schmieden für die Zukunft!

Da brachte Meta die Photographien — sie erwachte — aber nicht aus dem bösen Traum, sondern zu dem Bewußtsein, daß der Traum Wirklichkeit war!

Sie stieg in den Wagen zurück, den sie bedachtlos draußen hatte warten lassen.

„Auf die Station!“ rief sie dem Kutscher zu. „Sehen Sie zu, daß sie den letzten Zug erreichen.“

Die Sonne stand sehr tief und die Schatten waren lang —, müde und unlustig arbeiteten sich die Pferde über den schlechten Feldweg — in der Ferne klagte das Meer — und ringsherum hörte man das zischende Mähen der Sensen und das Niederrauschen des reifen Getreides!

In Hamburg mähte der Tod!

* * *

Die nächsten Tage sah man durch die Straßen von Hamburg eine Frau irren mit grauem Haar und schwarzen Kleidern, die Photographie eines bildschönen Mädchens in der Hand!

Überall hatte sie angeklopft — im Hotel hatte sie das Kind zuerst gesucht — hatte sich Litzi vielleicht dorthin geflüchtet? Nein!

Dann war sie in die Straße zurückgeeilt, in der sie die Kleine verlassen, und die, wie es sich nun zeigte, eine der verseuchtesten von ganz Hamburg war.

Bis in die von außen so schmuck und reinlich aussehenden, in ihrem Innern den Anblick auf widerlich zusammengepferchtes Menschenelend eröffnenden Häuser war sie gedrungen; überall hatte sie gefragt nach dem Kinde, die Photographie in der Hand — nichts — nichts!

Die Krankenwagen waren mehrmals in die Straßen gekommen, wen dieselben an dem von ihr bestimmten Tage alles mitgeschleppt, wußte man nicht — daß man mitunter die Toten oder Sterbenden auf die Hausflur hinausgeschoben habe, das war richtig!

Indessen suchte sie weiter — suchte — suchte! Von einer Wachtstube zur andern wankte sie — immer mit der Photographie in der Hand, in allen Polizeibureaux kannte man sie schon. Sie saß dort mit zitternden Gliedern, während andre Menschen, die stärker waren und zungenflinker als sie, ihr Anliegen vorbrachten, und das Klingeln des Telegraphen unaufhörlich um sie herumschwirrte — neue Opfer anmeldend.

Wenn sie endlich zu Worte kam, hörte man sie teilnehmend an und schüttelte den Kopf. Man kannte ihre Geschichte schon. „Ein junges Mädchen in Trauer mit einem schwarzen Matrosenhut, diesem Bilde ähnlich, nur viel — viel hübscher, ein goldenes Kettchen um den linken Arm!“

Man konnte ihr nicht helfen, man hatte nicht ein-

mal die Zeit dazu, es zu versuchen — man hatte so viel andres zu tun!

Um sie zu beruhigen, bat man sie, das Bild zurück zu lassen, man würde Erkundigungen einziehen und ihr Meldung zukommen lassen, sobald man etwas erfahren, andres konnte man in dem Falle nicht tun.

Sie hatte bereits alle Photographien der Kleinen verteilt bis auf eine. Von der trennte sie sich nicht mehr.

Sie bat um Einlaß in die Choleraspitäler. Entweder verwehrte man ihr kurzweg den Eintritt — oder — was viel häufiger geschah, verwies man sie von einer Behörde zur andern. Sie kam immer wieder — immer mit derselben Erzählung, die sie immer undeutlicher hervorbrachte. Schließlich wurden die Leute ihrer überdrüssig, ließen sie nicht mehr vor, oder wiesen sie ab. Sie klopfte an die Türen der Spitäler selbst, umsonst.

Wo sie die Nächte verbrachte — ob sie ins Hotel zurückkehrte oder nicht, davon hatte sie kein rechtes Bewußtsein. Einmal führte man sie in eine Wachtstube ab.

Bei Tage irrte sie durch die Straßen, durch die Hitze und den Karbolgeruch — und wenn sie niemand andrer mehr anhören wollte, so hielt sie die Passanten auf der Straße an und zeigte ihnen die Photographie des Kindes uud stellte Fragen, die keiner beantworten konnte.

Aber auch die Passanten wichen ihr aus. Man fing an sie zu kennen, man zeigte sie mit dem Finger — man nannte sie das „Choleragespenst".

In allen ihren Schrecken tauchte die Seuche um sie herum auf. Am öftesten sah sie einen jener schäbigen alten Landauer, die der Schrecken von ganz Hamburg waren,

vor einem Hause halten und sah, wie man einen, sich zwischen einem Wärter und irgendeinem Angehörigen mühsam aufrecht haltenden, von den Schultern bis zu den Füßen herunter in ein Tuch eingeschlagenen Kranken, mit bläulichem Gesicht und halbgebrochenem Blick, in den Wagen schob. Sie fragte sich, was die arme, zarte, verwöhnte, gegen jeden Ekel so peinlich empfindliche Litzi gelitten haben müßte, wenn sie fremd, verlassen, zwischen den Pestkranken aus einer Ohnmacht aufgewacht war in einem Choleralazarett!

Der fünfte Tag war zu Ende, die Nacht kam.

Sie ging noch immer, ging — ging ihren alten Weg nach der Richtung der Spitäler, an deren Türen sie sich schon oft vergeblich die Knöchel wund geklopft. Es war schon sehr spät. Die Laternen brannten. Die Straße entlang kam lautes polterndes Rasseln!

Ein Krankenwagen fuhr an ihr vorbei — das Gestöhne der Unglücklichen drang zu ihr.

Eine Eingebung kam ihr. In dem Schatten des Wagens würde sie vielleicht vermögen, unbemerkt in das Hospital zu schlüpfen. Sie eilte ihm nach — der Versuch gelang ihr.

Mit hochklopfendem Herzen versteckte sie sich zwischen den Bäumen in den schattigen Anlagen des geräumigen Hofraums.

Aus dem Hintergrund des Hofes klang ein gleichmäßiges Hämmern und Klopfen. Der Richtung des Schalls folgend, bot sich ihr ein gräßliches Bild! Von in der Nachtluft flackernden Lichtern erhellt, erblickte sie die Leichenträger in voller Arbeit! An einer Stelle sah sie drei große Reihen fünffach aufeinander geschichteter Särge — und dort . . . sie prallte zurück . . . was war

das? Aus dem Leichenhause wurden die Toten geschleppt, völlig unbekleidet, bei beiden Armen wurden sie über den Weg geschleift und in die Särge gelegt! Sie erstarrte fast vor Grauen!

Da hatte sie einer der Leichenbesteller erblickt und ließ sie rauh an mit der Frage, was sie hier suche?

„Ich suche mein Kind," rief sie — sie wollte das Bild herausziehen. Eine Angst kam ihr, man könnte es ihr nehmen — und es war das letzte, das sie besaß!

Da näherte sich ihr eine der Krankenwärterinnen, die, von der Nachtwache abgelöst, in dem Hofe frische Luft schöpfte. Eine vierschrötige Person war's, mit klugen schwarzen Augen, die aus einem stark gefärbten Gesichte herausſahen. Zwanzig Jahre ihres Lebens sanken vor Nina in die Vergangenheit zurück.

„Auguste!" stammelte sie.

Die andre stockte einen Augenblick, dann langsam, als traue sie ihren Augen, ihren Ohren kaum:

„Nina!"

„Wie kommen Sie hierher?" fragte Nina.

„Mein Mann ist Arzt — ich habe mich als Krankenpflegerin gemeldet — ein jeder leistet, was er kann in dieser Zeit! Aber mein Gott! Was tun Sie hier — wie kommen Sie her?"

„Ich suche mein Kind," murmelte Nina noch einmal. Dann zog sie Auguste tiefer zwischen die Bäume hinein und erzählte ihr dieselbe schreckliche Geschichte, die sie bereits Hunderten erzählt hatte, und — die niemand mehr anhören wollte.

Auguste hörte sehr aufmerksam zu. Sie trat mit der Photographie unter eine Laterne.

„Ja, kein Zweifel, das Kind war bei uns! Kommen Sie, ich kann Ihnen ihre abgelegten Sachen zeigen.“

Nina ſtieg mit ihr die Treppe des Spitals hinauf. Dort oben auf dem Korridor, von einer Lampe ſpärlich erleuchtet, lagen nebeneinander zahlreiche Leichen — eine jede in das Bettuch gewickelt, auf dem ſie verſchieden waren — den Totenſchein in den erſtarrten Händen. Hinter den Türen hörte man röcheln und ſtöhnen.

Auguſte ſchritt mit Nina in einen Teil des Korridors, wo die abgelegten Sachen derjenigen Verſtorbenen lagen, die nicht agnosziert waren. Da, auf einem der Bündel lag ein kleiner ſchwarzer Matroſenhut. Mit einem Schrei warf ſich Nina darauf.

Sie öffnete das Bündel. Ja, das war's — die feine Wäſche des Kindes, ihr geſticktes Unterröckchen, die winzigen Stiefelchen — das ſchwarze Kleid! Nina bedeckte alles mit Tränen und Küſſen.

„Sie iſt tot!“ murmelte ſie dann matt.

„Ja,“ ſagte Auguſte.

Nina ſtand ſtarr, das Bündel in der Hand.

Eine der Türen öffnete ſich — eine Leiche wurde hinausgeſchoben.

„Kommen Sie hinunter,“ ſagte die Jaworſky, und ſchwindelig, wie im Traum, ſtieg Nina hinunter in den Hof.

Hier war alles ſtill und friedlich, die Nachtluft ſang in den Bäumen — oben funkelten die Sterne! Nur das eintönige Hämmern klang herüber — und in der Ferne ſah man das weiße Schimmern der Leichen, die aus dem Totenhaus geſchleppt wurden.

Ninas Augen hefteten ſich fragend auf das Geſicht Auguſtens — dieſe verſtand.

„Sie hat nicht viel gelitten," sagte Auguste; „vor fünf Tagen wurde sie uns eingeliefert, sie war gänzlich bewußtlos, und mußte offenbar in diesem Zustande irrtümlich mitgenommen worden sein. Ich kleidete sie selber aus, und legte sie in einen Winkel in ein Zimmer, wo die leichteren Fälle untergebracht waren. Sie war so reizend, daß sie mir's angetan hatte auf den ersten Blick — mitten in dem Jammer, der rings um mich war. Ich hoffte von einer Stunde zur andern, daß sie sich würde äußern können — aber sie vermochte es nicht. Sie lag da, blaß und still vor sich hinträumend, offenbar von schützenden Visionen eingehüllt, die die Wirklichkeit nicht zu ihr durchdringen ließen. Ich blieb die ganze Nacht neben ihr — ich konnte mich ihr widmen, weil es meine Zeit war zum Ausruhen. Gegen Morgen wurde sie sehr unruhig. — Ich dachte, jetzt würde das Bewußtsein sich bei ihr durchringen, und ich stellte mich so neben ihr Bett, daß sie möglichst wenig sehen möge von dem, was sie umgab. Aber das Bewußtsein kam nicht — es war der Todeskampf! Sie rang ein paarmal nach Atem, riß mit den mageren Händchen an dem Laken, unter dem sie lag — mit einemmal richtete sie sich halb auf, lächelte, als ob ihr ein Engel die Arme entgegen gestreckt hätte — und sank zurück. Ich habe nie jemand mit einem so glücklichen Ausdruck sterben sehen!"

„Ob sie von der Seuche befallen war?"

„Die Anzeichen sprachen nicht dafür, sie ist, wenn ich nicht irre, einer jähen Herzaffektion erlegen. Übrigens war sie sehr zart und ihr kleiner Organismus bereits erschöpft. Der Tod tippte die Blüte nur an — sie fiel ab!"

Auguste hatte ihren Bericht beendet. Eine lange, lange Pause folgte.

Mit einemmal wendete Nina den Kopf nach der Richtung, wo die weißen Leichen über den Weg geschleift wurden.

„Wurde sie begraben mit den andern?“ fragte sie schaudernd — die Frage wollte ihr kaum über die Lippen.

„Nein,“ sagte Auguste; „ich konnte mich nicht entschließen, sie so lieblos bestatten zu lassen. Wir haben sie in unsre Gruft beigesetzt!“

„Da könnte sie vielleicht überführt werden nach Elmstadt?“ rief Nina.

„Überführen — eine Leiche — von hier aus in dieser Zeit — Nina . . .“ Auguste zuckte die Achseln — dann griff sie in die Tasche. „Da sind übrigens zwei Kleinigkeiten, die ihr gehört haben.“

Litzis Portemonnaie und das Armkettchen.

Eine Uhr schlug.

„Meine Zeit ist um, ich muß hinauf,“ sagte Auguste. „Es gibt heute sehr viel zu tun — nur eine Stunde hab ich mir Rast gegönnt. Ich führe Sie hinaus.“

Sie gingen — Nina hielt noch immer das Bündel mit den Kleidungsstücken in der Hand.

Am Tor forderte man es ihr ab — es durfte nichts hinausgeschleppt werden, das einem angeblich Cholerakranken gehört hatte.

Einen Augenblick zögerte Nina auf der Schwelle. Sie küßte Auguste die Hand, kniete nieder vor ihr. In der nächsten Minute hatte sich das Tor dröhnend hinter ihr geschlossen — sie stand draußen auf der Straße — allein!

Nach den Vorstellungen, mit denen sie sich gemartert, war das, was sie gehört, eine Erleichterung. Im übrigen war sie jetzt ganz arm und ganz ruhig.

Eine Weile stand sie wie erstarrt da — da öffnete sich das Tor des Hospitals weit — im scharfen Trab fuhr ein Karren mit Särgen an ihr vorbei! Man hörte die Särge aneinander prallen bei der raschen Bewegung des Karrens. Nina war's, als höre sie die Leichen sich schütteln. Der Gedanke, daß die zarte Leiche des Kindes hätte verwesen können mitten zwischen all diesen andern Leichen, flößte der Mutter einen Schauder ein — das Bewußtsein, daß sie davor bewahrt worden, bot ihr Trost!

An dieser Empfindung merkte sie, daß ihr Herz noch lebe.

Es schmerzte sie, daß sie die Leiche nicht nach Elmstadt überführen konnte.

Dann sagte sie sich, daß es vielleicht die Vorsehung so gefügt, daß nichts Irdisches sich vermengen solle von den beiden Menschen, deren Seelen sich über „die große Kluft" hinüber gerufen und gehört — nichts — nicht einmal der Staub ihrer Leichen!

* * *

Einige Tage später saß die alte Baronin Jewitsch im Kreise ihrer Kinder und Enkelkinder um den „Jausen"-Tisch versammelt in Unkenstein auf einem Platz, der von Linden beschattet war und auf die Save hinaussah.

Ein gemütlicheres, traulicheres Beisammensein konnte man sich nicht denken. Die würzige Gebirgsluft schwebte über allem, und auf den Blumenbeeten inmitten der Rasenplätze glänzte der Sonnenschein.

Die trübe Stimmung, in die der plötzliche Tod Klaus Oldens die Familie eine Zeitlang versetzt, hatte sich bereits verflüchtigt.

Nur die Baronin weihte dem Verstorbenen noch eine gerührte Erinnerung — von den andern war eine andauernde Verstimmung nicht zu verlangen. Das Mitleid mit der Schwester war verblaßt und den Verstorbenen hatten sie nie gekannt.

Hingegen wartete man mit einer gewissen Spannung auf die Resultate der Nachmittagspost. Würde dieselbe endlich Nachricht von Nina bringen — sie hatte seit vierzehn Tagen nicht geschrieben. In ihrem nächsten Brief mußte sie ihre Ankunft melden. Angesichts der Zustände in Hamburg hätte man sie sehr gerne da gehabt mit dem Kinde.

Aber freilich, nach Holstein hinauf schien sich die Seuche nicht zu ziehen, und in Hamburg hatte ja Nina nichts zu tun. Damit beruhigte man sich.

Die ersten Schreckensbotschaften von Hamburg waren jetzt zehn Tage alt. Man hatte begonnen, sich daran zu gewöhnen. Immerwährend fürchten und entsetzen konnte man sich nicht, das war nicht zu verlangen. Man lachte — lachte laut über einen nicht mehr neuen Bazillenwitz. Nur die alte Baronin lachte nicht.

Ein Tritt knirschte über den Kies — über den Vespertisch fiel ein langer schwarzer Schatten. Sie blickten alle empor!

Auf die fröhlichen Menschen zu kam eine Frau in tiefer Trauer mit schneeweißem Haar. Ihr Gesicht war gelb — die Augen saßen in tiefen schwarzen Höhlen.

Sie sah wie eine Siebenzigerin aus — und hielt eine Photographie in der Hand.

Keiner kannte sie. Vor dem Sessel der alten Baronin blieb sie stehen — sie wollte reden, aber aus ihrer Kehle drang nur ein heiserer, ächzender Laut.

Eines von den Kindern fing an vor Schrecken zu ſchreien und zu weinen.

Die alte Baronin richtete ſich halb auf, faßte die Fremde feſter in die Augen — da ſank dieſe zu ihren Füßen zuſammen — bewußtlos!

„Nina!“ ſchrie die alte Frau und beugte ſich zu der Tochter nieder.

„Nina?“ wiederholten die Geſchwiſter entſetzt, ungläubig . . . „Nina?“

Ja, es war Nina Jewitſch — die heimkehrte!

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel
Berlin W. 35.

Achleitner, Arthur. Das Schloß im Moor. Roman. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Das Hennendirndl. Roman von Kiemsee. 1907. 8° Eleg. geb. 5.—

— Der Stier von Salzburg. Kulturbild aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Exzellenz Pokrok. Roman. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Ein gekaufter Mann. Roman. 1906. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Tugendloses Gestein. Eine Gewerksnovelle aus Steiermark. 1906. 8°. Eleg geb. 4.—

— Sport bei Hof. Roman. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

Arminius, Wilhelm. Frauenkämpfe. Ein Novellenbuch. 1905. 8°. Eleg. geb. 4.—

Bettelheim, Anton. Marie von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter. Mit 3 Bildern in Lichtdruck. 1900. 8°. Eleg. geb. 6.—

Biennerhassett, Lady, geb. Gräfin Leyden. Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Drei Bände. gr. 8°. Eleg. geb. 37.—

— Talleyrand. Eine Studie. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—

— John Henry Kardinal Newman. Ein Beitrag zur religiösen Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. 1904. gr. 8°. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. In Halbfranz geb. 9.—

Blum, Hans. Volkstümliche geschichtliche Vorträge. 1904. 8°. Eleg. geb. 7.—

Brabant, Artur. Das Heilige Römische Reich teutscher Nation im Kampfe mit Friedrich dem Großen. 1904. gr. 8°. Eleg. geb. 9.—

Brandenburg, Erich. König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Ludolf Camphausen. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—

Briefe, die ihn nicht erreichten. 79. Auflage. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.—

Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller herausgegeben und erläutert von Albert Köster. Zweite Auflage. 1904. 8°. Eleg. geb. 6.—

Coch, Auga. Auf steiniger Erde. Skizzen. 1905. 8°. Eleg. geb. 3.—

Deledda, Grazia. Der Efeu. Sardinischer Dorfroman. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—

Der Tag Anderer. Von der Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten". 1905. 8°. 21.—25. Aufl. Eleg. geb. 5.—

Duncker, Dora. Die heilige Frau. Berliner Theaterroman. 1905. 8°. Zweite Auflage. Eleg. geb. 5.—

— Die Graue Gasse. Roman. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Jugend. Novellen. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

Ebner-Eschenbach, Marie von. Agave. 2. Aufl. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.—

— Aphorismen. Sechste Auflage. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Rittmeister Brand. Erzählung. Dritte Auflage. 1905. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Dorf- und Schloßgeschichten. Achte Aufl. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Neue Dorf- und Schloßgeschichten. Vierte Aufl. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Neue Erzählungen. Vierte Auflage. 1904. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Das Gemeindekind. Erzählung. Elfte Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Glaubenslos? Erzählung. Dritte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Meine Kinderjahre. Biographische Skizzen. Zweite Auflage. Mit 2 Bildnissen. 1907. 8°. Eleg. geb. 6.—

— Die arme Kleine. Erzählung. Mit 3 Dreifarbenbildern und 22 Textillustrationen von F. Haß. Eleg. geb. 8.—

— Lotti, die Uhrmacherin. Erzählung. 7. Aufl. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Die unbesiegbare Macht. Zwei Erzählungen. Dritte Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 6.—

— Miterlebtes. Erzählungen. Dritte Auflage. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Drei Novellen. Dritte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Ein kleiner Roman. Erzählung. Vierte Auflage. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Das Schädliche. Die Todtenwacht Zweite Aufl. 1908. 8°. Eleg. geb. 4.50

— Gesammelte Schriften. Neun Bände. 8°. In 9 Bde. eleg. geb. 40.50

— Alte Schule. Erzählungen. Zweite Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Aus Spätherbsttagen. Erzählungen. Zwei Bände. Zweite Auflage 1903. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 10.—

— Unsühnbar. Erzählung. 8. Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 6.—

— Die Unverstandene auf dem Dorfe. Erzählung. Vierte Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Bertram Vogelweid. Erzählung. Zweite Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Zwei Komteſſen. Achte Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—

Ebner-Eschenbach, Marie von. Aus meinen Schriften. Ein Buch für die Jugend. 1907. 8°. Geb. 1.—

Federn, Karl. Neun Essays. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Jahre der Jugend. Roman. 1904. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Zwei Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Rosa Maria. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.50

Fischer, E. L., Überphilosophie. Ein Versuch, die bisherigen Hauptgegensätze der Philosophie in einer höheren Einheit zu vermitteln. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—

Frapan-Akunian, Ilse. Arbeit. Roman. 2. Aufl. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Die Betrogenen. Roman. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Auf der Sonnenseite. Novellen, Erzählungen und Skizzen. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Bittersüß. Novellen. 1891. 8°. Eleg. geb. 5.50
— „Flügel auf!" Novellen. 1895. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Bekannte Gesichter. Novellen. 1893. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Erich Hetebrink. Hamburger Roman. Zwei Bände. 1907. 8°. Eleg. geb. 8.—
— Jugendzeit. Ausgewählte Erzählungen. 1904. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Querköpfe. Hamburger Novellen. 2. Aufl. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.50
— Schreie. Novellen. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—
— In der Stille. Novellen und Skizzen. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50
— „Vom ewig Neuen". Novellen. 1896. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Was der Alltag dichtet. Novellen. 1899. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Vischer-Erinnerungen. Aeußerungen und Worte. Ein Beitrag zur Biographie Fr. Th. Vischer's. Zweite Auflage. 1889. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Enge Welt. Novellen. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Wehrlose. Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Wir Frauen haben kein Vaterland. Monologe einer Fledermaus. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen. Zweite Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Zu Wasser und zu Lande. Novellen. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50

Fred, W. Die Straße der Verlassenheit. Zehn Jahre. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—

Frommel, Otto. Neue Deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung. Acht Aufsätze. 1902. gr. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Die Poesie des Evangeliums Jesu. Ein Versuch. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Novellen und Märchen. 1907. 8° Eleg. geb. 6.—

Garbe, Richard. Indiſche Reiſeſkizzen. 1889. gr. 8°. Eleg. geb. 8.50
— Beiträge zur indiſchen Kulturgeſchichte. 8°. Eleg. geb. 7.—

Geiger, Ludwig. Aus Alt-Weimar. Mittheilungen von Zeitgenoſſen nebſt Skizzen und Ausführungen. 1897. gr. 8°. Eleg. geb. 10.—

— Berlin 1688—1840. Geſchichte des geiſtigen Lebens der preußiſchen Hauptſtadt. 2 Bände. 1892—1895. gr. 8°. Eleg. geb. 34.—

Gerhard, Adele. Pilgerfahrt. Roman. 1902. 8°. Eleg. geb. 4.—

Glaſer, Marie von. Ihr Leid und ſie .... Novellen und Skizzen. 1905. 8°. Eleg. geb. 4.—

Güßfeldt, Paul. Der Montblanc. Studien im Hochgebirge, vornehmlich in der Montblanc-Gruppe. 1894. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—

— Kaiſer Wilhelms II. Reiſen nach Norwegen in den Jahren 1889—1892. Zweite Aufl. 1892. gr. 8°. Eleg. geb. 28.—

— Meine Kriegserlebniſſe im deutſch-franzöſiſchen Feldzug. 1907. gr. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Reiſe in den Andes von Chile u. Argentinien. 1888. gr. 8°. Eleg. geb. 14.—

Haeckel, Ernſt. Indiſche Reiſebriefe. Vierte Auflage. 1903. gr. 8°. Eleg. geb. 18.—

Heilborn, Ernſt. Der Samariter. Roman. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Ring und Stab. Zwei Erzählungen. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—

Heine, Anſelm. Auf der Schwelle. Studien und Erzählungen. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Vom Markte der Liebe. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

Hillern, Wilhelmine von, geb. Birch. Die Geier Wally. Eine Geſchichte aus den Tyroler Alpen. Siebente Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 4.—

— Und ſie kommt doch! Erzählung aus einem Alpenkloſter des dreizehnten Jahrhunderts. Sechſte Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 6.—

Hoechſtetter, Sophie. Dietrich Lanken. Aus einem ſtillen Leben. Roman. 1902. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Er verſprach ihr einſt das Paradies. Novelle. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—

Höcker, Paul Oskar. Dodi. Roman. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.—

Hoffmann, Hans. Allerlei Gelehrte. Humoresken. Zweite Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Aus der Sommerfriſche. Kleine Geſchichten. 1898. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Geſchichten aus Hinterpommern. Vier Novellen. Dritte Auflage. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—

Hoffmann, Hans. Das Gymnasium zu Stolpenburg. Novellen. Fünfte Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Der Hexenprediger und andere Novellen. 3. Auflage. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Neue Korfugeschichten. 1887. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Im Lande der Phäaken. Novellen. Zweite Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Landsturm. Erzählung. Dritte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Irrende Mutterliebe. Zwei Novellen. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Der eiserne Rittmeister. Roman. 2. Aufl. 2 Bände. 1900. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 12.—
— Ruhm. Novelle. 1891. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Tante Fritzchen. Skizzen. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Unter blauem Himmel. Novellen. Zweite Auflage. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen. Vierte Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 6.—
— Von Haff und Hafen. Neues von Tante Fritzchen. Skizzen. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Wider den Kurfürsten. Roman. Drei Bände. 2. Auflage. 1906. 8°. In 3 Bdn. eleg. geb. 15.—

Jähns, Max. Geschichtliche Aufsätze. 1903. gr. 8°. Eleg. geb. 12.—

Jensen, Wilhelm. Eddystone. Novelle. Zweite Auflage. 1894. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Karin von Schweden. 20. Auflage. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—

Kraus, Franz Xaver. Essays. Erste Sammlung. 1896. gr. 8°. Eleg. geb. 12.—
— Essays. Zweite Sammlung. 1901. gr. 8°. Eleg. geb. 12.—

Krokisius, Theodor. Erinnerungen aus dem Feldzuge 1870—71. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

Leuburg, Wolfgang. Oberlehrer Müller. Mit Zeichnungen von Joseph Sattler. 1899. 8°. Eleg. geb. 3.—

Leut, Gertrud. St. Quirein in den Wiesen. Novelle. 1905. 8°. Eleg. geb. 5.—

Malade, Theo. Geschichten von der Scholle. Zweite vermehrte Auflage. 1905. 8°. Eleg. geb. 4.—

Marti, Fritz. Die Schule der Leidenschaft. 1906. 8°. Eleg. geb. 6.—

Meinhardt, Adalbert. Allerleirauh. 1900. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Heinz Kirchner. Aus den Briefen einer Mutter an ihre Mutter. 4. Auflage. 1906. 8°. Eleg. geb. 3.—

Meinhardt, Adalbert. Das Leben ist golden. Drei Novellen. 1897. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Mädchen und Frauen. 1903. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Mimen. Moderne Zwiegespräche. 1895. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Reisenovellen. 1885. 8°. Eleg. geb. 6.50
— Stilleben. 1898. 8°. Eleg. geb. 3.—
— Frau Hellfrieds Winterpost. 1904. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Glücksuchende Menschen. Erzählungen. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

Meyer, Betsy. Conrad Ferdinand Meyer. In der Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer. 1903. 8°. Eleg. geb. 5.—

Meyerheim, Paul. Adolf von Menzel. Erinnerungen. Mit einem Bilde in Dreifarbendruck, elf Lichtdrucken und einem Faksimile. 1906. 8°. In Originalband 6.—

Pierson, William. Preußische Geschichte. Neunte, vermehrte Auflage. Zwei Bände. 1906. gr. 8°. In 2 Bdn. eleg. geb. 13 —

Raff, Helene. Modellgeschichten. 1902. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Die Braven und die Schlimmen. 1904. 8°. Eleg. geb. 5.—
— Sünder und Entsühnte. 1907. 8°. Eleg. geb. 5.—

Reinke, J. Die Welt als Tat. Umrisse einer Weltansicht auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Vierte Auflage. 1905. gr. 8°. Eleg. geb. 12.—
— Einleitung in die theoretische Biologie. 1901. gr. 8°. Mit 83 Abbildungen im Text. Eleg. geb. 18.—
— Die Natur und Wir. Leichtverständliche Aufzeichnungen. Zweite Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 6.—

Rodenberg, Julius. Bilder aus dem Berliner Leben. 3. wohlfeile Ausgabe. Drei Bde. 1891. 8°. In 2 Bde. eleg. geb. 6.—
— Herrn Schellbogen's Abenteuer. Ein Stücklein aus dem alten Berlin. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50
— Klostermanns Grundstück. Nebst einigen anderen Begebenheiten, die sich in dessen Nachbarschaft zugetragen haben. 1891. 8°. Eleg. geb. 4.—
— Aus der Kindheit. Erinnerungsblätter. 1907. 8°. Eleg. geb. 4.—

Schneegans, August. 1835—1898. Memoiren. Ein Beitrag zur Geschichte des Elsasses in der Uebergangszeit. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Heinrich Schneegans, Professor an der Universität Würzburg. gr. 8°. 1904. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. Eleg. geb. 12.—

Schubin, Ossip. Boris Lensky. Roman. Dritte Auflage. Drei Bände. 1896. 8°. In 3 Bdn. eleg. geb 17.—

— Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Novellen. Vierte Auflage. 1901. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Die Geschichte eines Genies. Novelle. Zweite Auflage. 1890. 8°. Eleg. geb. 4.50

— „Gloria victis!" Roman. Vierte Aufl. 1902. 8°. Eleg. geb. 9.—

— Peterl. Eine Hundegeschichte. 1900. 8°. Eleg. geb. 3.—

— Refugium peccatorum. Roman. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—

— Der arme Nicki. Die Geschichte eines aus der Reihe gefallenen. 2 Bände. 1906. 8°. Eleg. geb. 7.—

— „Unter uns." Roman. Fünfte Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 7.50

— Der Gnadenschuß. 1905. 8°. Eleg. geb. 4.—

Schütze, Paul. Theodor Storm. Sein Leben und seine Dichtung. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr. Edmund Lange. Eleg. geb. 7.—

Siebert, Margarete. Marie. Roman. 1905. 8°. Eleg. geb. 6.—

Sommer, Anna. Heimweh. Roman. 2 Bände. 1906. 8°. Eleg. geb. 9.—

Storm, Theodor. Aquis submersus. Novelle. Siebente Auflage. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Bei kleinen Leuten. Zwei Novellen. 1887. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Zur Chronik von Grieshuus. 1888. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Geschichten aus der Tonne. Sechste Auflage. 1906. 8°. Eleg. geb. 5.—

— John Riew'. Ein Fest auf Hadersleyhuus. Zwei Novellen. 1885. 8°. Eleg. geb. 6.50

— Zerstreute Kapitel. Dritte Auflage. 1890. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Zwei Novellen. 1883. 8°. Eleg. geb. 5.50

— Der Schimmelreiter. Novelle. Elfte Auflage. 1908. 8°. Eleg. geb. 5.—

— Vor Zeiten. Novellen. Dritte Auflage. 1903. 8°. Eleg. geb. 6.—

Vay de Vaya, Mgr. Graf. Erinnerungen an die ostasiat. Kaiserreiche und Kaiser. 1906. gr. 8°. Eleg. geb. 8.—

Widmann, J. V. Johannes Brahms in Erinnerungen. Zweite Auflage. 1898. 8°. Eleg. geb. 4.—

Wolff, Elsa. Fräulein Maria. — Die Geschichte einer Armen im Geiste. 1906. 8°. Eleg. geb. 4.—

Deutsche Rundscha

XXXIV. Jahrgang.

Herausgeber:
Julius Rodenberg.

Verleger:
Gebrüder Paetel
in Berlin.

Die „Deutsche Rundschau“ steht jetzt in ihrem viernndd
Jahrgange, und es ist wohl überflüssig, nochmals d
gramm dieser angesehensten und verbreitetsten Revue
legen. In gleichmäßiger Berücksichtigung der schönen Litera
der Wissenschaft ist die „Deutsche Rundschau“ bestrebt, das
zu sein, welches dem hohen Bildungsstande der Gegenwa
beiden Seiten hin entspricht. Sie will eine Partei nicht führe
auch keiner folgen; sie will den Fragen der Gegenwart
werden und ihrerseits an diesen sich betheiligen, nicht in u
baren Debatten, sondern durch positive Leistungen. Sie f
fördern, was immer unserm nationalen und Geistesleben neue
zuführt, und keinem Fortschritt in den Fragen der humanitär
sozialpolitischen Bewegung, der Erziehung, der Wissenschaft, der
der Literatur verschließt sie sich.

Die „Deutsche Rundschau“ erscheint in zwei Ausgaben:

a) Monats-Ausgabe in Heften von 10 Bogen.
Preis pro Quartal (3 Hefte) Mk. 7.50.

b) Halbmonatshefte von 5 Bogen Umfang.
Preis pro Quartal (6 Hefte) Mk. 7.50.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entge

Probehefte sendet auf Verlangen zur Ansicht jede Buchhandlung,
sowie gegen Einsendung von 20 Pf. — nach dem Auslande
40 Pf. — die Verlagsbuchhandlung

Gebrüder Paetel in Berlin W., Lützowstr. 7.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

SEP 29 1915

DEC 27 1